Zukunft bauen

Kambodschas Architekturmoderne

Claus Donau

Erinnerungen, Projektionen

«Kambodscha» bedeutet für die meisten «Angkor» und «Pol Pot», «Killing Fields» und «Korruption». Das einstige Reich der Khmer, das zum Zeitpunkt seiner grössten Ausdehnung neben Kambodscha auch Laos, Thailand sowie Teile Malaysias, Vietnams und des heutigen Myanmar umfasste, ist ein Land der Erinnerungen und Projektionen, der Hoffnungen und Alpträume. Doch Kambodscha ist mehr als romantisch-verwunschene Tempelbauten, gnadenloser Terror und postmoderner Grössenwahnsinn. Kambodscha – in der Landessprache *Preăh Réachéanachâkr Kâmpŭchéa* – ist Kampf um Unabhängigkeit und Suche nach einer postkolonialen Identität.

Das 1958 von Van Molyvann entworfene Monument de l'Indépendance du Cambodge

1863 war Kambodscha, damals Vasall von Siam und Vietnam, französisches Protektorat geworden. König Ang Duong und sein Sohn Norodom I. hatten Napoleon III. ersucht, Frankreich möge als Schutzmacht gegen die im Osten vordrängenden Cham und das im Westen expandierende Siam auftreten. Ihr Ansinnen stiess in Paris auf offene Ohren, Frankreich sah seine Stunde geschlagen. Fünf Jahre zuvor hatte man antichristliche Pogrome und Kirchenplünderungen in Vietnam zum Anlass genommen, mit Kanonenbooten ins Mekongdelta und in den Hafen von Da Nang einzudringen und die Hauptstadt Hué anzugreifen. Danach hatte man im Süden die Kolonie *Cochinchina* eingerichtet. Jetzt kam, auf scheinbar friedlichem Weg, Kambodscha an die Reihe. Zwanzig Jahre später besetzten die Franzosen auch den Rest Vietnams, wobei sie aus taktischen Überlegungen die neu geschaffenen Protektorate *Annam* und *Tongking* unter nomineller Herrschaft des Kaisers von Hué beliessen. Aus den

besetzten Gebieten formten sie die *Union Indochinoise* und verleibten ihr 1893 auch Laos ein. Ihr koloniales Werk wurde mit der Besetzung des südchinesischen Gebiets von Guangzhouwan, dem heutigen Zhanjianga abgeschlossen. Damit Recht wurde, was Unrecht war, wurde die Annexion 1899 durch einen der damals üblichen «ungleichen Verträge» – Öffnung der Häfen und Handelswege bei gleichzeitiger Einschränkung der Souveränität, ohne Gegenleistung der Kolonialmacht – «legalisiert». Was in knapp fünfzig Jahren entstanden war, galt in Europa allgemein als Musterbeispiel einer gelungenen Territorialordnung: Französisch-Indochina.

Eine Union von Kaisers Gnaden

Eine Siedlerkolonie wie Brasilien, Kanada, Kasachstan oder Algerien, deren Zweck darin bestand, Geburtenüberschuss aufzunehmen und soziale Spannungen im Mutterland zu entschärfen, war Französisch-Indochina nur zu Beginn. Stets stellten die Franzosen eine Minderheit dar, zur Zeit ihrer grössten Präsenz kamen auf fast 23 Millionen Einwohner gerade einmal 34'000 Franzosen. Im Gegensatz zu Französisch-Algerien aber war Indochina ein wirtschaftlicher Segen: Reis und Pfeffer aus Kambodscha, Tee, Kaffee, Kohle, Kautschuk, Zinn und Zink aus Vietnam wurden ins «Mutterland» exportiert. Für zusätzlichen Wohlstand sorgte das von der Kolonialverwaltung eingerichtete Monopol auf den Opium-, Salz und Reisschnapshandel.
Die neuen Herren bauten die Region zu einer wirtschaftlichen Macht aus, investierten in die verarbeitende Industrie von Textilien, Zigaretten und Zement, in Brauereien und Brennereien. Um die Waren schneller und sicherer transportieren zu können, schenkten sie dem Ausbau von Strassen und Kommunikationswegen besondere Aufmerksamkeit. Damit das Fass nicht überlief, sollte die einheimische Bevölkerung nicht unterdrückt, sondern assimiliert werden: Indochinas Kinder sollten zu kleinen Franzosen werden. Dabei verhielt man sich vorausschauend. Als sich in den 1920er-Jahren Widerstand gegen die Bildungsprogramme abzeichnete, richtete man einen «französisch-einheimischen» Unterricht ein, in dem neben europäischen auch regionale Kulturen Platz fanden. Trotz aller Bemühungen aber genossen die Einheimischen wenige Rechte, eine Gleichstellung mit den Franzosen war ausgeschlossen, an der Spitze der gesellschaftlichen Pyramide stand eine europäische Minderheit.

Bauen für Unabhängigkeit und Freiheit

Staaten und Gesellschaften entwickeln sich nicht selbstplanerisch, sie werden gestaltet – durch Anpassung politischer Systeme und Wirtschaftsordnungen, Adaption

von Sozialordnungen und Gerichtswesen, durch Raum- und Stadtplanung, durch Architektur. Um seine Werte und Macht zu demonstrieren, baut der Mächtige, auch in Kambodscha. Dies galt vor der Kolonialherrschaft so, setzte sich in der Protektoratszeit fort und sollte auch nach der Befreiung so bleiben.

Um die Bauwerke, in denen sich Kambodschas Machstreben materialisiert, ranken sich Mythen. Dass Angkor, die grösste Tempelstadt der Welt, 1868 durch den französischen Philologen und Naturwissenschaftler Henri Mouhot «entdeckt» wurde, ist ebenso falsch wie die Annahme, Sihanouk habe in den 1950er-Jahren Bauprojekte initiiert, die sich mit Planstädten wie Brasilia, Chandigarh oder Islamabad hätten messen können. Die zerfallenden Tempel nördlich Siem Reap waren lange vor Mouhot von Einheimischen benutzt worden und Sihanouks Massnahmen dienten der Erweiterung einer bestehenden, nicht aber der Planung einer neuen Stadt. Dennoch verbirgt sich dahinter ein Stück Wahrheit. Es waren Mouhots Zeichnungen, die die Aufmerksamkeit westlicher Gelehrter auf sich zogen, die begannen, einen Stadt- und Tempelkomplex zu erforschen, der sich seit dem 9. Jahrhundert immer weiter ausgedehnt hatte, Anfang des 15. Jahrhunderts von den Thai erobert und dem Zerfall preisgegeben worden war, und es waren stadtplanerische Konzepte wie in Indien, Brasilien und Pakistan, die in die Konzepte eines neuen Phnom Penh einflossen und dem Bedürfnis Rechnung trugen, Lebensraum, Versorgung und Transport für eine rasant wachsende Einwohnerzahl zu schaffen und zugleich eine gesellschaftspolitische Behauptung aufzustellen.

Angkor Wat. Durch Guaiaud nach Mouhot, Publ. bei le Tour du Monde, Paris 1863

Aufbruch in eine neue Zeit

1941 war Norodom Sihanouk auf Betreiben der französischen Kolonialverwaltung zum König ausgerufen worden. Das Vichy-Regime hoffte, den achtzehnjährigen Prinzen als gefügigen Vollzugsgehilfen für seine Kolonialinteressen instrumentalisieren zu können. Wenige Monate zuvor hatte Frankreich mit Deutschland den Waffenstillstad von Compiègne geschlossen, das Vichy-Regime pflegte eine Politik der Kollaboration. Japan begann, Druck auf die französische Kolonialverwaltung auszuüben und erstritt sich das Recht, in Indochina Truppen zu stationieren und Flugplätze zu benutzen. Dies markierte den Beginn einer japanisch-französischen Doppelherrschaft: Die französische Kolonialverwaltung wurde nicht angetastet, Japan beschränkte sich auf ein System indirekter Herrschaft und überliess die innere Sicherheit den Franzosen. Vier Jahre später entwaffneten die Japaner die französischen Truppen, besetzten Indochina und zwangen Sihanouk, Kambodscha für unabhängig zu erklären. Frankreich schien aus dem Rennen zu sein. Sechs Monate später musste Japan im Zuge der Nuklearkatastrophen von Nagasaki und Hiroshima die bedingungslose Kapitulation unterzeichnen, der Zweite Weltkrieg war zu Ende, das Vichy-Regime brach in sich zusammen, in Paris wurde die Vierte Republik ausgerufen. Die neue französische Verfassung bestimmte unter anderem die Gründung einer *Union française*, mit deren Hilfe die Beziehungen zu den kolonialen Besitzungen in eine Art französisches Commonwealth umgewandelt werden sollten.

Die folgenden Jahre gestalteten sich auch für Kambodscha chaotisch. Sihanouk und seine *Parti libéral* umwarben die politischen Eliten, während Prinz Sisowath Youtevong und seine *Partie démocrate cambodgien* eine Demokratie nach westlichem Muster anstrebten und 1946 auch eine überwältigende Parlamentsmehrheit errangen. Sihanouk, der nie Demokrat war, begann, die Demokratische Partei zu bekämpfen. Seine Versuche, den politischen Gegner zu eliminieren, spalteten das Land in ein konservatives Lager, die marginalisierten Demokraten und eine wachsende kommunistische Bewegung. 1953 entliess er die Regierung, setzte die Verfassung ausser Kraft und ernannte sich selbst zum Regierungschef. Zwölf Monate später rief er das Kriegsrecht aus, löste das Parlament auf und proklamierte einseitig die politische Unabhängigkeit. Dann dankte er zugunsten seines Vaters Norodom Suramarit als König ab und gründete mit der Sozialistischen Volksgemeinschaft *Sangkum* eine eigene Partei, mit der er 1955 die Wahlen gewann, wobei massive Wahlfälschung im Spiel war. In seiner Antrittsrede propagierte der neue Regierungschef die strikte

Neutralität des Landes und errichtete in den folgenden Jahren in einer Mischung aus Demokratisierung auf lokaler und provinzieller Ebene – zehn Jahre vor der Schweiz wurde das Frauenstimmrecht eingeführt – bei gleichzeitiger Diskriminierung politischer Gegner durch Propaganda, Terror sowie Gewährung/Entzug von Privilegien eine nahezu autokratische Herrschaft. Stets sah er sich als absolutistischer Herrscher, betrachtete Kambodscha als sein Eigentum und alle Kambodschaner als seine Kinder.

Amerika war sein Freund nicht und sollte es nie werden. Schon 1953 war der damals 31-jährige König während seines Staatsbesuchs in Washington von US-Aussenminister Dulles darüber belehrt worden, dass der Kolonialismus eine Kinderkrankheit sei – die eigentliche Gefahr gehe vom Kommunismus aus und könne ohne Frankreichs Unterstützung nicht eingedämmt werden. Zum obligatorischen Präsidentenbankett im Weissen Haus wurde der König erst gar nicht eingeladen, stattdessen schlug man vor, Karten für eine Zirkusveranstaltung zu organisieren. Am nächsten Tag forderte Sihanouk in einem Interview mit der *New York Times* die Weltöffentlichkeit auf, Kambodschas Unabhängigkeit zu unterstützen. Für Dulles war ein unabhängiges Kambodscha ohne Zerschlagung des Kommunismus' undenkbar, für Sihanouk konnte nur ein unabhängiges Kambodscha dem Kommunismus widerstehen. «Jeder von uns», erinnerte er sich später, «hatte den Eindruck, der andere spanne den Wagen vor das Ross.»

Von nun an verfolgte Sihanouk eine Neutralitätspolitik, die auf drei Säulen ruhte: Ausnutzung der Rivalität zwischen den USA und China, nötigenfalls Zusammenarbeit mit Frankreich und Unterdrückung der kleinen Gruppe kambodschanischer Kommunisten. Kaum ein Politiker der Neuzeit hat so viele Gegensätze in sich vereint wie er. Er war Patriot, Playboy und Politprofi, ein Freund von Mao Zedong und Pol Pot, und vor allem: ihr Opfer. Der von Luxus verwöhnte Staatsmann konnte erstaunlich gut mit kommunistischen Massenmördern, pries Maos Bauernrevolution, bewunderte Pol Pot für seine Durchsetzungskraft und diskutierte gern mit Kim Il Sung, in dessen Gästehaus bei Pjöngjang er Monate seines Exils verbrachte. Er war ein Träumer und Tatmensch, konnte sich tagelang in seine Filmstudios verkriechen, Drehbücher schreiben und Liebeslieder komponieren, die er bis ins hohe Alter hinein vortrug. Er kämpfte mit allen Mitteln für die Unabhängigkeit seiner Heimat und jonglierte als gewiefter, frankophiler und zugleich Frankreichs Machtstreben hassender Kämpfer sein Land durch die Nachkriegswirren. Mindestens vierzehn Kinder hat der «Preahmahaviraksat», so sein offizieller Titel («König und Vater aller Kambodschaner»),

gezeugt, sechs Ehefrauen geheiratet und jede Menge Konkubinen unterhalten. Er war ein egomanischer Philanthrop, der sich seines Ranges als erster, gottgekrönter Mann immer bewusst war und der seine Interessen mit denen seines Volkes gleichsetzte. Seine grösste Leistung aber bestand darin, Kambodscha aus der Düsternis und bleiernen Schwere eines französischen Protektorates in eine neue Zeit zu führen.

Aufbruch in eine neue Zeit: King Father Norodom Sihanouk spielt mit Freunden im Royal Palace Saxofon. Unten der vom Nationalarchitekten Vann Molyvann 1962–1963 entworfene und errichtete National Sports Complex

Zeitenwende in den Untergang

Sihanouks visionären Blick verborgen blieb die Katastrophe, die von den Roten Khmer vorbereitet wurde und die zwei Millionen Kambodschanern das Leben kosten sollte. Nachdem er 1970 von Premierminister General Lon Nol entmachtet und ins chinesische Exil abgedrängt worden war, trachtete er nach nichts anderem mehr, als sich an seinen Gegnern zu rächen. Jedes Mittel war ihm dazu recht, sogar eine Koalition mit einem der brutalsten Diktatoren der jüngeren Weltgeschichte.

Sein *Gouvernement royal d'union nationale du Kampuchéa*, kurz GRUNK, agierte als Exilregierung von Peking aus mit chinesischer Unterstützung und in enger Koalition mit den Roten Khmer. Kurz vor deren Machtübernahme vertrat er 1973 in einem Interview mit der *New York Times* eine im Rückblick geradezu bizarre These: «Die Roten Khmer sind seriös, sie wissen, wie man ein Land aufbaut, sie haben Dinge erreicht, die ich selbst nicht erreicht habe. In den befreiten Gebieten [damit meinte er die von Roten Khmer bereits besetzten Regionen] fehlt es an nichts: Fleisch, Gemüse, Früchte, Reis, Kleidung sind im Überfluss vorhanden ... Ich sollte den kambodschanischen Kommunisten gratulieren und ihnen sagen: Ihr seid tolle Kerle, ihr müsstet für alle Zeiten an der Macht bleiben. Niemand sollte Euch von dort vertreiben, nicht einmal Sihanouk.» Wie falsch er darin lag, seinen «Kindern» die ewige Herrschaft der Roten Khmer zu wünschen, sollte sich bald zeigen – die Fundamentalkommunisten trieben Kambodscha in den Abgrund.

Nach ihrer Machtübernahme spielte Sihanouk noch kurz die Rolle eines Staatsoberhaupts, dann wurde er wegen Kritik an ihrer Politik suspendiert und unter Hausarrest gestellt. Nach dem Einmarsch der Vietnamesen und dem Zusammenbruch der Terrorherrschaft ging er 1979 erneut ins chinesische Exil, gründete eine neue Partei zur Befreiung Kambodschas, arbeitete politisch und militärisch aber weiter mit den Roten Khmer zusammen. Während des Friedensprozesses wurde er 1993 ein zweites Mal zum König und Staatsoberhaupt ernannt und erreichte, nachdem er mit Ieng Sary einen der Hauptverantwortlichen für den Genozid begnadigt hatte, dass ein grosser Teil der Roten Khmer die Waffen streckte. Am 7. Oktober 2004 verkündete der inzwischen 81-jährige Monarch, dessen Weg sich immer den jeweiligen Machtverhältnissen angepasst hatte, in Bejing seine endgültige Abdankung. Zuvor sorgte er dafür, dass der Thronrat einen seiner Söhne, Norodom Sihamoni, zum Nachfolger wählte. Der Fortbestand der Monarchie war damit gesichert. Am 15. Oktober 2012 starb Sihanouk im Alter von 89 Jahren und wurde vier Monate später in Phnom Penh nach buddhistischem Ritus eingeäschert.

«Friede den Hütten, Krieg den Palästen!»

Die beiden Jahrzehnte nach dem Zweiten Weltkrieg waren geprägt von antikolonialistischen Bewegungen rund um den Globus. Der Ruf, mit dem Georg Büchner 1834 die notleidende hessische Landbevölkerung aufgefordert hatte, gegen die Grossherzogliche Regierung aufzubegehren, erlebte hundert Jahre später einen weltweiten Widerhall: «Friede den Hütten, Krieg den Palästen!»

Rule the waves

Indien erreichte nach vielen Jahren der Unruhen und des Widerstands 1947 als *Indische Union* die Unabhängigkeit. Burma, seit 1937 eigenständige britische Kronkolonie, wurde im folgenden Jahr unabhängig, ebenso wie Ceylon, das seit 1947 britisches Dominion war.

Schon seit Jahrzehnten war British India, «The Jewel in the Crown of the British Empire», kein strahlendes Juwel mehr gewesen. Seit dem Ende des Ersten Weltkriegs hatten die indischen Nationalisten geglaubt, es sei nur eine Frage der Zeit, bis Britisch-Indien in die Unabhängigkeit entlassen würde. Die Briten aber dachten zu keiner Zeit an eine Unabhängigkeit, bestenfalls würde der künftige Status dem eines Dominion gleichen. Während des Zweiten Weltkrieges hatten sich die gegenseitigen Positionen weiter zugespitzt, und 1942 plante die britische «Cripps-Mission», aus Indien ein Dominion zu machen, was sowohl von der Muslim-Liga als auch vom hinduistisch dominierten Kongress abgelehnt wurde. Im Sommer 1942 hielt Mahatma Gandhi vor den Mitgliedern des ‹All India Congress Commitee› seine «Quit-India»-Rede («Raus aus Indien»), gab seinen Zuhörern das Mantra «Do or die» («Jetzt oder nie») auf den Weg und forderte sie auf, im Kampf gegen die Kolonialmacht Gewaltlosigkeit und passiven Widerstand zu befolgen. Nun brachen in allen Schichten der Bevölkerung landesweite Unruhen aus, die von den Briten mit massivem Militäreinsatz und hunderten von Verhaftungen niedergeschlagen wurden.

Nach Kriegsende begannen Verhandlungen über eine mögliche Unabhängigkeit, an denen Gandhi, dessen Nachfolger Jawaharlal Nehru und der Führer der Muslimliga Mohammed Ali Jinnah teilnahmen. Als sich zeigte, dass die Interessen unvereinbar waren, wurden die Verhandlungen abgebrochen. Der Religionskonflikt war nicht neu, schon 1905 hatte Lord Curzon, Vizekönig von Indien, die Präsidentschaft Bengalen in die mehrheitlich muslimische Provinz «Ostbengalen und Assam» und die mehrheitlich hinduistische Provinz «Bengalen» aufgeteilt. Dieser Akt hatte die nationalistische Politik dramatisch aufgeheizt. Dass es zu einer solch gewaltigen Eskalation zwischen zwei grossen Religionsgruppen kommen konnte, hing nicht zuletzt mit der britischen Wahrnehmung der südasiatischen Gesellschaften zusammen. In den vorausgegangenen Jahrzehnten hatten die Briten die Menschen auf Religionsgruppen reduziert: Unter «Hindu» subsumierten sie jeden, der nicht Christ, Jude, Buddhist oder Muslim war. So war allmählich ein mehr oder weniger homogener «Hinduismus» entstanden, der in gezielter Abgrenzung zu den protestantischen Missionsgesellschaf-

ten stand, die seit 1813 in Britisch-Indien tätig waren. Die wachsende Marginalisierung der Muslime bot Jinnah die Möglichkeit, die Idee einer Zwei-Nationen-Theorie aufzugreifen, die seit den frühen Zwanzigerjahren diskutiert worden war und besagte, dass Muslime und Hindus zwei verschiedenen Nationen angehörten.

Für die meisten Hindus hatte die britische Herrschaft längst ihre Legitimität verloren. Den endgültigen Beweis lieferten die Wahlen von 1946, bei denen den Kongress in nicht-muslimischen Wahlkreisen 91 Prozent aller gültigen Stimmen erhielt, in der zentralen Legislative die Mehrheit errang und in acht Provinzen die Regierung stellte. Damit war der Kongress für die meisten Hindus zum legitimen Nachfolger der britischen Regierung geworden. Die Muslimliga wiederum versammelte die Mehrheit muslimischer Stimmen hinter sich, errang die meisten für Muslime reservierten Sitze in den Provinzversammlungen und sicherte sich alle muslimischen Sitze in der Zentralverwaltung. Jinnah interpretierte das Ergebnis so, dass die Muslimliga alle Muslime Indiens vertreten würde und die gesamte muslimische Bevölkerung ein eigenes Heimatland anstrebe.

Als sich die politischen Gegner nicht einigen konnten, entwarf Grossbritannien den «Cabinet Mission Plan». Mittels «Gruppierungen» sollte ein geeintes Indien erhalten und gleichzeitig der Kern von Jinnahs Unabhängigkeitsforderung gesichert werden. Eine föderale Struktur würde aus drei Gruppen von Provinzen bestehen, zwei würden die überwiegend muslimischen Regionen umfassen, eine dritte die überwiegend hinduistischen Regionen. Die Provinzen wären autonom, das Zentrum aber würde die Kontrolle über Verteidigung, die Aussenbeziehungen und die Kommunikation behalten. Obwohl die Vorschläge kein unabhängiges Pakistan vorsahen, akzeptierte sie die Muslimliga, doch die Kongressführer, insbesondere Nehru, meinten, das Zentrum würde geschwächt werden, und lehnte die Idee ab – womit sowohl der Cabinet Mission Plan als auch die Aussicht auf vereinigtes Indien torpediert war.

Im Gegenzug verweigerte die Muslimliga jede Kooperation. Da die erste Interimsregierung fast ausschliesslich aus hinduistischen Mitgliedern bestand, rief Jinnah auf den 16. August 1946 zu einem «Tag der direkten Aktion» auf. In Kalkutta, dem heutigen Kolkata, fand eine von Tausenden Menschen besuchte Kundgebung statt, in deren Folge schwere Unruhen zwischen Hindus und Muslimen ausbrachen. Nach offiziellen Angaben wurden 4000 Menschen getötet, Muslime überfielen Hindus, Hindus ermordeten Muslime, hunderttausend Menschen wurden obdachlos.
Die Unruhen lösten in den umliegenden Provinzen weitere religiöse Unruhen aus.

Grossbritannien versuchte, mit Truppen einzugreifen, war aber ausserstande, sie zu beenden, geschweige denn zu vermitteln.

Nun griff die Kolonialverwaltung zu einem massiven Druckmittel, verlegte den Abzug ihrer Truppen um ein Jahr nach vorne und stellte die Unabhängigkeit in Aussicht – unter der Voraussetzung, dass British Indien in zwei Dominions, zwei selbstverwaltende Kolonien, geteilt würde, wobei die Briten nur auf zwei der zahlreichen religiösen Gruppen Rücksicht nahmen. Dem *Dominion of Pakistan* würde man zwei Regionen zuweisen, die durch das *Dominion of India* voneinander getrennt wären und aus denen später Bangladesch und die Islamische Republik Pakistan hervorgehen sollten.

Was folgte, war eine riesige Völkerwanderung, begleitet von religiösen Konflikten mit mehr als einer Million Toten. Familien und ganze Dorfgemeinschaften wurden auseinandergerissen, muslimische Familien wanderten aus dem *Dominion of India* in Richtung Westen, Hindus in Richtung Osten. Die Metropole Amritsar, wo der Goldene Tempel der Sikhs steht, verlor ihr Hinterland, worauf nahezu alle Sikhs in das *Dominion of India* auswanderten, weil sie nicht in einem von Muslimen dominierten Staat leben wollten. Das buddhistische Sikkim wurde zwar unabhängig, wenige Jahre später jedoch von Indien gezwungen, einen Protektoratsvertrag zu unterschreiben. Was eine sorgfältig geplante Ordnung hätte werden sollen, wurde zum Herd für jahrzehntelange Konflikte. Am 28. Februar 1948 verliessen mit dem *First Battalion of the Somerset Light Infantry* die letzten britischen Truppen das Land, zwei Jahre später konstituierte sich das demokratische Indien. Mit dem Abzug der Briten war die Kolonialmacht vertrieben, doch gleichzeitig war die Saat gelegt für kriegerische Konflikte zwischen Indien und Pakistan, die bis heute andauern.

Im *East African Protectorate* war der Weg in die Unabhängigkeit mit einem Genozid verbunden. Im Oktober 1952 hatte die britische Kolonialverwaltung den Ausnahmezustand ausgerufen, die folgenden acht Jahre waren britische Truppen in einen Bürgerkrieg verwickelt, der das Land und sämtliche Ethnien in Mitleidenschaft ziehen sollte. Die *Kenya African Union* unter Präsident Jomo Kenyatta hatte seit ihrer Gründung 1944 die Unabhängigkeit gefordert, intensivierte bald ihre politischen Anstrengungen und erhielt grossen Zulauf. Jetzt sahen die Kolonialisten ihren Besitzstand gefährdet, verboten die *Union* und verurteilten ihre Führer mit gefälschten Vorwürfen zu langen Haftstrafen. Inzwischen hatte die *Kenya Land and Freedom Army*, eine Guerillabewegung der grössten einheimischen Bevölkerungsgruppe der

Kikuyu, damit begonnen, gewaltsam gegen die Besatzer vorzugehen. Ihre Rebellion richtete sich gegen einen jahrzehntelangen systematischen Landraub und die Vertreibung in Reservate, verbunden mit der Zerstörung familiärer Strukturen, Verelendung und politischer Ausgrenzung. Die Kikuyu-Guerilla erklärte alle Europäer zu Gegnern, einschliesslich der Afrikaner, die mit ihnen kollaborierten. Die Methoden dabei waren brutal, im Gegenzug gingen die Briten zu einem systematischen Terror über und legten ein engmaschiges Netz von Gulags über Kenia, in denen fast die gesamte indigene Bevölkerung interniert wurde.

Bei diesem Kolonialkrieg spielte der Mythos der «Menschen fressenden Schwarzen» eine zentrale Rolle. Anlässlich eines Massakers in Lari, fünfzig Kilometer nördlich von Nairobi, hatten herumstreunende Kikuyu einen loyalistischen Chief und die Dorfbevölkerung niedergemetzelt. Dies lieferte den Briten das lang ersehnte Fotomaterial, um die Stimmung aufzuheizen. Einhundert Schwarze waren in Lari Opfer der Kikuyu-Banditen geworden – die Briten rächten sich, indem sie Tausende Kikuyu töteten, die Kikuyu mit der englischen Wortschöpfung «Mau-Mau» belegten und ihnen unzivilisierte Wildheit und Grausamkeit nachsagten. «Mau-Mau» wurde als barbarische, antieuropäische, antichristliche Sekte diskreditiert, die grässliche Rituale pflege und in Ablehnung jegicher Zivilisation auf primitiven Terror zurückgreife. In Grossbritannien, aber auch in Deutschland kursierten aberwitzige Plakate, Kinofilme, Fotos und Schauergeschichten. So berichtete *Der Spiegel* ab Mitte der 1950er-Jahre über Rebellen, «die nach nächtlichen Schwüren bei Ochsenblut und toten Katzen Vieh und Frauen weisser Siedler zerhackten und schwarze Mau-Mau-Feinde massakrierten», darunter auch «Neger», denen Mau-Mau «die Bäuche aufgeschlitzt» hätten. Die *Spiegel*-Redakteure und ihre Kollegen von der *Zeit* berichteten von angeblich «dumpfem Trommelschlag, unrhythmisch, bedrohlich und geheimnisvoll, nicht mehr wie früher, um Europäern einen angenehm gruseligen Ohrenschmaus zu servieren», von «rasierklingenscharfen Messern», die «plötzlich aus dem Urwalddickicht blitzen». Die Strategie der Kolonialverwaltung zielte darauf ab, «falsch informierte Sympathiebekundungen für die Mau-Mau zum Schwiegen zu bringen», mit anderen Worten: Kriegspropaganda zu betreiben. Dabei waren der Phantasie keine Grenzen gesetzt. «Die mitternächtliche Vereidigung der Mau-Mau-Anwärter vollzieht sich auf verschiedene, wenn auch stets gleich scheussliche Weise: Ein Bananenblatt wird in das Blut eines frisch geschlachteten Schafes getaucht und dem Novizen auf das Haupt gelegt. Sieben Schluck Blut muss er trinken, siebenmal muss er in das rohe, blutige Herz des Schafes beißen. Dann schwört er den siebenfachen Stammes-

Eid» war da zu lesen. Nichts davon war wahr, ausser der Kraft, die dem fraglichen Schwur innewohnte. In Wirklichkeit hatte der Schwur schon lange vor der Kolonialisierung im Rechtssystem der Kikuyu eine zentrale Rolle gespielt, man schrieb ihm sakrale Macht zu, die die Beteiligten miteinander verbindet und dessen Bruch automatisch den Tod nach sich zieht. Zwar waren die Sätze, die dabei gesprochen wurden, auch nicht extremer als die europäischer Freimaurer, die ebenfalls in einer gewalttätigen Sprache verfasst sind und in seltsamen Ritualen abgelegt werden; doch Gefangene, die zusammengebrochen waren, hatten erleben müssen, dass ein Geständnis nicht ausreichte und dass ihre Misshandlung in Szenen, die an Hexenprozesse des 16. und 17. Jahrhunderts erinnerten, solange weiter ging, bis sie reisserische Berichte über das Ablegen eines blutrünstigen Schwurs lieferten. Die Aussagen wurden dann als Propagandamaterial gegen die Aufständischen benutzt. Um die Kraft des Kikuyu-Schwurs zu brechen, führte die Kolonialverwaltung ein «Screening» ein: Man folterte Gefangene, bis hin zu Massenvergewaltigungen, Abschneiden von Gliedmassen und Kastration, und provozierte «Geständnisse», einen Eid abgelegt zu haben. Die Brutalität der Briten und die der *Kenya Land and Freedom Army* schaukelten einander gegenseitig hoch, wobei die Briten von dem Vorteil profitierten, die Methoden ihres Gegners medienwirksam diskreditieren, die eigenen aber verschweigen zu können.

Inhaftierte, des angeblichen Terrorismus verdächtigte Kikuyu

Für Grossbritannien sollte es ein Pyrrhus-Sieg sein, noch lange nachdem das «rule the waves», das Beherrschen der Weltmeere, seine Kraft verloren hatte. Der Skandal um Folterungen, Morde und völkerrechtswidrige Gerichtsprozesse trugen zur Unabhängigkeit Kenias bei, 2003 musste die britische Regierung trotz Vernichtung von Dokumenten und Verniedlichung in rechtsradikalen Internetforen die grausamen Vorgänge offiziell einräumen. Den mehr als fünftausend Überlebenden wurde eine Entschädigung von jeweils dreitausend Euro zugesprochen – die Gesundheit der Ver-

stümmelten lässt sich damit nicht «heilen», ganz zu schweigen der Tod von Menschen, die durch britische Kolonialtruppen ermordet wurden.

Achtzehn Stunden bis zur Freiheit

Auch Portugal war nicht bereit, seine Kolonien freiwillig aufzugeben, im Gegenteil, man betrachtete sie als Überseeprovinzen und liess dies in der Verfassung verankern. Geschwächt durch die Diktatur unter Präsident Antonio de Oliveira Salazar, war das Land seit 1932 in eine wirtschaftliche und politische Isolation gerutscht. In seinem *Estado Novo*, dem «neuen Staat», stützte Salazar sich auf die Grossgrundbesitzer, die Militärs und die einflussreichsten Familien. Politische Aktivität war verboten, das Volk sollte in Unmündigkeit gehalten werden. Um die Bevölkerung im Glauben zu wiegen, Portugal sei eine Wirtschaftsmacht, beutete er die besetzten Länder aus.

In den 1960er-Jahren verschlechterte sich das Verhältnis zu den Kolonien. 1961 führte ein Aufstand in Angola zu einem Massaker an weissen Siedlern. Lissabon schickte Soldaten, denen es zunächst gelang, die Situation unter Kontrolle zu halten, doch nun waren die Rebellionen nicht mehr zu aufzuhalten. In Mosambik und Guinea-Bissau bildeten sich bewaffnete Unabhängigkeitsbestrebungen, die meisten sozialistisch geprägt. Die Befreiungsbewegungen mehrerer Kolonien schlossen sich zur *Conferência das Organizações Nacionalistas das Colónias Portuguesas*, der Vereinigung der nationalistischen Organisationen portugiesischer Kolonien zusammen, Aufständische von Cabo Verde und São Tomé y Principe stiessen hinzu. Die Wirtschaftsbeziehungen lagen auf Eis, der weggebrochene Ertrag riss ein Loch in den Staatshaushalt. Zwei Drittel der 250'000 Mann starken portugiesischen Armee kämpften in den Kolonialkriegen und die jahrelangen Auseinandersetzungen zermürbten die portugiesische Gesellschaft. 1974 erkannten einige hochrangige Offiziere, dass auch Salazars Nachfolger Marcello Caetano keine Lösung bereithalten würde, und entfachten vom Alentejo aus die Revolution. Am 25. April 1974 war kurz nach Mitternacht landesweit das verbotene Kampflied *Grândola, Vila Morena* (Grândola, braungebrannte Stadt) des linken Liedermachers José Afonso hören. Am Vorabend hatte die Zeitung *República* den Hinweis abgedruckt, das nächtliche Musikprogramm werde heute «besonders lohnend» ausfallen, um halb ein Uhr morgens wurde die erste Strophe des traditionellen Kampfliedes verlesen – «Grândola, braungebrannte Stadt, Heimat der Brüderlichkeit: Es ist das Volk, das in Dir bestimmt.» Dies war das Startsignal für die Putschisten. Gegen Morgen hatten sie alle strategischen Punkte der Hauptstadt besetzt, die Befehlsgewalt übernommen und ein Kom-

muniqué an die Bevölkerung veröffentlicht. Nach mehrstündigen Verhandlungen schliesslich waren Caetano und seine Gefolgsleute zur Kapitulation bereit, am Nachmittag erklärte er seinen Rücktritt. In knapp achtzehn Stunden war eine Diktatur gestürzt, die vierzig Jahre das Land beherrscht und wirtschaftlich zugrunde gerichtet hatte.

Kolonialisten verjagen Kolonialisten

Anders als Spanien, Portugal und Frankreich waren die Niederlande zunächst ausschliesslich an innereuropäischen Handelsgeschäften interessiert gewesen. Als Ende des 16. Jahrhunderts Spanien und Portugal ihre Häfen für niederländische Schiffe sperrten, engagierten sie sich auch global. Neben Stützpunkten in Südindien, der Karibik, der Südsee und Südamerika errichteten sie vor allem in Südostasien ihr Kolonialreich. Doch anstatt wie andere Kolonialmächte ein System der Besatzung zu installieren, schufen sie ein Geflecht von Handelskompanien, zum Beispiel die *Niederländisch-Ostindien Kompanie* (*VOC*) und die *Niederländisch-Westindien-Kompanie* (*WIC*). Ziel waren Handel und Profit, nicht Missionierung oder gar kulturelle Assimilation. Mittels Handels- und Landpachtverträgen versuchte man, einen florierenden Asienmarkt zu eröffnen, brachte riesige Gebiete Südostasiens unter Kontrolle und baute in «Niederländisch-Indien» ein gewaltiges Gewürzmonopol auf.

Die niederländische Kolonie sollte sich als Goldgrube erweisen – bis der Zweite Weltkrieg die Lage völlig veränderte: Die japanische Armee besetzte die Region und vertrieb die Niederländer, im August 1945 warfen die USA über Nagasaki und Hiroshima die ersten Atombomben ab, Japan musste kapitulieren und seine Truppen zurückziehen. Kaum waren die Japaner abgezogen, erklärte Soekarno, der 1927 die *Perserikatan Nasional Indonesia* (*PNI*) gegründet hatte, die Kolonie für unabhängig. Obwohl sich die Niederlande um Wiederherstellung der alten Machtverhältnisse bemühten, mussten sie im Winter 1949 unter internationalem Druck die Unabhängigkeit Indonesiens anerkennen. Zwar behielten sie über Niederländisch-Neuguinea die Souveränität, die geplante Gründung einer «Republik Westpapua» aber misslang, 1962 mussten die Niederländer auch den Westteil Papua-Neuguineas abtreten. Was folgte, war eine straffe Politik unter Soekarno. Um das Land mit seinen unzähligen Religionen und Ethnien zu vereinen, bekämpfte er jede Opposition und liess *Bahasa Indonesia* als Amtssprache einführen, eine Sprache, die nur in Sumatras Osten und in Jakarta verbreitet war. 1972 wurde ein einheitliches lateinisches Schriftsystem mit kohärenter Orthografie geschaffen und ersetzte das gültige arabische Alphabet.

Der 30. September 1965 wurde zum Startschuss für brutale Repressionen der Regierung. Sechs führende Generäle waren entführt und ermordet worden, die Hintergründe waren unklar, und obwohl Mitglieder der Armee beteiligt waren, machte die Regierung umgehend die Kommunisten verantwortlich. Die Armee unter General Suharto sowie paramilitärische Einheiten initiierten nun das Pogrom «Musim Parang» («Saison der Hackmesser»), bei dem zwischen einer und drei Millionen Kommunisten und chinesisch-stämmige Indonesier ermordet wurden. Obwohl das Ausmass der Gräuel weltweit bekannt wurde, begrüssten die USA und Grossbritannien das Vorgehen. Bis heute werden die Massaker von der offiziellen Geschichtsschreibung als «heroische Taten» schöngeredet, die angeblich der Abwehr des Kommunismus gedient hätten, noch heute rühmen sich die Mörder ihrer Taten, während den zu Unrecht Beschuldigten das Stigma ehemaliger «politischer Gefangenen» anhaftet: Ihre Ausweise müssen einen entsprechenden Stempel tragen. Bis 1998 war jede Kritik an der offiziellen Darstellung verboten, erst in jüngster Zeit haben Dokumentarfilmer damit begonnen, den Staatsterror der sechziger Jahre aufzuarbeiten. Gleichzeitig gehen die Konflikte im «Staat der siebzehntausend Inseln» unvermindert weiter: Indigene Papua kämpfen seit Jahren mit Guerillataktiken gegen die Zentralverwaltung, die mit Menschenrechtsverletzungen und dem Einsatz von Napalm antwortet; Ost-Timor, das nach dem Zusammenbruch des Kolonialreichs 1974 unabhängig geworden und wenige Tage später von Indonesien okkupiert worden war, wurde 2002 nach einem langen Bürgerkrieg souverän; auf Sumatra kämpfen die Aceher seit Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts um einen autonomen Staat, Soekarno hatte ihnen Unabhängigkeit versprochen, danach aber verweigert, mittlerweile konnten die Aceher eine Teilautonomie erreichen, verbunden mit der Einführung der islamischen Scharî'aa; auf Sulawesi und auf den Molukken haben muslimische javanische Milizen christliche Minderheiten angegriffen und Kirchen in die Luft gesprengt; in Jakarta und auf Bali forderten Terroranschläge islamistischer Fanatiker Hunderte von Menschenleben ... es scheint, als ob das indonesische Wunder der «Einheit in Vielfalt» nicht gelingen will.

Nadelöhr in Richtung Europa

Spanien, im 17. Jahrhundert die grösste Kolonialmacht der Welt, hatte zwischen 1813 und 1824 die meisten seiner Kolonien auf dem amerikanischen Doppelkontinent verloren und musste vierzig Jahre später Kuba, die Philippinen und Puerto Rico abtre-

ten. Was vom einstigen Weltreich blieb, waren das an Kamerun angrenzende Äquatorialguinea und die Enklaven Ceuta und Melilla auf marokkanischem Territorium. 1884 erhielt Spanien auf der Berliner Kongo-Konferenz den Küstenstreifen der Westsahara zugesprochen, begann umgehend mit der Errichtung der Handelsstation *Villa Cisneros*, dem heutigen Ad-Dakhla, und veranstaltete mehrere Expeditionen, um sich von den Bewohnern der Sahara Rechte über deren Land zu erstreiten.

Der einstige Name des unfruchtbaren Wüstenstreifens geht auf die Überzeugung portugiesischer Kaufleute zurück, die Mitte des 15. Jahrhunderts Waren gegen Goldstaub eingetauscht hatten und das Gebiet «Rio do Ouro» nannten. Mali war damals als enorm goldreich bekannt, ein Jahrhundert zuvor hatte König Mansa Musa, «der reichste Mann seiner Zeit», mit einer riesigen Karawane eine Hadsch nach Mekka unternommen und immense Reichtümer mit sich geführt. Die Weltkarte des venezianischen Mönchs Fra Mauro von 1459 zeigt einen Fluss, der parallel zum Niger aus Zentralafrika in Richtung Atlantik fliesst. Fra Mauros Karte weist ihn als «Canal dal Oro» aus, andere nannten ihn «westlicher Nil», dritte «Rio del ur». Ein profitabler Handel mit dem Landesinneren und unermesslichen Goldschätzen schien greifbar nahe, und erst 1886 gelangte eine spanische Regierungsexpedition zu dem Schluss, dass es dort keinen Fluss gab, geschweige denn Unmengen von Gold.

Für die neue Wüstenkolonie interessierte sich Spanien wenig. Einige Militärs siedelten sich an, um die Kanarischen Inseln zu schützen, doch das Landesinnere blieb unerschlossen. Zu erschliessen gab es freilich auch nichts, das riesige Gebiet bestand fast nur aus Sand. In den wenigen Oasen und an der Küste gediehen Mais und Gerste, einziger Besitz der Bewohner waren Kamele, Ziegen und Schafe. Die Spanier nutzten die Region als Exerzierplatz und Härteschule für die Söldner der spanischen Fremdenlegion. Auch als Marokko, Mauretanien und Algerien zwischen 1956 und 1962 die Unabhängigkeit erklärten, änderte sich daran wenig – die Regierungen waren zerstritten und konnten Spanien nicht gefährlich werden. Mauretanien war von Annektierungswünschen Marokkos bedroht, Algerien und Marokko führten Krieg um die Eisenerzlager Gara Djebilet bei Tinduf und den Verlauf der gemeinsamen Grenze. In diesem Umfeld spielte Spanien die zerstrittenen Nachbarn gegeneinander aus, rühmte sich «ritterlicher Freundschaft» zu allen arabischen Nationen und gelobte sogar, man wolle nur noch «positiven Kolonialismus» betreiben. Als Zeichen für seine guten Absichten gab Franco ausser den Enklaven Ceuta und Melilla sämtliche spanischen Besitzungen frei – Fernando Póo, Äquatorial-Guinea, die Enklave Sidi Ifni – nur von der Westsahara, der *Sahara Español*, wollte er sich nicht trennen.

Der Grund dafür wurde bald publik. Schon seit längerem war bekannt, dass die Wüste weit mehr barg als Sand. 1947 hatte eine Forschungsgruppe in Bou-Craa eines der weltweit grössten Phosphatlager entdeckt. Ab den späten 1960er-Jahren machten sich die Spanier unter riesigem Kapitalaufwand an deren Ausbeutung, erweiterten den Atlantikhafen El-Aiun um eine gewaltige Hafenmole und bauten ein einhundert Kilometer langes Rollband von den Phosphatminen bis an die Küste.

Hundert Kilometer Förderband zur Ausplünderung der Bodenschätze

Die Aktivitäten weckten den Argwohn der Nachbarn. Kaum war Spaniens Aussenminister abgereist, umarmte Marokkos König Hassan II. im algerischen Grenzort Tlemcen Algeriens Präsidenten Boumedienne und bot dem mauretanischen Staatschef Muchtar Uld Dadda an, Botschafter auszutauschen. Die verfeindeten Nachbarn beschlossen, gegenseitige Territorialansprüche aufzugeben und Nutzen aus der Sahara zu ziehen, sobald die Spanier verjagt wären. Als Reaktion darauf bildete sich mit Unterstützung von Algerien die *Frente Polisario*, die für einen unabhängigen Staat der Sahauri kämpft. Kurz vor Francos Tod organisierte Marokko den «Grünen Marsch» von 350'000 marokkanischen Zivilisten und Soldaten in Richtung Süden, um Spanien zurückzudrängen. Daraufhin schlossen Spanien, Marokko und Mauretanien eine Dreierübereinkunft und teilten die Westsahara unter sich auf, wobei Marokko die besseren Karten zog, denn die Phosphatvorkommen lagen in dem von Marokko besetzten Gebiet. Anfang 1976 zog Spanien seine Siedler und Streitkräfte ab, die Polisario rief die *Demokratische Arabische Republik Sahara* (DARS) aus und nahm diplomatische Beziehungen zu zahlreichen Staaten auf. Als Mauretanien nach erfolglosem Kampf gegen die Polisario auf alle Gebietsansprüche verzichtete und die DARS als Staat anerkannte, besetzte Marokko den südlichen Teil der Westsahara und begann einen Krieg gegen die Polisario, die ursprünglich dabei geholfen hatte, die Spanier zu vertreiben. 1991 schlossen die Kontrahenten einen Waffenstillstand, zwanzig Jahre später flammten die Konflikte wieder auf und halten bis heute an.

Der minenbewehrte «Berm» verhindert den Zugang von Sahauri in die von Marokko besetzten Gebiete

Bis heute ist der völkerrechtliche Status der Demokratischen Arabischen Republik Sahara umstritten. Unterstützt von den USA, verweigert Marokko das von der UNO geforderte Referendum und verlangt, dass das gesamte Gebiet eine von Marokko verwaltete Autonomie erhalten solle. Um die Polisario zurückzudrängen, hat die Regierung mit israelischer Unterstützung von der marokkanisch-algerischen Grenze bis nach Nouadhibou der «Berm» errichtet, einen fast dreitausend Kilometer langen Schutzwall aus Sanddünen, Mauern und natürlichen Hindernissen, bestückt mit Militärposten, die in der endlosen Weite Wache gegen die Sahauri halten, die ihr eigenes Land reklamieren. Den Spaniern aber waren von ihrem einst riesigen Kolonialbesitz nur die Enklaven Ceuta und Melilla geblieben, sie dienen seit langem als Einfallstore für Flüchtlinge, die nach Europa wollen und versuchen, die martialischen Grenzanlagen zu überwinden.

Der Meistbietende gewinnt

Verglichen mit den übrigen europäischen Kolonialmächten, hatte Belgien relativ spät Kolonien erworben. Obwohl der belgische Staat seit 1830 existierte, das heisst lange vor den anderen Nationen, fehlte ihm die nötige Wirtschaftskraft und die zur Absicherung von Kolonialbesitz wichtige Kriegsflotte. Vor diesem Hintergrund hatte Belgiens König Leopold I. 1841 die *Compagnie Belge de Colonisation* gegründet und sich um Kolonialbesitz bemüht. Er richtete dabei sein Auge auf Gebiete, die zwischen anderen Staaten umstritten waren, wie Texas und Hawaii, und versuchte, den Niederlanden, Frankreich, Spanien, Portugal, Grossbritannien, Dänemark und Schweden Gebiete abzukaufen, darunter auch die Philippinen und Neuguinea. Die Versuche scheiterten, Belgien war zu finanzschwach, um im Kreis der Bieter reüssieren zu können. Auch der Nachfolger, Leopold II., hegte koloniale Ambitionen und gründete 1876 die *Association Internationale Africaine* (Internationale Afrikagesellschaft),

um die Erforschung und «Zivilisierung» Afrikas voranzutreiben. Zwischen 1879 und 1885 schickte er den Forschungsreisenden Morton Thomas Stanley ins Kongobecken und beauftragte ihn, Stammesfürsten grosse Gebiete abzukaufen. Auf der Berliner Westafrikakonferenz 1884/85 präsentierte er sich als Philanthrop und bot den Kolonialmächten an, im Kongobecken eine Freihandelszone zu errichten. Dann liess er sich den «Kongo-Freistaat» als Privatbesitz bestätigen und beauftragte die *Union minière du Haut Katanga* mit der wirtschaftlicher Ausbeutung. Angeworbene Warlords und die *Force Publique*, eine Söldnertruppe aus Einheimischen unter Leitung europäischer Offiziere, vertrieben oder versklavten die einheimische Bevölkerung, es kam zu Geiselnahmen, Tötungen, Vergewaltigungen und Verstümmelungen, bei denen fast zehn Millionen Kongolesinnen und Kongolesen für den Rest ihres Lebens gezeichnet blieben, wenn sie nicht gleich getötet wurden.

Ende des 19. Jahrhunderts gelangten die später als «Kongogräuel» bekannt gewordenen Verbrechen an die Öffentlichkeit. Die presbyterianische Kirche schickte den afro-amerikanischen Missionar William Henry Sheppard in den Kongo, um Menschenrechtsverletzungen zu dokumentieren. Fotos von Kongolesen, die die abgehackten Hände ihrer Leidgenossen vorzeigen mussten, gelangten an die Presse, auf Vortragsreisen prangerte Sheppard die Verbrechen an. 1908 musste Leopold II. die Territorien an den Staat Belgien abtreten. Die belgische Regierung beutete das Land weiter aus und förderte die weisse Elite, und erst 1960 endete im «Afrikanischen Jahr» die belgische Kolonialherrschaft über den Kongo, zwei Jahre später lief auch das Mandat über Ruanda-Urundi aus.

Ein belgischer Missionar mit Kongolesen, die dem Fotografen die amputierten Hände von zwei weiteren Männern vorzeigen müssen

Die belgischen Kolonialverbrechen zogen bis in die jüngste Gegenwart Folgen nach sich. Im Jahr 2020 schwappten die Proteste, die nach dem Tod des Afroamerikaners George Floyd die USA erschütterten, auch auf Belgien über. Standbilder Leopolds II.

wurden mit Farbe beschmiert, Aktivisten forderten eine öffentliche Auseinandersetzung mit der kolonialen Vergangenheit, eine Historikerkommission wurde einberufen. Im Sommer 2021 verklagten fünf Kongolesinnen den Staat Belgien wegen Verbrechen gegen die Menschlichkeit. Als sogenannte *Métisses*, Nachkommen kongolesischer Frauen und belgischer Siedler, waren sie als «rasseunrein» ihren Müttern entrissen und in weit entlegene Heime verbracht worden, wo Nonnen sie als «Kinder der Sünde» behandelt, schlecht ernährt und miserabel behandelt hatten. Als Belgien 1960 die Geistlichen, nicht aber ihre Schützlinge evakuierte, gerieten die Kinder in die Fänge kongolesischer Soldaten, die sie demütigten und sexuell missbrauchten. Zwar hatte der belgische Ministerpräsident Charles Michel sich 2019 zu einer offiziellen Entschuldigung durchgerungen und Belgiens König Philippe hatte im folgenden Jahr gegenüber dem Präsidenten der Demokratischen Republik Kongo schriftlich zugegeben, man habe während der Kolonialherrschaft «Akte der Gewalt und Grausamkeit begangen», doch das Brüsseler Gericht wies die Klage der Kongolesinnen ab, mit der abenteuerlichen Begründung: Belgien habe damals gemäss geltendem Recht gehandelt, zudem existiere der Rechtsbegriff «Verbrechen gegen die Menschlichkeit» in Belgien erst seit 1999, die Vorfälle hätten aber schon früher stattgefunden. Wieder einmal beantwortete ein Staat die Frage nach der kolonialen Verantwortung mit einem Zirkelschluss: Weil man die Verbrechen einhundert Jahre lang schöngeredet und dafür gesorgt hat, dass die Gesetze bis ins späte 20. Jahrhundert in Kraft geblieben sind, verweist man auf die Rechtkraft eben dieser Gesetze, wenn es darum geht, Verbrechen zu verfolgen.

Kolonien «ganz nach meinem Geschmack»

Für die 1949 neu gegründete Bundesrepublik Deutschland und die Deutsche Demokratische Republik gab es nach dem Zweiten Weltkrieg kein koloniales Erbe mehr zu verteidigen. Der Versailler Vertrag, der 1919 das Ende des Ersten Weltkriegs besiegelt hatte, und die bedingungslose Kapitulation am 8. Mai 1945 hatten zumindest mit den territorialen Grossmachtträumen aufgeräumt.

Des Deutsche Reich war spät zu überseeischen Besitzungen gelangt, obwohl schon Mitte des 19. Jahrhunderts wirtschaftliche und private Interessenten die «Notwendigkeit» eigener Kolonien betont hatten. Ende des 19. Jahrhunderts errichtete das Kaiserreich erste Kolonien, um dem Strom der Auswanderer eine Perspektive zu eröffnen: deutsche Überseekolonien sollten bieten, was sonst nur Nordamerika und Asien zu bieten hatten. Man nahm, was auf der Weltkarte übrig geblieben war. 1884

wurden an ersten afrikanischen Stützpunkten deutsche Flaggen gehisst, im November lud Bismarck die führenden europäischen Mächte zur Westafrikakonferenz nach Berlin ein, die später als «Kongo-Konferenz» bekannt wurde und wo die Grossmächte ohne Rücksicht auf die einheimische Bevölkerung die letzten weissen Flecken Afrikas unter sich aufteilten. Vor allem in Deutsch Ostafrika, den heutigen Ländern Tansania, Burundi und Ruanda, spielten deutsche Grossmachtfantasien Rolle. Der rassistische Kolonial-Agitator Carl Peters wollte sich ein Land «ganz nach meinem Geschmack» schaffen und brachte die Dorfvorsteher mit Geschenken, notfalls mit Gewalt dazu, Verträge abzuschliessen, oft unter Alkoholeinfluss. In den auf Deutsch abgefassten Papieren sagte man «Schutz vor Gegnern» zu und erwarb das Exklusivrecht, Zölle und Steuern zu erheben, Justiz und Verwaltung einzurichten, bewaffnete Truppen ins Land zu bringen und Siedlern die «Berge, Flüsse, Seen und Forsten» zur Nutzung zu überlassen. Abgezeichnet wurden die Papiere mit ein paar Kreuzchen, manchmal genügten Handzeichen.

Zunächst liess Bismarck die deutschen Kolonialpioniere gewähren und versprach ihnen Rückendeckung für den Fall, dass sie in Gefahr geraten sollten, doch bald erwies sich diese Strategie als unrealistisch. Wollte man im grossen Stil Plantagen oder Eisenbahnlinien bauen, wie in Deutsch Südwestafrika, dem heutigen Namibia, dann musste man die Deutschen vor Ort mit Insignien deutscher Kultur bei Laune halten und im Ernstfall vor Angriffen der indigenen Bewohner schützen. Also entsandte man Polizeikräfte und Beamte, gründete Schulen, Kultureinrichtungen und Kirchen – christliche Missionare sollten die Einheimischen der «Zivilisation» zuführen.

Weniger als Siedlungs- denn als Handels- und Plantagenkolonien angelegt waren Kamerun und Togo sowie die pazifischen Besitzungen Deutsch Neuguinea, Deutsch Samoa, Karolinen und weitere Inselgruppen. Man kaufte Kaffee, Kakao, Kokosnüsse, Kopra und Palmprodukte und verschiffte sie nach Europa; in Deutsch Südwestafrika und Deutsch Ostafrika hoffte man, Siedler aus dem Mutterland anzulocken, mit mässigem Erfolg; und in China ging es vor allem um Symbolpolitik: die 1898 für 99 Jahre gepachtete Kiautschou-Bucht sollte zu einer deutschen «Musterkolonie» nach dem Vorbild Hongkongs werden.

Wirtschaftlich waren fast alle deutschen Kolonien ein Verlustgeschäft, Kolonialskandale und blutig niedergeschlagene Eingeborenenaufstände sorgten für schlechte Presse im Mutterland. Zu Beginn des Jahres 1904 begannen die indigenen Herero in Deutsch Südwestafrika mit einem Aufstand, nachdem die *Deutsche Kolonialgesellschaft* sie durch massive Landkäufe aus ihrem Siedlungsgebiet verdrängt und durch

skrupellose Händler an den Rand ihrer Existenz gebracht hatte. Sie überfielen einzelne Farmen, Eisenbahnlinien und Handelsstationen, bald folgten heftige Kämpfe um die Stadt Okahandja, die wichtigste Stadt der Herero. Berlin verstärkte die unterlegene deutsche Schutztruppe durch Marineinfanteristen und eine Freiwilligentruppe. Als sie keine Vorteile errangen, wurde Lothar von Trotha zum Oberbefehlshaber ernannt. Er forderte eine völlige Auslöschung des Gegners: «Ich glaube, dass die Nation [die Herero] als solche vernichtet werden muss.» Von Trotha liess Verstärkung herbeirufen und stellte die Herero im August zur Entscheidungsschlacht am Waterberg. Zwar gelang es den meisten auszuweichen, doch sie hatten die Herausforderungen einer Flucht mit Rinder- und Ziegenherden, Kindern und Verwundeten durch die Omaheke-Wüste unterschätzt: Wer nicht floh oder auf der Flucht verdurstete und verhungerte, kam in ein deutsches Internierungslager.

Herero, die die Flucht überlebten, wurden in Konzentrationslagern interniert und mussten Zwangsarbeit leisten

Von Trotha, nach eigenen Worten «der grosse General des mächtigen Deutschen Kaisers», warf in einem Flugblatt, das er breit verteilen liess, den Herero vor, sie hätten «verwundeten Soldaten Ohren und Nasen und andere Körperteile abgeschnitten». Er setzte ein Kopfgeld von mehreren tausend Reichsmark auf gefangene Herero aus und erliess einen Vernichtungsbefehl, in dessen Zuge bis zu sechzig Prozent der Herero-Bevölkerung ums Leben kamen – neunzigtausend Herero-Männer, -Frauen und -Kinder sowie Angehörige der Nama, die sich ebenfalls erhoben hatten. Es sollte mehr als ein Jahrhundert dauern, bis die deutsche Regierung 2016 bereit war, die Massaker in Südwestafrika als Kriegsverbrechen und Völkermord zu anzuerkennen, wobei sie Reparationen ausschloss und nur eine globale Entschädigung zu zahlen bereit war. Inzwischen haben Herero- und Nama-Nachkommen in den USA Privatklagen gegen die Bundesrepublik eingereicht und verlangen Schadensersatz.

Auch Tansania fordert Entschädigungen wegen Kriegsverbrechen. Von 1905 bis 1907 hatten deutsche Einheiten im damaligen Deutsch Ostafrika die Maji-Maji-Revolte niedergeschlagen, Felder und Brunnen zerstört, Siedlungen niedergebrannt und die Vorräte vernichtet. Viele Aufständische waren ermordet oder zu jahrelanger Zwangsarbeit verurteilt worden, fast dreihunderttausend Menschen kamen zu Tode.

Wenige Monate nach Ausbruch des Ersten Weltkriegs fielen Togo, Deutsch Neuguinea, Samoa und Kiautschou an die Alliierten, doch bis 1918 hielten deutsche «Schutztruppen» Ostafrika besetzt. In fast allen Kolonialgebieten wurden nun ehemalige Siedler für Jahre interniert und mussten dann in ein Deutschland zurück, das nicht auf sie gewartet hatte. Zwanzig Jahre später läutete die nationalsozialistische Neuauflage des deutschen Imperialismus' unter dem Motto «Erschliessung neuen Lebensraums» die Katastrophe des Zweiten Weltkriegs ein. Es sollte sechs Jahre dauern, während denen sechzig bis siebzig Millionen Menschen starben, bis am 8. Mai 1945 mit der Unterzeichnung der Kapitulation deutsche Territorialträume ausgeträumt waren.

Vive la France um jeden Preis

Auch das französische Kolonialreich war in Aufruhr. 1947 begann in Madagaskar der Aufstand gegen die französische Militärverwaltung, die ein für sie ungünstiges Wahlergebnis nachträglich korrigiert hatte. Die schlecht organisierte Bewegung wurde gnadenlos niedergeschlagen, gefolgt von Exekutionen und Foltern sowie einem Verbot jeglicher politischer Aktivität, das bis 1955 in Kraft blieb.

1912 hatten Frankreich und der Sultan von Marokko vertraglich vereinbart, dass Marokko mit Ausnahme von Tanger in ein französisches Protektorat umgewandelt werden solle, ein paar wenige Gebiete im Norden sollten blieben Spanien vorbehalten sein. 1921 eskalierten Konflikte um die fehlende Gleichberechtigung von Einheimischen und europäischen Siedlern. Gleichzeitig gründeten Rifkabylen unter Führung von Abd al-Karim die freie Rif-Republik, die nach jahrelangem Terror von Spanien und Frankreich aufgelöst wurde, wobei verbotenes Senfgas aus deutscher Produktion zum Einsatz kam. Ende der 1920er-Jahre erstarkte die marokkanische Nationalbewegung mit dem Ziel einer nationalen Unabhängigkeit. Auslöser war das *Dahir berbère*, ein 1931 von Frankreich eingeführtes «Berbergesetz», das Berber und Araber trennen sollte, um einen eigenen Berberstaat zu schaffen. Vier Jahre zuvor war der von den Franzosen installierte Sultan Mulai Yusuf verstorben, ihm folgte sein Sohn Mohammad V. als Sultan nach. Er unterstützte die «Parti National», aus der später

die «Istiqlal»-Partei hervorgehen sollte, und kämpfte für die Unabhängigkeit Marokkos. Ihm stellte sich der französischfreundliche Pascha von Marrakesch, Thami al-Mezouari al-Glaoui, in den Weg. Al-Glaoui, ein Despot, stammte aus dem Hohen Atlas, hatte zahlreiche Berberstämme unterworfen und spekulierte auf einen Führungsposten in der Kolonialverwaltung. Er war seit Jahren treu ergebener Vasall einer schier allmächtigen Kaste von Kolonisten und Protektoratsbeamten, die das Land mit brutalen Methoden regierten und zu Macht und Reichtum gelangen wollten. Zwanzig Jahre später setzte die Kolonialverwaltung, sekundiert von schwerbewaffneten berittenen Berbern, in einem Staatsstreich Mohammad V. als Sultan ab, verbannte ihn nach Korsika und Madagaskar und setzte dessen Onkel, den 64jährigen Mohammad VI. ibn Arafa, als Marionettenherrscher ein. Jetzt eskalierten die Konflikte zwischen Nationalisten und Siedlern. Terror löste Gegenterror aus, es kam zu Plünderungen, Farmen wurden verwüstet und angezündet, Menschen entführt, gefoltert und von Militärs widerrechtlich erschossen. Doch die nationalistische Bewegung war nicht mehr aufzuhalten. 1956 sah sich Frankreich gezwungen, Mohammad V. wieder ins Land zurückzuholen und als Sultan einzusetzen, und im März 1956 musste es Marokkos Unabhängigkeit anerkennen.

Was zunächst nach Befreiung von einem rigiden Repressionsapparat ausgesehen hatte, sollte sich bald als Herrschaftssystem herausstellen, in dem die Mechanismen und Strukturen der Kolonialherrschaft nachwirkten. 1961 starb Mohammad V., sein Sohn Hassan II. kam an die Macht und setzte die Dynastie der Alawiden fort. Er verfolgte eine streng konservative Politik, die sich vor allem auf die alten Eliten und die feudalen Strukturen stützte. 1965 löste er nach Unruhen das Parlament auf und übernahm persönlich die Regierungsgeschäfte. 1963 führten Streitigkeiten um den gemeinsamen Grenzverlauf zum algerisch-marokkanischen Grenzkrieg, gleichzeitig wurde vor allem die linke Opposition verfolgt und ins Exil getrieben. Zwei Jahre später wurde Mehdi Ben Barka, ein Führer der linken Opposition, in seinem Pariser Exil entführt und ermordet, was den Zulauf zur Opposition anwachsen liess. In der Folge überlebte Hassan II. zwei republikanische Putsche, liess Beteiligte, aber auch vermeintlich Beteiligte exekutieren und deren Familien in Geheimgefängnisse in den Süden verbannen, wo sie bis zu zwanzig Jahre unter grauenhaften Kerkerbedingungen ausharren mussten. Gleichzeitig nahmen die Menschenrechtsverletzungen im ganzen Land zu. Um den Linken, die die Monarchie in Frage stellten, etwas entgegensetzen, begann in den 1970er- und 1980er-Jahren eine Re-Islamisierung des Landes, worauf sich der von Saudi-Arabien geförderte Wahabismus erstmals wieder in Ma-

rokko verbreitete, unter anderem in Schulen und Universitäten. Die als «Bleierne Jahre» bekannte Epoche dauerte mehr als ein Vierteljahrhundert und ging in die Geschichte Marokkos ein. Sie war geprägt von exzessiver Repression, Verfolgung und Folter politischer Oppositioneller. Erst mit der Verfassungsänderung 1992 begann eine vorsichtige Liberalisierung, die vom Nachfolger des 1999 verstorbenen Hassan II., Mohammad VI., fortgesetzt wurde. Er galt zunächst als Symbol einer moderneren Politik, hatte aber eine der königlichen Familie treu ergebene Armee und eine übermächtige Regierung, die Makhzen, geerbt, zudem eine unzufriedene Opposition und tiefe regionale Unterschiede. Seine Reformen, darunter die des Familiengesetzbuchs von 2004, des Dezentralisierungsplans von 2006 und des Verfassungsreferendums von 2011, bewahrten ihn vor sozialer Unzufriedenheit, und 2004 setzte er mit der *L'Instance équité et réconciliation* eine Wahrheitskommission nach dem Vorbild Südafrikas ein, welche die zahllosen Menschenrechtsverletzungen aufarbeiten und wiedergutmachen soll. Mehr als zwanzigtausend Anträge auf Wiedergutmachung sind inzwischen eingegangen, doch bisher ist kein einziger Täter von damals zur Verantwortung gezogen worden. Inzwischen hat der Enthusiasmus über die Herrschaft von Mohammad VI. nachgelassen, Befürworter der Demokratie bezweifeln, dass ernsthafte politische Reformen ohne systemische Veränderungen möglich sind. Solange die alte Garde von Beratern, Würdenträgern und Generälen, die unter Hassan II. mächtig geworden sind, an der Seite des Königs stehen, ist der Weg zu einer wirklichen Demokratie verbaut. Weder die pro-demokratischen Parteien, die dem Volk weitgehend entfremdet sind, noch die Islamisten, die keine glaubwürdigen Modernisierungs- oder Demokratisierungspläne haben, sind in der Lage, das System herauszufordern. Gleichzeitig ist laut Nachrichten mehrerer Journalisten Mohammad VI. gesundheitlich angeschlagen. Sein Sohn Moulay El Hassan, designierter Nachfolger und bekannt als nachdenklich und extrem streng, lässt Befürchtungen wachsen, dass die straffe Politik seines Grossvaters wieder Überhand gewinnen wird, wenn er erst einmal zum König ernannt ist.

Den Niedergang der französischen Kolonialherrschaft hatte Präsident Charles de Gaulle kommen sehen und noch versucht, mit der *Communauté française*, einer Nachfolgeorganisation der *Union française*, eine Art französisches Commonwealth zu befördern. Sein Versuch scheiterte. 1956 erlangte Tunesien nach jahrelangen Konflikten die Unabhängigkeit, im «Afrikanischen Jahr» 1960 wurde das gesamte ehemalige *Französisch Westafrika* unabhängig: Mauretanien, Mali, Dahomey (ab 1975: Benin), Niger, Obervolta (heute Burkina Faso) sowie die Elfenbeinküste. Im selben

Jahr erlangten auch Gabun und Senegal, der Tschad, die Zentralafrikanische Republik, Kamerun, die Demokratische Republik Kongo sowie die Republik Kongo, Britisch-Somaliland, Italienisch-Somaliland, Nigeria, Madagaskar und Mauritius ihre Unabhängigkeit, die meisten in annähernd einvernehmlichen Prozessen.

«Naturgemässe» Unterwerfung

Völlig anders verlief der Weg in Algerien, hier galt seit 1875 der *Code de l'indigénat*, das Eingeborenengesetzbuch. Es ermächtigte die Kolonialverwaltung zu Enteignungen, Kollektivstrafen und Verhaftungen aller Nichtfranzosen ohne vorhergehendes Gerichtsverfahren. Obwohl das Zweiklassen-Rechtssystem der Erklärung der Menschenrechte von 1789 diametral entgegenstand, wurde es angewendet und erhielt Verfassungsrang. Skurril war die Begründung des Rechtsprofessors Arthure Girault. Der Spezialist für Kolonialrecht befand, dass «den Eingeborenen die Rechtsauffassungen von 1789 fremd» seien, während sie die Unterordnung unter die Kolonialherren als «naturgemäss» akzeptieren würden.

Nach französischer Lesart war Algerien ohnehin keine Kolonie, sondern genuiner Teil Frankreichs, vom Mutterland lediglich durch eine grosse Wasserfläche getrennt. Innenminister François Mitterand betonte sogar, daran werde sich nichts ändern: «Algerien, das ist Frankreich», und Charles de Gaulle meinte, Frankreich werde «von Dünkirchen bis Tamanrasset» reichen. Weil ein Departement aber nicht die Unabhängigkeit von dem Land fordern kann, dem es völkerrechtlich zugehört, fand aus Sicht der französischen Regierung nie ein Kolonialkrieg statt, sondern nur «Polizeiaktionen» gegen Rebellen und Terroristen. Es galt um jeden Preis ein zweites Indochina zu verhindern, wo man gerade eine vernichtende Niederlage erlitten hatte.

Mit historischen Fakten hatte das wenig zu tun. Im 19. Jahrhundert war Algerien von den Franzosen besetzt worden und verlangte nur nach dem, was ihm zustand: ein unabhängiger Staat zu sein. Zwar wiederholten konservative Stimmen stets, der Maghreb sei seit dreitausend Jahren besetzt gewesen, zunächst von den Phöniziern, dann von den Römern, dann von den Türken, die Situation sei also eine «historische Normalität». Aber abgesehen davon, dass zurückliegendes Unrecht nicht dessen Fortführung rechtfertigt, hatte sich Ende des 17. Jahrhunderts an der Mittelmeerküste ein dynastisches arabisch-berberisches Staatswesen herausgebildet, das weitgehend autonom, wenn nicht unabhängig war.

Nachdem die Franzosen 1830 mit 37'000 Mann bei Sidi Ferruch gelandet waren, um Oran, Algier und Bône zu erobern, hatte der in Westalgerien geborene Gelehrte

Abd el-Kader die Berberstämme im Freiheitskampf hinter sich geschart. Zwei Jahre später wählten die Aufständischen ihn zum Emir. An ihrer Spitze führte er den Kampf gegen die Kolonialmacht. Öfters geschlagen, tauchte er immer wieder mit neuen Truppen auf, unterwarf ungehindert die unabhängigen Stämme Westalgeriens und nötigte General Louis Alexis Desmichels zu einem Frieden, bei dem seine Herrschaft ausdrücklich anerkannt wurde. Dann teilte er das von ihm kontrollierte Territorium in acht «Khalifaliks» ein, reformierte die staatliche Verwaltung und errichtete ein System von Notablenversammlungen mit zentralisierter Beamtenschaft. Die Entscheidung war innovativ. Während das alte osmanische System bei Ämterbesetzungen auf die lokalen Eliten zurückgriff, wollte el-Kader alle gesellschaftlichen Gruppen repräsentiert sehen. Bald nahm er den Krieg gegen die Franzosen wieder auf, erfocht im Juni 1835 mehrere Siege und dehnte seine Herrschaft bis in die Provinz Algier aus. Zwei Jahre später schlossen die Franzosen aus taktischen Gründen – sie wollten im Osten aktiv werden und den Westen mittels Allianzen kontrollieren – einen Friedensvertrag. Abd el-Kader wurde unter nomineller Herrschaft Frankreichs als Emir Algeriens anerkannt und erhielt die Verwaltung der Provinzen Oran, Titeri und Algier zugeteilt, mit Ausnahme der Hauptstädte und der Mitidscha-Ebene. Von fanatischen Anhängern gedrängt, ging er 1839 erneut gegen Frankreich vor, verlor diesmal aber in einem systematischen Vernichtungskrieg fast alle ihm ergebenen Stämme und musste 1844 beim Sultan Abd ar-Rahmân von Marokko Zuflucht suchen. Seine letzten Truppen wurden in der Schlacht bei Isly 1844 von Marschall Bugeaud geschlagen.

Sein Gegner, Marschall Thomas Robert Bugeaud de la Piconnerie, war ein entschlossener Gegner der französischen Wahlreform, des allgemeinen Stimmrechts und der freien Presse. Er kannte keine Hemmungen, wenn es darum ging, Algerien zu unterwerfen, setzte mit brutaler Härte seine Ziele durch, schleuste ständig neue Siedler ein und teilte ihnen die besten Ländereien zu, die zuvor unter fadenscheinigen Begründungen enteignet worden waren. In einer Taktik der verbrannten Erde liess er systematisch ganze Dörfer vernichten und erlaubte seinen Soldaten nach jedem Sieg, wahllos zu plündern und zu vergewaltigen. Den grausamen Höhepunkt dieser Vernichtungspolitik bildete der Erstickungstod von mehr als fünfhundert Arabern, die sich 1845 in die Grotten von Dahra geflüchtet hatten und von französischen Soldaten grausam ermordet wurden.

Mit seinen gnadenlosen Methoden war Bugeaud der eigentliche Erfinder der Aufstandsbekämpfung und stellte unter anderem das Planieren ganzer Stadtteile in den Dienst der Strategie. Sein Ziel lautete, die «Beduinen der Metropole», den inneren

Feind, zu besiegen. Dabei war alles erlaubt: «Es geht um die Erklärung des Krieges bis zum Äussersten. Er muss bis zum Äussersten geführt werden.»

Stadtplanung im Dienst kolonialer Repression

Schon in den ersten Tagen ihrer Besatzung waren die französischen Militärs zu städtebaulichen Akteuren avanciert und hatten architektonische und urbane Formen zu Instrumenten der Kriegsführung erklärt. Die Zerstörung ganzer Stadtviertel, die grosszügige Verbreiterung von Strassen und die radikale Schaffung von Aufmarschplätzen sollten der vereinfachten militärischen Bewegung im Kampf gegen den lokalen Widerstand dienen. In seiner Abhandlung «La guerre des rues et des maisons» empfahl Bugeaud 1848, die in den Kolonien entwickelten Raumkonzepte auch zur Reorganisation der metropolischen Städte Frankreichs anzuwenden. Seine Überlegungen setzten sich in den Konzepten Georges-Eugène Haussmanns fort, der die Unübersichtlichkeit der Pariser Altstadt durch einen Radikalabriss historischer Baustrukturen und die Anlage monumentaler Sichtachsen umsetzte – eine Idee, die später Le Corbusier aufgriff – ergänzt durch weitläufige Grünanlagen, im Wesentlichen aber geprägt von breiten Strassen und Boulevards, die ein effizientes Eingreifen von Truppen erlaubten.

Der französische Versuch einer «Pazifisierung» Algeriens misslang. Die menschenverachtenden Methoden der Kolonialisten säten eine Saat, die hundertfünfzig Jahre später in eine ebenso gnadenlose Gewalt münden sollte, als fundamentalistische Gruppierungen damit begannen, im Streit, oft genug aber auch Hand in Hand mit algerischen Geheimdiensten und Militärs, das inzwischen unabhängig gewordene Algerien in ein Chaos zu stürzen.

Das Volk will keine Ruhe geben

Nachdem Frankreich die dicht besiedelten Regionen Algeriens nach eigenem Gutdünken umgestaltet hatte, flammte in den 1930er-Jahren der inneralgerische Widerstand wieder auf. Messali Hadj, ein Mitglied des Sufi-Ordens der Darqawiyya, forderte die Unabhängigkeit und gründete 1937 die bald verbotene *Parti du Peuple Algérien* (*PPA*), danach den *Mouvement pour le Triomphe des Libertés Démocratiques* (*MTLD*) und 1954 schliesslich den *Mouvement national Algérien* (*MNA*). Hadj war überzeugt, dass der Weg aus der Kolonialherrschaft nur gewaltfrei gelingen könne. Eine gegenteilige Position vertrat Ahmed Ben Bella, auch er eine charismatische Figur. Ben Bella glaubte, dass nur ein gewaltsamer Widerstand in die Freiheit

führen könne. Im selben Jahr, als in Hadj den MNA gründete, gründete Ben Bella den *Front de Libération Nationale* (*FLN*), dessen bewaffneter Arm, die *Armée Libération Nationale* (*ALN*), mit Attentaten gegen die französischen Besatzer vorging und von Pariser Intellektuellen, Marxisten, französischen Deserteuren und Antikolonialisten unterstützt wurde.

Die Kolonialverwaltung setzte alles daran, ihre Macht für immer zu behalten und sorgte bei den Wahlen zur *Assemblée Algerienne* im November 1948 und im März 1949 mittels Wahlmanipulation dafür, dass die europäischen Vertreter eine Mehrheit von vier Fünfteln aller Sitze erhielten. Die Wahlen sollten sich als Weichenstellung für die nachfolgenden Aufstände entpuppen: Sie diskreditierten bei der algerischen Bevölkerung selbst jene Kräfte, die noch geglaubt hatten, man könne gemeinsam mit gemässigten Kräften in Frankreich auf parlamentarischem Weg die Lage der Muslime verbessern.

Die Entscheidung für den bewaffneten Kampf war jedoch nicht ausschliesslich auf den Wahlbetrug zurückzuführen, sie gründete auch in den unmenschlichen Methoden, mit denen die Kolonialisten das Land unterdrückten, darunter systematische Folter. Erstmals bekannt wurde die Anwendung von Folter 1958 durch das Buch «La Question» (*Die Folter*) des französisch-algerischen Widerstandskämpfers Henri Alleg. Nach einer rasant verkauften Erstauflage von 60'000 Exemplaren wurde es in Frankreich wegen «Schädigung der Wehrkraft» umgehend verboten und in Lausanne neu aufgelegt. Erst 1999, als die französische Armee begann, geheime Unterlagen aus den 1950er-Jahren zu öffnen, wurde bekannt, dass Marc-Edmond Naegelen, damals Generalgouverneur für Algerien, mehrere Schreiben an Polizei-, Gendarmerie- und Militärstationen verschickt hatte mit dem ausdrücklichen Hinweis, Folter sei illegal und «ungerechtfertigte Gewalt gegen Verdächtige» müsse um jeden Preis unterbunden werden. Offenbar hatte Naegelen guten Grund für sein Schreiben – fünfzig Jahre später stellte sich heraus, dass es einfach ignoriert wurde.

Ein zweites Buch beschreibt detailliert die Geschichte von Algeriens Befreiungsbewegung. Frantz Fanon, Schriftsteller mit karibischen Wurzeln, in Lyon ausgebildeter Psychiater und Gründer der ersten psychiatrischen Tagesklinik in Afrika, schilderte kurz vor seinem Tod 1961 in «Les Damnés de la Terre» (*Die Verdammten dieser Erde*), wie französische Militärs in sein Krankenhaus von Blida-Joinville kamen, um sich von den Traumata des Folteralltags therapieren zu lassen – nur um anschliessend sorgenfrei weiterfoltern zu können. Die Erfahrungen veranlassten Fanon, 1957 seinen Rücktritt einzureichen und, geprägt durch seine Erlebnisse als zweitklas-

siger «nègre» mit französischem Pass, politisch aktiv zu werden und sich dem FLN anzuschliessen. Kaum hatte er sein Amt als Arzt niedergelegt, wurde er aus Algerien ausgewiesen und unterstützte von Tunis aus den Widerstand des FLN.

Mein Bruder, mein Feind

Zwischen FLN und MNA tobte bald ein erbitterter Kampf um den Alleinvertretungsanspruch der algerischen Unabhängigkeitsbestrebungen. Der FLN verstand sich als einzig legitime Instanz nationaler Befreiung und behauptete, er geniesse die Unterstützung der gesamten Bevölkerung. Dies war weit entfernt von der Realität, zumal sich viele Muslime weniger für die Unabhängigkeit als für bessere Lebensbedingungen interessierten. Die FLN-Führung versuchte, die Bevölkerung mit Zwang hinter sich zu scharen, und wandte Methoden an, die die unmenschliche Grausamkeit des heutigen «Islamischen Staates» vorwegnahmen. Wer rauchte, dem schnitt man die Nase ab, wer ins Kino ging, dem wurde ein Auge ausgestochen, das Tragen europäischer Kleidung und der Besuch christlicher Ärzte waren strikte verboten. Parallel dazu rührten in Frankreich Sympathisanten die Werbetrommel. Jean-Paul Sartre und die autoritär-marxistische Linke verbreiteten die Mär einer algerischen «Einheitsfront» so aktiv, dass die von Albert Camus unterstützte Konkurrenzorganisation MNA fast völlig in Vergessenheit geriet. Wie unerbittlich Sartre dabei vorging, zeigt sein Vorwort zu «Les Damnés de la Terre», in dem er postuliert: «Man muss töten. Der Mord an einem Europäer schlägt zwei Fliegen mit einer Klappe, indem er zugleich einen Unterdrücker und einen Unterdrückten beseitigt. Übrig bleiben ein toter und ein freier Mann.» Doch anders als Sartre hoffte, blieben keine befreiten Unterdrückte zurück, sondern die Unterdrückten zerfleischten einander gegenseitig.

Während der ersten Bürgerkriegsjahre zwischen dem *Toussaint Rouge* («Blutiges Allerheiligen») 1954, als der FLN Hunderte Anschläge gegen Kollaborateure und Franzosen ausübte, und den Massakern von Melouza 1957 töteten die Rebellen eintausend Europäer, während sechstausend Muslime ihr Leben verloren. In der Nacht vom 13. auf den 14. April 1956 schnitten Rebellen in Tifraten muslimischen Kollaborateuren, sogenannten *Harkis*, die Kehlen durch. Den Befehl hatte der berüchtigte, für die Kabylei zuständige FLN-Kommandant Colonel Amirouche erteilt. Im Jahr darauf trieben am 28. Mai 1957 FLN-Rebellen die Bewohner des Dorfes Melouza zusammen. Sie massakrierten mit Äxten, Messern und Hacken alle MNA-Sympathisanten und beschuldigten anschliessend die Franzosen, die Morde begangen zu haben. Tatsächlich hatte FLN-Kommandant Saïd Mohammed, ein ehemaliges Waffen SS-

Mitglied, Antikommunist und islamischer Fundamentalist, die Befehle erteilt und gab dies dreissig Jahre später auch in einem Radiointerview unumwunden zu. Frantz Fanon tappte in die Falle. Am Vorabend des Verbrechens war er überraschend zum Sprecher des FLN ernannt worden und schob auf einer Pressekonferenz die Verantwortung für das Massaker auf die französische Armee, wobei er seine ganze Eloquenz bemühte: «Zwar gehört ein derartiges Abschlachten zur langen Liste der kollektiven Verbrechen, die von der französischen sogenannten ‹Befriedungsarmee› von langer Hand geplant und kaltblütig ausgeführt werden. Doch diesmal geht es in vielen Punkten über das hinaus, was ein gesunder Geist sich vorzustellen mag.» Tatsächlich aber stammte auch dieser Befehl von Colonel Amirouche, und selbst als Fanon davon erfuhr, blieb er bei seiner Version, getäuscht und blossgestellt von den eigenen Leuten. Dass sein Hinweis auf die französischen Truppen nicht völlig aus der Luft gegriffen war, beweist das «Complot bleu» («Blaukur», nach den blauen Arbeitsanzügen, die algerische Informanten tragen mussten). Bei dieser Operation infiltrierte der französische Geheimdienst die ALN-Führung so lange, bis sie Hunderte der eigenen Kämpfer als vermeintliche Kollaborateure hinrichten liess.

Was mit Attentaten gegen Polizeiposten und Militärstationen begonnen hatte, steigerte sich innerhalb weniger Jahre zu blankem Terror. Mit staatlich organisierten Entführungen hochrangiger Führer und mit einer Härte, die an Gestapo-Methoden erinnerte, ging die Militärverwaltung gegen die Gegner vor. Die Reaktionen von FLN und ALN waren nicht weniger zimperlich. Acht Jahre tobte der Krieg zwischen Algerien und Frankreich und kostete Hunderttausenden das Leben, mache sprechen von bis zu einer Million. Um das endlose Morden zu beenden, bereitete Charles de Gaulle gegen erbitterten Widerstand rechts gerichteter Generäle und Putschversuche aus den eigenen Reihen den Weg für ein Referendum vor, das 1962 in den Vertrag von Évian-les-Bains münden sollte.

Militärs sabotieren den Frieden

Der Weg dorthin war begleitet von systematischer Sabotage durch hochrangige französische Militärs. Im Winter 1960/1961 hatten Offiziere und Generäle die *Organisation de l'armée secrète* (*OAS*) gegründet. Ziel der geheimen Untergrundarmee, der 1500 Aktivisten und 15'000 Unterstützter angehörten, war, mit militärischen Mitteln Algerien als Bestandteil Frankreichs zu erhalten. Angesichts einer sich abzeichnenden, auch von den USA befürworteten Unabhängigkeit sollte Algerien mit Attentaten und Sprengstoffanschlägen in ein Chaos versetzt werden. Gewaltanschläge gegen

Muslime sollten eine Eskalation herbeiführen und de Gaulles Vorhaben sabotieren. Ins Visier der OAS gerieten auch weitere Vertreter der Fünften Republik, darunter François Mitterand, ausserdem Intellektuelle wie Jean-Paul Sartre. Die Hauptleidtragenden aber waren Algerier, mehrere tausend fielen dem OAS-Terror zum Opfer.

Inzwischen war die Gewalt auch in Frankreich angelangt, Terroranschläge gehörten zur Tagesordnung, oft ereigneten sich mehrere Attentate täglich. Am 18. Juni 1961 verübte die OAS einen Terroranschlag auf den Schnellzug Paris-Strasbourg, bei dem fast zweihundert Verletzte und dreissig Tote zu beklagen waren. Gleichzeitig begann der FLN auch in Frankreich Polizeistationen zu überfallen. Während den Friedensverhandlungen von Evian wurde in Paris eine nächtliche Ausgangssperre über alle «französischen Muslime» und «Menschen mit nordafrikanischen Gesichtszügen» verhängt. Als Reaktion darauf änderte der FLN seine Strategie. Die *Fédération de France*, einer ihrer Ableger, rief zu einer explizit friedlichen Massendemonstration am 17. Oktober 1961 im Zentrum von Paris auf, die Anweisung an die Demonstranten lautete: Nicht einmal eine Stecknadel dürfe mitgeführt werden! Der Tag endete in einem Gemetzel. Dreissigtausend algerische Männer, Frauen und Kinder zogen friedlich durch die Strassen und wurden an den Metro-Eingängen von der Polizei niedergeknüppelt, viele wurden verletzt und in Stadien deportiert, viele totgeschlagen und in der Seine ertränkt. Die Seine-Brücken waren mit menschenverachtenden Parolen beschmiert: «Ici on noie les Algériens», hier haben wir die Algerier ersäuft. Keiner der Demonstranten hatte Gewalt angewandt, doch der Polizeipräfekt Maurice Papon – er hatte es unter den Nazis mit Judendeportationen zu Ruhm gebracht – wollte die «Schlacht um Paris gewinnen» und hatte im Vorfeld seinen Polizisten zugesichert: «Wenn ein Nordafrikaner erschossen wird, drehen wir es so, dass er bewaffnet war.» Falschmeldungen über getötete Polizistenkollegen hatten die Stimmung angeheizt, seit Wochen schon trieben die Leichen algerischer Bürger auf der Seine.

Spuren des Pariser Massakers vom 17. Oktober 1961: Hassparolen

Die gesamte französische Presse, ausgenommen *La Libération* in einer Randnotiz, verschwieg den Staatsterror, erst fünfzig Jahre später räumte François Hollande Frankreichs Schuld ein: «Am 17. Oktober 1961 sind Algerier, die für ihr Recht auf Unabhängigkeit demonstriert haben, durch blutige Repression getötet worden.» Ein Jahr zuvor hatte Amtsvorgänger Nikolas Sarkozy noch jegliche Entschuldigung abgelehnt. Es sollte weitere zehn Jahre dauern, bis Emanuel Macron als erster französischer Staatspräsident an den Gedenkfeierlichkeiten zum «Massaker von Paris» teilnahm und Frankreichs Verantwortung einräumte: «La France regarde toute son Histoire avec lucidité et reconnaît les responsabilités clairement établies. Les crimes commis la nuit du 17 octobre 1961, sous l'autorité du Maurice Papon, sont inexcusables pour la République. Aux victimes, nus rendons aujourd'hui hommage.»

Geschichtsklitterung von Staats wegen

Auf die Pariser Ereignisse reagierten Algeriens Freiheitskämpfer mit der Ermordung französischer Bürger und zahlloser *Pieds noirs*, Nachkommen Weisser, die einst nach Algerien eingewandert waren. «La valise ou le cercueil», der Koffer oder der Sarg, dies waren die Alternativen: der Koffer für die sofortige Ausreise, der Sarg für alle anderen Entscheidungen. Viele Franzosen fuhren mit den eigenen Autos an die Quais von Algier und zündeten sie an, bevor sie das rettende Schiff bestiegen.

Am 18. März 1962 vereinbarten Algerien und Frankreich am Genfer See einen Waffenstillstand. Eine Volksabstimmung sollte über Algeriens Unabhängigkeit bestimmen, die Algerienfranzosen sollten im Land bleiben können, Frankreich würde technische und finanzielle Hilfe anbieten, Algerien im französischen Wirtschaftsverbund bleiben. Die OAS-Ultras wollten dies nicht hinnehmen und rebellierten in offenem Kampf gegen den französischen Staat, besetzten den Stadtteil *Bab El Oued* von Algier, wo eine grosse Anzahl weisser Franzosen aus der Arbeiterklasse lebte. Die OAS betrieb eine Politik der verbrannten Erde, den verhassten Muslimen sollte keine einzige französische Errungenschaft hinterlassen werden. OAS-Kommandos brannten die Bücherei von Algier nieder, sprengten in Oran die Stadthalle, die Bücherei und vier Schulen in die Luft und ermordeten den französischen Polizeichef Roger Gavoury.

Als Höhepunkt des Terrors verübte eine Gruppe um den nationalistischen Lieutenant-Colonel Jean-Marie Bastien-Thiry im August 1962 in Paris ein Attentat auf den Staatspräsidenten Charles de Gaulle. Bastien-Thiry war Mitglied des *Vieil État-*

Major, einer Geheimgesellschaft aus Offizieren, Politikern und Grossindustriellen, und hatte sich bei der OAS angedient. In seinen Augen hatte de Gaulle Frankreich verraten. Ausgerechnet an der *Avenue de la Libération* sollte es geschehen, einer Ausfallsstrasse im Pariser Vorort Petit-Clamart. Trotz umfangreicher Vorbereitungen aber misslang das Attentat: Bastien-Thiry hatte zur Bestimmung des idealen Zeitpunkts das falsche Kalenderjahr konsultiert – 1961 statt 1962. Die Sicht war schlecht, die Sonne bereits untergegangen, der General und seine Ehefrau entkamen unverletzt. Wenige Tage später wurde Bastien-Thiry gefasst und vor Gericht gestellt. Sein Verteidiger folgte der bewährten Taktik früherer OAS-Verfahren und versuchte, den Spiess umzudrehen: der Angeklagte sollte zum Ankläger werden. Thiry, Spross einer konservativ-katholischen Familie, die mehrere hohe Militärs hervorgebracht hatte, war ein Gerechtigkeitsfanatiker von überdurchschnittlicher Intelligenz mit Pfadfinderallüren. Direkt vor dem Attentat hatte er lange Gespräche mit dem Abbé Isambart über das «Recht zum Tyrannenmord» geführt, wobei er sich auf Thomas von Aquin berief. Seine mehrstündige Erklärung zu Prozessbeginn war eine einzige ätzende Anklagerede gegen den Staatschef. Am Tag vor Heiligabend wurde er zum Tode verurteilt und am 11. März 1963 hingerichtet, noch heute gilt er vielen rechtsradikalen Franzosen als Held. Im Sommer 2005 errichteten nostalgische OAS-Anhänger auf dem Friedhof von Marignane bei Marseille ein Denkmal für Todesopfer der Entkolonialisierung Algeriens, darunter Bastien-Thiry. Im Internet wird er als «Freiheitskämpfer» gefeiert, in einer makabren Parallelwelt träumt ein *Cercle Jean Bastien-Thiry* von hehren «menschlichen Werten», die er angeblich verteidigt habe: «Défendre la mémoire, faire connaître la vie et la pensée du colonel Bastien-Thiry ainsi que les valeurs spirituelles et morales qui l'ont inspiré.» Ob die Werte, die Bastien-Thiry vertrat, tatsächlich «spiritueller» Natur waren, darf man angesichts der Tatsache, dass er den Tod der Präsidentengattin billigend in Kauf nahm, bezweifeln. Daran können auch Publikationen wie «Chilling historical crimes» von Edwards, Huddleston et al nichts ändern, die sein Leben dramatisierend zusammenfassen: «He had the world at his fingertips. He was, for some, a true martyr.» Dass der Lieutenant-Colonel das Zeug zum Märtyrer haben würde, hatte bereits de Gaulle vorausgesehen, indem er beim Unterzeichnen des Vollstreckungsbefehls seinem Entschluss Züge einer griechischen Tragödie gab: «Die Franzosen brauchen Märtyrer! Aber sie müssen sie gut auswählen. Ich hätte ihnen einen dieser Schwachköpfe von Generälen geben können, die jetzt im Gefängnishof Fussball spielen. Ich habe ihnen Bastien-Thiry gegeben. Den können sie zum Märtyrer machen, der verdient es.»

Nach dem Angriff auf den höchsten Vertreter der Republik war die OAS faktisch am Ende, verübte aber noch mehrere Anschläge. Erst vierzig Jahre nach Algeriens Unabhängigkeit liess die französische Nationalversammlung den Begriff «Guerre d'Algérie» im offiziellen Sprachgebrauch zu, erst ab 1999 durften gravierende Menschenrechtsverletzungen des Militärs öffentlich diskutiert werden. Dieses Eingeständnis wurde 2005 durch einen Parlamentsbeschluss wieder zurückbuchstabiert, indem die rechtskonservative Regierungsmehrheit verlangte, «die positive Rolle der französischen Präsenz in Übersee und besonders in Nordafrika» sei im Schulunterricht stärker zu berücksichtigen. Der Mythos vom Wilden, der durch den Weissen zivilisiert wird, sollte gesetzlich festgeschrieben werden. Die Reaktionen waren verheerend. Algeriens Staatschef Abd al-Aziz Bouteflika, sonst ein enger Verbündeter Frankreichs, protestierte gegen den «Versuch, die Geschichte umzuschreiben», und verschob die Unterzeichnung eines Freundschaftsvertrags auf unbestimmte Zeit. Die Regionalräte der Überseedepartements Guadeloupe, Guyane française, Réunion und Martinique liefen gegen das Gesetz Sturm. In Martinique kündigten Demonstranten Innenminister Nicholas Sarkozy einen «gebührenden Empfang» an, sein Besuch wurde abgesagt. Sarkozy, das Ziel der eigenen Präsidentschaft vor Augen, polemisierte weiter gegen die «Tendenz zur systematischen Reue» und forderte, niemand müsse sich «dafür entschuldigen, Franzose zu sein». Mit seinem Statement hatte Sarkozy die rote Linie überschritten. Chirac liess das Gesetz per Gerichtsbeschluss auf die Ebene einer Verordnung herunterstufen, was ihm erlaubte, die Regelung ausser Kraft zu setzen. Die offizielle Version des Kolonialismus' als Wohltäter der Unterentwickelten war damit vom Tisch. Französische Geschichtslehrer und Wissenschaftler, die stets betont hatten, der Gesetzgeber dürfe ihnen nicht wie in einer Diktatur eine «korrekte» Geschichtsinterpretation vorschreiben, atmeten auf, doch die Selbsteinschätzung der breiten Mehrheit blieb weitgehend dieselbe. Zwar hatte Frankreich 2001 als erster Staat die Sklaverei als Verbrechen gegen die Menschlichkeit anerkannt, doch die historisch neueren und vor allem die eigenen Kriege blieben weiter Gegenstand der Verklärung. Sogar die rechtskonservative Berlusconi-Regierung hatte sich den Fakten gestellt und gegenüber Staatschef Muammar al-Ghadaffi die italienischen Kolonialverbrechen in Libyen offiziell anerkannt, aber Frankreich, das «Mutterland der Menschenrechte», tat und tut sich schwer mit der Wahrheit.

Mit seiner Weigerung, die Kolonialgeschichte Algeriens aufzuarbeiten, schnitt Frankreich sich ins eigene Fleisch. Zwei Jahre nach der Gesetzesinitiative traf Sar-

kozy zum Staatsbesuch in Algier ein. Obwohl er zu Beginn verkündete, das Kolonialsystem sei «zutiefst ungerecht» gewesen und widerspreche den Werten der Republik – Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit – weigerte er sich, eine formelle Entschuldigung abzugeben, wie Algerien sie erwartete. In der anschliessenden Begegnung der Präsidenten – es ging unter anderem um Lieferverträge für Erdgas – lag alles fertig auf dem Tisch, da erhob sich Bouteflika und sagte: «Ich will eine Entschuldigung für Setif.» Setif war ein Schandmal. 1945 waren -zigtausend Algerier abgeschlachtet worden, weil sie gegen die Franzosen aufbegehrt hatten. In dieser heiklen Situation entgegnete Sarkozy den unglaublichen, offiziell protokollierten Satz: «Ich bin nicht der Nostalgie wegen gekommen.» Bouteflika insistierte: «La mémoire avant les affaires», die Geschichte vor den Geschäften. Sarkozy blieb bei seiner Position, die Verträge wurden nicht unterschrieben, Frankreich erhielt kein algerisches Gas.

Der Vorfall spiegelt das Gefälle zwischen ehemaligem Kolonialherrn und früherem «Untertan». Dass die französische Regierung vor und nach dem Friedensschluss von Evian, gedeckt durch Geheimabkommen, vierzig Atombombenversuche in Algerien durchführte, wobei unter anderem bei In-Ekker ein Berg explodierte, hat zu anhaltenden Spannungen zwischen den Ländern geführt. Noch immer liegt verstrahlter Müll ungesichert an der Sahara-Hauptroute, noch immer leiden Nomaden ungewöhnlich oft an Krebs, noch immer kommen missgestaltete Kinder zur Welt. Zwar hat Frankreich inzwischen Entschädigungen zugesagt, aber die Antragsteller müssen nachweisen, dass die Leiden von den Nuklearversuchen herrühren – ein Ding der Unmöglichkeit, denn die meisten Testgebiete geheim und viele Geschädigte sind nicht alphabetisierte Nomaden. Seit Jahren taumelt Algerien zwischen Militärdiktatur und pseudo-parlamentarischer Regierungsform hin und her, bedroht von islamistischen Banden und geprägt von Korruption und Menschenrechtsverletzungen.

Nukleartest «Beryl» am 1. Mai 1962 bei In-Ekker: der Berg Tan Afella explodiert

Die postkoloniale Zeit in den ehemaligen französischen Kolonien war nicht nur von Konflikten zwischen einstigem Kolonialherren und dem «Kolonisierten» geprägt. Bisweilen arbeiteten hochrangige französische Politiker und Wirtschaftsbosse mit afrikanischen Potentaten und Autokraten Hand in Hand. Zwar gab es in den meisten Ländern, die in den sechziger Jahren unabhängig wurden, zunächst ein Mehrparteiensystem, doch die Parteien unterschieden sich vor allem ethnisch und regional, weniger programmatisch-ideologisch. Wahlsiege wurden meist als Siege gewisser ethnischer Gruppen beziehungsweise gewisser Regionen interpretiert, die auf Kosten anderer die Macht erobert hätten. Das Resultat waren Unzufriedenheit und politische Instabilität, was oft Einparteiensysteme und Militärputsche nach sich zog. Diese Umstände machte Frankreich sich zu Nutze. 1962 hatte Pierre Guillaumat, der erste Verteidigungsminister der Fünften Republik, Charles de Gaulle überzeugt, eine Struktur von Öltechnikern zu schaffen, die parallel zum existierenden Mineralölkonzern *Total* fungieren sollte: *Elf Aquitaine*. Die Gründung hatte zum Ziel, einen säkularen Zweig des französischen Staates in Afrika zu schaffen. Das Unternehmen bot den Franzosen eine ideale Tarnung und ausreichende finanzielle Ressourcen für diverse politische und militärische Operationen. Konzernvorstände und gaullistischen Machthaber galten als einzig legitime Herren, man finanzierte sogar Versuche, die Autorität des nichtgaullistischen Präsidenten Valéry Giscard d'Estaing zu schwächen. Afrikanische Politiker erhielten grosse Geldbeträge für Wahlkämpfe und Waffenkäufe, alle grossen französischen Parteien erhielten Spenden. *Elf* bestimmte und entfernte Politiker in Gabun, Kamerun, Angola und Kongo und dehnte seinen Einfluss über das gesamte frankophone Afrika aus, selbst in englischsprachigen Ländern wie Nigeria übte man Einfluss aus, ebenso in Venezuela und Usbekistan.

Während der Ära Mitterrand ab 1981 wurde *Elf* als Instrument wirtschaftlicher und politischer Einflussnahme im Ausland stetig ausgebaut. Anders als seine Vorgänger beschränkte sich Mitterrand nicht auf nationale Interessen, sondern forderte einen Teil der Beute für die eigene Partei und seine Gefolgsleute. Auch die Gaullisten sollten nicht zu kurz kommen, alle Parteien sollten etwas vom grossen Kuchen abbekommen. Im Gegenzug konnten Vorstandsmitglieder von *Elf* private Vermögen anhäufen. Vier Jahrzehnte später – *Elf* war inzwischen mit *Total* fusioniert – kamen Details auf den Tisch, am 12. November 2003 verkündete das Pariser Kriminalgericht die Urteile in einem Prozess, der das gigantische Ausmass der Korruption aufdeckte. Nach Gerichtserkenntnis war *Elf Aquitaine* von seinen Topmanagern um 305 Millionen Euro erleichtert worden, im Wesentlichen in der Zeit der zweiten siebenjährigen

Präsidentschaft von Mitterrand. Der Vorstandsvorsitzende Loïk Le Floch-Prigent, das ehemalige Vorstandmitglied Alain Gillon, der Spitzenmanager Alfred Sirven sowie André Tarallo, die ehemalige Nummer zwei in der Hierarchie und bekannt unter dem Namen «Mr. Afrika», erhielten langjährige Gefängnisstrafen und Geldstrafen in Millionenhöhe, von den 37 Managern und Mittelsmännern wurden 30 für schuldig befunden.

Neue Repressionssysteme in Afrika

Inzwischen hat sich Frankreich weitgehend aus Afrika zurückgezogen und auch Grossbritannien ist nicht mehr als eigentliche Kolonialmacht aktiv, den «alten» Kolonialmächten nachgerückt sind China und Russland.

Die chinesische Entwicklungsfinanzierung folgt einer eigenständigen Strategie, die sich von der Entwicklungszusammenarbeit der «westlichen» Welt unterscheidet: Klassische Entwicklungshilfe in Form von verbilligten Krediten und kostenlosen Leistungen wird ergänzt durch Tauschgeschäfte, bei denen afrikanische Rohstoffe billig gegen Infrastrukturprojekte getauscht werden, die von chinesischen Firmen erstellt werden. Hinzu kommt ein gegenseitiger Handel mit Schwerpunkt auf dem Import chinesischer Artikel geringer Qualität. Chinas Engagement steht im Verdacht, zur Sicherung der Rohstoffversorgung und Nutzung landwirtschaftlicher Flächen für die Nahrungsmittelversorgung der chinesischen Bevölkerung zu dienen, geostrategische und militärische Gedanken spielen vorerst eine nachgeordnete Rolle.

Anders im Kreml. Russland bietet afrikanischen Staaten keine Produkte und wenig Infrastruktur, aber offene sowie verdeckte militärische Unterstützung. Dabei ist die «Wagner-Gruppe» zu einem der wichtigsten aussenpolitischen Instrumente geworden. Die straff organisierte Gruppe, die oft als «privates Militärunternehmen» oder als Söldnertruppe beschrieben wird, bietet militärische Dienstleistungen, zum Beispiel die Bereitstellung von Söldnern für Logistik, Aufklärung, Beratung, Objekt- und Personenschutz, zur Unterdrückung von Aufständen und Demonstrationen. Ausserdem steht die Vermittlung bei der Beschaffung von Rüstungsgütern und Durchführung von Kampfeinsätzen auf ihrem Programm. Wagner orchestriert ein Netzwerk von Organisationen zur propagandistischen, politischen und wirtschaftlichen Einflussnahme. Unter Führung von Jewgeni Wiktorowitsch Prigoschin, der sich zum Vertrauten von Wladimir Putin hochgearbeitet hatte und 2023 bei einem unaufgeklärten Flugzeugabsturz zu Tode kam, schrecken irreguläre russische Armeen nicht davor zurück, extralegale Instrumente zur Durchsetzung der Eigeninteressen einzu-

setzen, von Gewaltanwendung und Mordanschlägen gegen Zivilisten über Desinformationskampagnen und Wahlmanipulation bis zum Schmuggel natürlicher Ressourcen wie Gold und Diamanten in industriellem Massstab.

Dass bei solchen Interventionen die Entwicklungen zu mehr Stabilität, Rechtsstaatlichkeit und Demokratie – etwa in Mali, im Sudan oder in der Zentralafrikanischen Republik – auf der Strecke bleiben und ein neokolonialistisches Repressionssystem heranwächst, ist im Sinne russischer und chinesischer Aussenpolitik.

Eiserne Regeln für Südostasien

In Indochina, der *Union Indochinoise*, waren die französischen Besatzer nach anfänglichen Assimilierungsbemühungen ähnlich rigoros vorgegangen. Paul Doumer, später kurzeitig Präsident der Dritten Republik, hatte zu Beginn des 20. Jahrhunderts als einer der ersten Generalgouverneure den Repressionsapparat energisch zentralisiert und zu einer lukrativen Pfründe karrierebesessener Kolonialbeamten umgestaltet. Zu diesem Zweck schuf er ein System politischer Herrschaft und finanzieller Ausbeutung, das bis 1945 fast unverändert erhalten blieb. Ein 1904 verschärftes «Eingeborenenregime» erlaubte es, praktisch unbegrenzt Internierungsstrafen und Enteignungen zu verhängen. Ein erster bewaffneter antifranzösischer Widerstand, getragen von adligen und bäuerlichen Kräften, scheiterte 1905, an seine Stelle trat eine neue politische Bewegung des vietnamesischen Bürgertums. Es bildeten sich Geheimgesellschaften und kleine Elitegruppen, die in der Wiederherstellung der Unabhängigkeit eine Vorbedingung für den eigenen wirtschaftlichen und politischen Aufstieg erkannten – die Kolonialverwaltung antwortete mit gewohnter Härte.
Von diesen Entwicklungen blieben die Nachbarländer Laos und Kambodscha zunächst unberührt und wurden von der Kolonialmacht weder gefördert noch sonderlich beachtet, zumal sich Frankreichs Hoffnung, am Mekong grössere Goldlager zu finden, zerschlagen hatte.

Nachdem der Erste Weltkrieg die alte Ordnung Europas über den Haufen geworfen hatte, entstanden in Vietnam unter Eindruck der russischen Oktoberrevolution revolutionäre und kommunistische Organisationen, denen sich bürgerliche Intellektuelle und Bergleute, Fabrikarbeiter und Bauern anschlossen. Auch diese Aufstände wurden von den Besatzern zerschlagen. 1930 schlossen sich fortschrittliche Gruppen zur *Partie Communiste Indochinois* unter Führung von Ho Chi Minh zusammen. Ihr Widerstand, begründet in Wirtschaftskrisen und fehlenden Rechten, wurde von der Kolonialverwaltung und den nachfolgenden japanischen Okkupanten gnadenlos

bekämpft. Nachdem Japan den Zweiten Weltkrieg verloren hatte, musste es Südostasien räumen, in Vietnam begann ein langer Befreiungskrieg, der in der Proklamation der unabhängigen *Demokratischen Republik Vietnam* durch Ho Chi Minh am 2. September 1945 gipfelte. Die Franzosen, die bis zum Einfall der Japaner unangefochten dominiert hatten, versuchten nun, die alte Herrschaft wieder aufzubauen und reagierten mit massiven Repressionen, bei denen unter anderem das vietnamesische Viertel von Haiphong von Kriegsschiffen beschossen wurde. Dies war der Auftakt zum achtjährigen Indochinakrieg, der fast hunderttausend französischen Militärs das Leben kosten sollte und im Frühling 1954 in seine entscheidende Phase trat: die Schlacht von Dien Biên Phú. Sie endete für Frankreich mit einem Desaster. Die Vietnamesen, denen keiner zugetraut hatte, die riesige Festung im gebirgigen Nordwesten überhaupt angreifen zu können, waren unter Anwendung immer neuer Strategien vorgerückt. Im April zeichnete sich Frankreichs Niederlage ab, Anfang Mai war die glorreiche französische Kolonialarmee geschlagen. Parallel dazu waren in der Heimat die Stimmen gegen den «guerre salée», den schmutzigen Kolonialkrieg, immer lauter geworden. Das französische Indochina-Abenteuer neigte sich dem Ende zu, von April bis Juli 1954 tagte in Genf die Indochina-Konferenz, an der neben den Kriegsparteien Frankreich und Viet Minh die Sowjetunion, die USA, Grossbritannien und die Volksrepublik China teilnahmen. Der Friedensvertrag regelte, dass die Viet Minh sich nördlich des 17. Breitengrades zurückzuziehen hatten, während der Süden vom einstigen Kaiser und neuen Staats- und Regierungschef Bao Dai geleitet wurde, der dem Westen nahestand. Vietnam war geteilt, es herrschte Waffenstillstand, Frankreich musste Französisch-Indochina verlassen.

Die Konflikte schienen damit weitgehend gelöst – oder zumindest lösbar – und auf Juli 1956 wurden in ganz Vietnam freie Wahlen vereinbart. Plötzlich aber verweigerte Ngô Dinh Diem, Bao Dais Nachfolger und Präsident der *Republik Vietnam*, eine Durchführung der Wahl. Im kommunistischen Norden, so liess er vermelden, seien freie Wahlen nicht möglich, zudem habe der Süden das Genfer Abkommen nicht unterzeichnet. Die Folgen waren katastrophal: Die Spannungen zwischen Nord- und Südvietnam eskalierten und mündeten schliesslich in den zweiten Indochinakrieg, den eigentlichen Vietnamkrieg, der das gesamte Gebiet der ehemaligen *Union Indochinoise* in Mitleidenschaft ziehen und riesige Landflächen zerstören sollte, begleitet von Millionen von Opfern auf allen Seiten.

Die Erbschaft kolonialer Herrschaftssysteme

In allen eroberten, besetzten und wirtschaftlich ausgebeuteten Nationen und Regionen der Welt ist die Fremdherrschaft als tiefe Zäsur westlicher Kulturen empfunden worden und wird als fundamentaler Einschnitt in der eigenen Geschichte erinnert. Gleichzeitig dauern Abhängigkeitsverhältnisse, etwa auf wirtschaftlichem Gebiet, weiter an oder sind sogar intensiviert worden. Der Kolonialismus hat viele Gesellschaften nachhaltig transformiert, was Strukturen und Herrschaftssysteme geprägt hat, die sich nach dem Erreichen der Unabhängigkeit etabliert haben. Vielerorts haben neue Eliten eine Politik gestaltet, die sich – zumindest was das System der Herrschaft betrifft – von jener der Kolonialmächte nur wenig unterscheidet. Modernisierungsprogramme, die im Zeichen der Nationsbildung entstanden sind, haben häufig die koloniale Politik in Grundzügen, wenn auch mit neuem Personal, fortgesetzt. Die Entwicklungen im subsaharischen Afrika, in Südamerika, Nordafrika, Südostasien und anderen ehemaligen Kolonien zeigen, wie neue Repressionssysteme entstanden sind, bis hin zu nachkolonialen Diktaturen.

In westlichen Gesellschaften zeigt sich eine andere, wenngleich ähnliche Gefahr. Der Postkolonialismus, wie er in den letzten Jahren verstärkt diskutiert wird, kommt nicht ohne Stolpersteine aus. Paradoxerweise werden Antikolonialismus und Antirassismus immer dann rassistisch, wenn sie die ethnische Herkunft, gar die Hautfarbe zum identitätsstiftenden Kriterium eines diskriminierten Opferkollektivs machen. Gleichzeitig wird der Wunsch nach «Reinigung» zu einem rigiden Instrument, mit dem Sprache, Geschichte, Bücher, Plätze, Erinnerungen gesäubert werden sollen. Das ursprüngliche Ansinnen, Unterdrückte aus ihrer Lage zu befreien, wird in diesem Zuge selbst totalitär.

Der Rückgriff kolonisierter Subjekte auf echte oder scheinbar eigene Traditionen wird dann fragwürdig, wenn diese Traditionen durch die Kolonialmacht geprägt, umgeformt oder sogar erst geschaffen wurden. Zwar mindert dies nicht die Authentizität der Traditionen, fixiert aber eine Reproduktion der Deutungsmacht westlicher Kulturen. So hat der Kolonialismus für viele gefeierte afrikanische Intellektuelle nie aufgehört – stattdessen zelebrieren sie einen Fundamentalismus der Hautfarbe. Wo aber verläuft die Grenze zwischen «authentischer» und «implementierter» Tradition und welche ordnende Qualität liefert uns das Kriterium «Hautfarbe»? Die meisten Postkolonialistischen Theoriesysteme favorisieren statt «Schwarze» Begriffe wie «Person of Color», gleichzeitig bahnt sich in den USA ein neuer Konflikt an: Zwischen Afroamerikanern, die sich selbst als «colored persons» verstehen, und indischstämmigen

Bevölkerungsteilen wächst ein Hierarchiegefälle, das weitere marginalisierte Gruppen, wie beispielsweise Hispanics oder Roma, aussen vor lässt. Mangels einer griffigen deutschen Wendung mag der Begriff «PoC» zumindest vorläufig tauglich sein, solange er als Synonym für «marginalisiert» steht und nicht für eine Hautfarbe oder gar «Rasse».

Ein Staat erfindet sich neu

Durch das Pariser Abkommen vom 20. Juli 1954 hatten Laos und Kambodscha staatliche Unabhängigkeit erlangt. Jahrhunderte alte Streits um das Territorium des einst so mächtigen Khmer-Reiches, das immer wieder zwischen seinen Nachbarn hin- und hergeschoben worden war, schienen beendet, und am Mekong keimte die Hoffnung auf, dass ein Land, wenn es erst einmal die Fremdherrschaft abgeschüttelt hätte, aus eigener Kraft eine moderne Gesellschaft aufbauen könnte. Stadtplanung und Architektur würden dabei eine wichtige Rolle spielen.

Die Bedeutung, die Sihanouk Städtebau und Architektur zumass, deckte sich mit den Entwicklungen vieler anderer nachkolonialer Staaten in Afrika, Südamerika und Asien, die in den 1950er- und 1960er-Jahren selbstständig geworden waren. In deren stadtplanerische Konzepte flossen bevölkerungspolitische Strategien ein, die zuvor im kolonialen Kontext erprobt worden waren und die nun vor dem Hintergrund der dominierenden Wachstumsideologie umgesetzt wurden. Gleichzeitig versuchten die Planer aber auch, ihre Erfahrungen der Dekolonisation zu reflektieren und an den Konzepten ablesbar zu machen: Vorkoloniale, bislang als «vormodern» abgelehnte Lebensweisen sollten angemessen Raum finden und mit westlichen Modellen zu einer Moderne synthetisiert werden.

Sihanouk beschloss, Kambodscha von Grund auf zu erneuern. Buddhismus und Sozialismus sollten vereint, das Land politisch neutral werden. Bildung und Landwirtschaft, Industrialisierung und Verkehr, Gesundheitswesen, Tourismus und die Künste, darunter die Filmwirtschaft, sollten mit grossen Mitteln gefördert werden. Vor allem die Architektur sollte den Willen zur Neugeburt zum Ausdruck bringen. Unter der Federführung junger Architekten etablierte sich in den folgenden Jahren ein Baustil, der die Hoffnung auf Selbstbestimmung geradezu verkörperte: die *New Khmer Architecture*. Bislang hatte man am Mekong nur Ingenieure und Baumeister gekannt, jetzt traten die ersten diplomierten Architekten auf den Plan. Sie hatten in Paris studiert, einige von ihnen bei Le Corbusier, und waren von dessen gigantisch-kühnen städtebaulichen Projekten fasziniert. Gemeinsam hatte man die *Ville Con-*

temporaine analysiert, die *Ville Radieuse*, den *Plan Voisin* für einen Radikalabriss des Pariser Quartier Marais. Besonders Le Corbusiers *Plan Obus* hatte lebendige Diskussionen ausgelöst.

Le Corbusier war nicht unberührt von Herrschaftssymbolik, sei nie realisiertes Vorhaben «Projekt Granate» (*Obus*) vereinigt alle Aspekte kolonialistischer Stadtplanung. Dabei sollte das alte Hafenviertel von Algier zerstört und durch ein schleifenförmiges Endloshaus mit einer vierspurigen Strasse auf dem Dach ersetzt werden. Die von Militäringenieuren im 19. Jahrhundert vom Meer abgeblockte Casbah sollte als Gegenbild zu den neuen Planungen erhalten bleiben, angeblich um die kulturellen Unterschiede zwischen Muslimen und Europäern ablesbar zu machen. Die Begründung für den Radikalumbau: Der touristisch-ökonomische Mehrwert einer «authentischen» arabischen Altstadt sei nicht zu unterschätzen. In Wirklichkeit ging es darum, eine Situation der urbanen Apartheid mit sicherheitspolitischen *Cordons sanitaires* zu schaffen. Mit seinem Projekt knüpfte Le Corbusier an die von den Militärurbanisten etablierte Raumkonfiguration an, bei der eine als «chaotisch» empfundene Unordnung, die sich im späten 19. und frühen 20. Jahrhundert durch zunehmendes *laissé faire* entwickelt hatte, resorbiert würde. Dabei sollten alle städtebaulichen Funktionen entmischt werden. Auf den neu entstandenen Leerflächen sollte ein modern-funktionales Algier entstehen, mit exklusivem Zugang aus den höhergelegenen europäischen Villenvierteln durch Hochhauskomplexe hinunter an den Strand.

Le Corbusiers Umbauskizze für Algier: «Plan Obus» von 1933 ...

Die Idee war nicht neu. Vier Jahre zuvor hatte Le Corbusier mit einem ähnlichen Projekt in Rio de Janeiro angeklopft. Sein Plan für die damalige brasilianische Hauptstadt sah einen auf Säulen ruhenden gigantischen Viadukt vor, einem riesigen Tausendfüssler gleich, der sich parallel zum Meer über die Strassen winden, die Hügel emporklettern und sie durchbohren sollte. Er würde eine Strasse tragen und wäre mit fünfzehnstöckigen Appartements für hunderttausend Bewohner bebaut, ergänzt durch Rampen, Garagen, Aufzüge für Autos und einen Schuppen für Wasserflugzeuge. Die soziale Schicht, die hier leben würde, war damit definiert. Dass das Architekturmonstrum überhaupt als Skizze entwickelt und an einem Planungstisch diskutiert wurde, basierte auf Eindrücken, die Le Corbusier bei seinem ersten Landeanflug auf die Stadt bewegt hatten. «Ich sah eine Stadt, die mit ihrer weltberühmten Schönheit keinerlei menschlichen Zutuns bedurfte. Da wurde ich von einem heftigen, vielleicht wahnsinnigen Wunsch erfasst, ein Abenteuer zu wagen: vom Wunsch nach einem Zweikampf zwischen menschlichem Durchsetzungswillen und Selbstbehauptung der Natur.» Le Corbusiers Idee glich einer Unterwerfungsgeste: ein Stadtplaner und Architekt sieht die perfekte Schönheit und hat nichts Besseres im Sinn, als ihr seinen Stempel aufzudrücken. Zum Segen für Rio de Janeiro brach bald darauf in Brasilien eine Revolution aus und die Pläne verschwanden in der Schublade – nur um wenige Jahre später in Algerien wieder hervorgeholt zu werden.

... und dieselbe Idee für Rio de Janeiro von 1929

Dass ausgerechnet solche Konzepte der Evakuierung der Bevölkerung und Planierung ganzer Stadtviertel beim heutigen Umbau von Phnom Penh tiefe Wunden in die historische Bausubstanz der *New Khmer Architecture* reissen würden, hatten sich die kambodschanischen Studenten gewiss nicht träumen lassen, als sie, geschult durch Vordenker wie Le Corbusier, Gérald Henning und Vladimir Bodiansky, damit begannen, ein unabhängiges Kambodscha zu skizzieren.

Auch über die *Garden Cities* des britischen Stenotypisten und Stadtplaners Ebenezer Howard hatten die jungen Architekten debattiert. Howards Antwort auf die schlechten Wohn- und Lebensverhältnisse im England des ausgehenden 19. Jahrhunderts hatte darauf abgezielt, im Umland grosser Städte auf ehemaligem Agrarland neue Siedlungen zu schaffen. Die Trennung von Stadt und Land sollte aufgehoben werden, um die Nachteile einer Grossstadt zu vermeiden und deren Vorteile beizubehalten. Auch hier war eine strikte Nutzungstrennung angedacht. Die einzelnen Funktionen sollten konzentrisch angeordnet und durch breite Grünstreifen voneinander getrennt werden, verbunden durch Verkehrswege. Howards *Garden City* liegt mitten im Grünen und beherbergt ländliche Wohnsiedlungen, Fabriken und kulturelle Annehmlichkeiten. Seine Vorschläge gingen weit über das hinaus, was in Deutschland und der Schweiz später als «Gartenstädte» bekannt wurde. Die Vision war nicht nur städtebaulicher, sondern auch sozialreformerischer Natur, um Spekulation zu vermeiden, sollten Grund und Boden in Gemeinschaftsbesitz bleiben, die Kapitalerträge sollten in die Gemeinschaftseinrichtungen fliessen, die Mieten niedrig gehalten werden. Spuren dieses gemeinschaftlichen Denkens sind in Bauprojekte Vann Molyvanns eingeflossen, Spuren der radikalen Funktionstrennung zeichnen fast alle modernen Retortenstädte im heutigen Asien aus.

Inspiriert von den Pariser Gesprächen kehrten die diplomierten Architekten in die Heimat zurück – Vann Molyvann, Lu Ban Hap, Chhim Sun Fong, Ung Krapum Phka, Seng Sutheng und Sam Sophana, um nur die wichtigsten zu nennen. Vann Molyvann sollte der einflussreichste unter ihnen werden. 1945 hatte er nach dem Abitur Kambodscha verlassen, ein Stipendium zum Studium der Rechtswissenschaften hatte ihn nach Paris gebracht. Als er bei der Lateinprüfung über Römisches Recht scheiterte, beschloss er, an der *École du Louvre* und der *École Nationale Supérieure des Beaux-Arts* Khmer-Kunst und Architektur zu studieren. Damals entstanden enge Verbindungen zu Persönlichkeiten des intellektuellen Nachkriegsparis, darunter eine langjährige Freundschaft mit dem ukrainischen Ingenieur Vladimir Bodiansky, einem engen Mitarbeiter von Le Corbusier. Nach den klassischen Bildungsreisen in die Kunststädte Italiens kehrte Vann Molyvann reich dekoriert nach Kambodscha zurück, wo Sihanouk ihn mit der Identitätsfindung für das neue Kambodscha beauftragte und 1956 zum Nationalarchitekten ernannte.

Symbole der Macht: Markthallen, Bahnhöfe, Tempel

«Phnom Penh» bedeutet wörtlich übersetzt «Hügel Penh». Die Gründung geht der Legende nach auf eine Wohltat zurück. 1372 hatte die wohlhabende Witwe Daun Chi Penh nordöstlich ihres Hauses einen Hügel aufhäufen und einen Tempel errichten lassen, nachdem sie am Mekongufer in einem angeschwemmten Baumstamm fünf Buddha-Statuen gefunden hatte. Sie gab der Anlage den Namen *Wat Phnom Daun Penh*, heute findet sich hier ein religiöses und touristisches Zentrum. Dieser Hügel war die Keimzelle für die Stadt am Zusammenfluss von Tonlé Sap, Bassac River und Mekong.

New Khmer Architecture war nicht der erste Versuch, der Hauptstadt ein modernes Gesicht zu geben. Schon einmal, zwischen dem Ersten und dem Zweiten Weltkrieg, hatte es in der von Khmer- und traditionellem Kolonialstil geprägten Stadt Versuche gegeben, Modernismus, Art Déco und International Style zu etablieren, doch dies waren Randerscheinungen, ohne Gesamtkonzept und Verbindung zur übrigen Stadt. Im Grossen und Ganzen blieb Phnom Penh, wie es war, ein koloniales Provinznest, aufgeteilt in ein französisches, ein chinesisches und ein Palast-Viertel.

Ein Beispiel für die Epoche der ersten europäischen Bautätigkeiten ist der zwischen 1927 und 1932 errichtete Bahnhof. Seit den 1970er-Jahren war er lange geschlossen, Kambodschas Zugverkehr lag viele Jahrzehnte lahm, die Roten Khmer hatten das Schienennetz, das einst Battambang mit Phnom Penh und dem Hafen von Sihanoukville verbunden hatte, zerstört.

Erste Modernisierungsversuche der 1930er-Jahre: Der Zentralbahnhof von Phnom Penh

2002 begann der Wiederaufbau, die Federführung lag bei der kambodschanischen *Royal Railway Company* (*RCC*). Sieben Jahre später musste das Unternehmen sein Scheitern einräumen. Daraufhin beauftragte die Regierung die australische *Toll Holding* mit den Arbeiten, die australische Regierung und die *Asian Development Bank*

garantierten die Finanzierung. Auch diesmal wurden die Arbeiten bald eingestellt, der Grund waren verpfuschte Gutachten, fehlendes Material, Budgetüberziehungen, Überschwemmungen und die Vertreibung von viertausend Familien, die an stillgelegten Strecken und in ungenutzten Bahnhöfen wohnen. 2016 wurde die Verbindung zwischen Phnom Penh und Sihanoukville wieder aufgenommen, sechs Jahre später aber wegen mangelnder Nachfrage, bedingt durch die Corona-Epidemie, geschlossen. Ende 2022 wurden erste Strecken wieder neu eröffnet.

Ein zweites Beispiel für die Modernisierungsbestrebungen zwischen den Weltkriegen ist die vom französischen Staat gespendete, zwischen 1935 und 1937 errichtete Art Déco-Hallenkonstruktion des Zentralmarktes *Psar Thom Thmei*. Im Eröffnungsjahr als überdimensionierte Fehlkonstruktion kritisiert, blieb sie jahrzehntelang merkantiles Zentrum der Stadt. Nach Machtergreifung der Roten Khmer diente sie als zentrale Selektionsrampe, um «bourgeoise Elemente» und «Spione» zu liquidieren, danach als riesiger Kuhstall. Bald war sie in einem derart erbärmlichen Zustand, dass sie geschlossen werden musste. Nach dem Ende des Terrors wurde sie erneut als Markthalle genutzt, verfiel aber zusehends und drohte einzustürzen. Ein gross angelegtes Projekt ermöglichte ihre Restauration, und nach sieben Jahren wurde die als «Central Market» bekannte Halle 2011 wiedereröffnet. Seitdem ist sie in Betrieb und ihre leuchtend gelbe Kuppel überragt die umliegenden Stadtviertel.

Central Market im Frühling 2014

Zum Zeitpunkt ihrer Errichtung war *Psar Thom Thmei* eine der grössten Markthallen ganz Asiens. Die Pläne für den 26 Meter hohen Kuppelbau mit einem Durchmesser von 30 Metern und vier langen Gebäudearmen stammten von Phnom Penhs Stadtbaumeister Jean Desbois, für die Ausführung zeichneten der Architekt Adolphe-

Louis-Léon Chauchon und der Ingenieur Wladimir Kandaouroff. Chauchon war Mitarbeiter der *Société Indochinoise d'Études et de Construction* (*S.I.D.E.C.)* mit Sitz in Saigon, wo man Erfahrung mit dem Bau von Krankenhäusern und Markthallen hatte.

Der «Grosse Neue Markt» der kambodschanischen Hauptstadt lag mitten im französischen Viertel und war für Produkte höherer Qualität reserviert, der Haupteingang lag nach Osten, zehn Gehminuten vom Tonlé Sap River entfernt. Nicht von ungefähr glich die Silhouette, eine Kuppel mit treppenförmigen Reitern, der *Cité Internationale des Informations*, die man anlässlich der *Exposition coloniale de Vincennes*, der Kolonialausstellung von 1931 in Paris, errichtet hatte und die der Präsentation von Informationen über das französische Kolonialreich gedient hatte.

Der Kuppelbau der Pariser Kolonialausstellung von 1931 hatte bereits die Gestaltung der Markthalle von Phnom Penh vorweggenommen

Im Auftrag von Frankreichs höchstem Militär Marschall Louis Hubert Lyautay hatten die Architekten Jean Bourgon und Fernand Camille Chevallier einen Pavillon entworfen, der einem Diamanten glich. Wie viele französische Militärs, so hatte auch der Marschall eine besondere Ader für Architektur. Er hatte an der *École Polytechnique* studiert und als Militärgouverneur von Marokko gemeinsam mit dem Kolonialbeamten Henri Prost Raumordnung als Instrument sozialer Kontrolle weiterentwickelt. Aber auch wenn Lyautay Stadtplanung und Architektur als das eigentliche Ziel jeden kolonialen Krieges postulierte, so war er eher auf Kommunikation als auf Kriegführung bedacht und entsprach nicht dem Idealbild eines französischen Offiziers. Seine Pariser *Cité* sollte zu einem Forum für koloniale Stadtplanungskonzepte werden, hier dozierte Henri Prost über koloniales Bauen, hier veranstaltete der Städteplaner Jean Royer den *Congrès international de l'urbanisme aux colonies et dans les pays de latitude intertropicale*. Dass sechs Jahre später eine fast identische Kup-

pelkonstruktion eine Markthalle in Phnom Penh zieren sollte, wirft ein Licht auf die Bedeutung architektonischer Typologien, mit denen Frankreich seine Kolonien markierte.

Fast zeitgleich mit dem Bau in Phnom Penh hatte die S.I.D.E.C. weitere Markthallen errichtet: *Psar Thmei* in Kompong Cham und *Psar Kranat* (Stoffmarkt) in Battambang, später umbenannt in *Psar Nath* (Zentralmarkt). Für Battambang, die zweitgrösste Stadt des Landes, hatte man 1926 im Zuge der Fertigstellung der Eisenbahnverbindung nach Phnom Penh einen neuen Bebauungsplan entwickelt. Der alten Schachbrettstruktur waren zwei Diagonalen hinzugefügt worden, die sich exakt an der Stelle trafen, wo der Volksmarkt stattfand. Die Hallenkonzeption aus dem Jahr 1937 trug eindeutig französische Züge, sie war am Art Déco orientiert und nutzte Stahlbeton, der in Europa gerade in Mode war. Ein kirchturmähnlicher Uhrturm zierte das östliche Ende, wenige Schritte vom Ufer des Sankghae River entfernt. Zum Portfolio der S.I.D.E.C. gehörten noch weitere Markthallen in Dà Lat, Cân Thó und Saigon. Die auffälligste war der 1927 in Saigon eröffnete *Marché de Phu-Hoa*, der heute als *Tân Dinh Market* bekannt ist. Dessen an eine Kathedrale erinnernde Art-Déco-Fassade überzeugte die französische Kolonialverwaltung so sehr, dass sie für die Pariser Kolonialausstellung ein eigenes Diorama erstellen liess.

Südostasiens Markthallen waren eine Erfindung der Kolonialmächte. Ziel war, das Verhalten von Verkäufern und Käufern kontrollierbar zu machen und dem der Europäer anzugleichen. Dazu verlegte man die traditionellen offenen Märkte von ihren angestammten Plätzen entlang der Flüsse in die Stadtzentren und passte sie kolonialen Visionen an.

Marché traditionnel in Siem Reap

Dabei entstanden allmählich mehrere riesige Hallenkonstruktionen, die den europäischen Hallen des 19. und 20. Jahrhunderts nachempfunden waren – etwa der Stockholmer *Östermalms Sahluhall* mit ihrer gewaltigen Backsteinfassade (1888), der Glas-Stahlkonstruktion der *Hannoveraner Messehallen* von 1892, der basilikaartigen *Nagy Vásárcsarnok* in Budapest (1897) oder der *Leipziger Markthalle* mit einer Spannweite von 75 Metern, die ihrer Form wegen im Volksmund «Kohlrabizirkus» genannt wird. Die Tradition dieser Vorbilder wurzelte im späten 18. Jahrhundert, als man auf dem Gelände des *Hôtel des Soissons*, einem ehemaligen Palast der französischen Regentin Caterina de' Medici, die Pariser *Halle aux Blés* errichtet hatte. Zunächst von einer Holz-, später einer Stahlskelettkuppel überwölbt, hatte man sie Ende des 19. Jahrhunderts zur *Bourse de Commerce* umgewandelt. Bis heute ist der weltweite Siegeszug der Markthallen ungebrochen, aktueller Höhepunkt ist die 2014 eröffnete *Markthal* in Rotterdam, die Handel und Wohnen unter einem Dach vereint: Zweihundert der Wohnungen, die wie eine Rindenschale um einen Hallentunnel gelegt sind, haben direkten Ausblick auf das Marktgeschehen darunter.

Die Pariser Halle aux Blés in ihrer Umbauphase (oben) und die Leipziger Messehallen von 1929

Die Markthal in Rotterdam, im Volksmund «de Koopboog» (Einkaufsbogen) genannt

Die Architektur der südostasiatischen Markthallen war geprägt von Art Déco, dabei wurden regionale Stilelemente integriert. Zwei Hauptanforderungen der Tropen waren zu bewältigen: brütende Hitze und enorme Regenfluten. Hier sollten möglichst viele Waren unter möglichst hygienischen Bedingungen auf engstem Raum zusammengebracht werden, was der Logistik und den Steuereinnahmen der Kolonialverwaltung zugutekam. Alle Hallen waren mehr oder weniger nach demselben Prinzip erbaut – auf einem massiven Zementsockel ruhen eine oder mehrere offene Hallen, um Luftzirkulation und Kühlung zu ermöglichen, offene Dachkonstruktionen und V-förmige Schlitze führen Frischluft zu, das Tageslicht wird durch Claustra-Wände ähnlich den islamischen Moucharabieh gedämpft.

Die Idee, die Freiluftmärkte in grosse Hallen zu verlegen, konnte sich aber nicht ganz durchsetzen, auch heute noch wird Frischware wie Gemüse, Obst und lebende Wildtiere, Schlangen und ähnliches auf dem «Wet market» vor den Hallen verkauft, alles Übrige findet man drinnen. Auch die Stände sind mehr oder weniger dieselben geblieben, und zur Kühlung werden fast dieselben Methoden angewandt wie einst. In ihrer faszinierenden Mischung aus *Mission civilisatrice*, beharrlicher Tradition und kolonialer Vision sind die südostasiatischen Markthallen einzigartig und heben sich aus der Masse der Kolonialarchitektur schillernd hervor.

Psar Kranat (später: Psar Nath) in Battambang

Psar Thmei in Kompong Cham

Marché de Phu-Hoa in Saigon, heute Psar Than Dinh in Ho-Chi-Minh City

Show me you colony

Die *Exposition coloniale*, auf der Saigons *Marché de Phu-Hoa* zu Ehren kam, war die spektakulärste koloniale Darbietung, die der Westen je erlebt hatte. Hier sollte ein intaktes «Zusammenleben von europäischen und nicht-europäischen Kulturen» präsentiert werden, kritische Fragen wurden ausgespart. Die Planungen begannen im November 1928, nach dreissig Monaten Bauzeit wurde die 110 Hektar grosse Ausstellung unter Leitung des *Commissaire général de l'Exposition Coloniale Internationale* Marschall Louis Hubert Lyautay im Frühjahr 1931 eröffnet. Bewusst hatte man nicht das Zentrum von Paris gewählt, sondern ein Gelände an der städtischen Grenze der im Südosten gelegenen Befestigungsmauern, nahe der Porte Dorée, in der von Subproletariern bewohnten *Zone* rund um den Lac Daumesnil im Bois de Vincennes. Acht Millionen Besucher aus aller Welt reisten nach Paris und erlebten eine gigantisch illuminierte Rekonstruktion der Tempel von Angkor Wat, Völkerschauen aus Afrika, Indochina und der Karibik, Präsentationen der Kolonialmächte Grossbritannien, Belgien, Dänemark, Portugal, Italien, Japan, Niederlande und USA. Indem Frankreich den «Austausch der Kulturen» behauptete, wollte es die eigene Kolonialpolitik in ein humanitäres Licht rücken. Bewohner aus den Kolonien wurden nach Frankreich gekarrt, um traditionelle Kunst und Handarbeiten vorzuführen, Tänze, Stücke und militärische Demonstrationen darzubieten, Besucher zum Kamelritt einzuladen, auf nachgebauten Märkten Waren anzubieten und in den *Restaurants éxotiques* der Sektionen *Algérie*, *Tunisie*, *Maroc*, *Indochine*, *Afrique Occidentale Française*, *Madagascar*, *Cameroun et Togo*, *Syrie et Liban*, *Martinique et Guadeloupe* exotische Speisen zu servieren. Die Kolonialausstellung untermauerte die Überzeugung, Frankreich sei mit seinen Kolonien freundschaftlich verbunden, ohne sie assimilieren oder überfremden zu wollen. Die Strategie lautete: Mit den Mitteln des Kolonialismus' Frieden mit der kolonialen Vergangenheit zu schliessen. Proteste kamen aus den Reihen der Surrealisten, die auf Massaker in den Kolonien hinwiesen, und von der kommunistischen Partei, die gemeinsam mit der *Ligue de Défense de la Race Nègre* unter Führung des afrikanischen Aktivisten Tiemoko Garan Kouyaté eine Gegendarstellung *La vérité sur les colonies* veranstaltete, auf der kritische Dokumentationen von Zwangsarbeit zu sehen waren. Der Sozialist Léon Blum hob in der Zeitschrift *Populaire* hervor, die von Frankreich unterworfenen Völker würden mit ihrer Forderung nach Unabhängigkeit nur ein von Frankreich postuliertes zivilisatorisches Grundprinzip anwenden – das Recht auf freie Selbstbestimmung. Im Grossen und Ganzen aber zeichnete man in fröhlichen Farben das Bild eines friedlichen Kolonia-

lismus', und da durfte das Diorama einer bunt-wimmelnden Art-Déco-Markthalle in Saigon nicht fehlen.

Der Anfang vom Ende

Abgesehen von Markthallen und Bahnhöfen war in der Zwischen- und Nachkriegszeit in Kambodscha nur wenig Neues entstanden, die Stadt blieb geprägt von der Kolonialarchitektur der Jahrhundertwende und den ein- bis zweistöckigen Khmer-Bauten, aus denen ein paar Pagoden und Paläste hervorragten. Mit der *New Khmer Architecture* verwandelte sich Phnom Penh innerhalb eines Jahrzehnts in die modernste Grossstadt Südostasiens. Strassen, Universitäten und Fabriken wurden gebaut, Märkte, Wohnsiedlungen und Kraftwerke entstanden. Phnom Penh war nicht nur hip, Phnom Penh wurde zum Vorbild für meisten Grossstädte der Region. Lee Kuan Yew, der erste Premierminister Singapurs, war von der neuen Architektur so begeistert, dass er sich für Singapur dieselbe Entwicklung wünschte.

Der Höhenflug sollte nicht lange dauern. 1966 musste Sihanouk der Stationierung grosser Kontingente der «Vietnamesischen Volksarmee» und des Vietcong auf kambodschanischem Staatsgebiet zustimmen und den Vietnamesen den Hafen von Sihanoukville öffnen. Gleichzeitig gestattete er seinem proamerikanischen Verteidigungsminister General Lon Nol, einen Schlag gegen Aktivitäten der Linken durchzuführen. Im September fanden die ersten freien Wahlen zur Nationalversammlung statt. Dank massiver Wahlfälschung errangen die Konservativen drei Viertel aller Sitze, Lon Nol wurde Premierminister, Sirik Matak, ein ultrakonservatives Mitglied der königlichen Familie, Stellevertreter. Beide hatten schon lange Anstoss daran genommen, dass Sihanouk ein doppeltes Spiel trieb. Zwar liess er die Nordvietnamesen und Vietcong in den Grenzgebieten kampieren, doch sobald die Kommunisten aktiv wurden, drohte er mit einem Einmarsch der Amerikaner. Lon Nol strebte, zunächst heimlich, dann offen von den USA und der CIA unterstützt, klare Verhältnisse an: Kampf den Kommunisten, Unterstützung Südvietnams. Er organisierte anti-nordvietnamesische Demonstrationen und forderte den Rückzug aller Nordvietnamesen. Die Folgen waren für Kambodscha und seine korrupte Armee fatal. Bald kontrollierten die Vietcong und die Roten Khmer grosse Teile des Nordens und Ostens, während Südvietnam und die USA ohne Respekt vor der territorialen Souveränität in Kambodscha einmarschierten, wann immer es ihnen opportun erschien. Als Sihanouk damit drohte, er werde die Regierung entlassen, liess Lon Nol ihn während einer Auslands-

reise durch die Nationalversammlung für abgesetzt erklären. Sihanouk floh ins chinesische Exil und plötzlich war ein einstiger Armeechef erster Mann im Staat.

Lon Nols Rückhalt im Volk war brüchig. Zwar akzeptierte ihn die Ober- und Mittelschicht, auf dem Land aber lehnte man ihn ab. Seine Regierung galt als korrupt und inkompetent, zunehmend verlor er die Kontrolle über das Land. Innerhalb kürzester Zeit schlidderte Kambodscha in einen Bürgerkrieg. Im Osten griffen die Vietcong an, im Süden drangen die Vietnamesen vor, im Norden brodelte der kommunistische Aufstand. Gleichzeitig verstärkten die USA ihre Flächenbombardements in den nordöstlichen Provinzen Mondulkiri und Ratanakiri, um logistische Einrichtungen der Vietcong zu zerstören, die Versorgung über den Ho-Chi-Minh-Pfad zu unterbrechen und Kambodscha, das als Nebenschauplatz der grossen Theaters in Vietnam galt, in die Steinzeit zu bomben. Der streng geheim gehaltene Plan, dessen Angriffswellen unter den Begriffen «Breakfast», «Lunch», «Snack», «Dinner», «Dessert» und «Supper» organisiert waren und bei dem mehr Bomben über Kambodscha niedergingen als über Deutschland während des gesamten Zweiten Weltkriegs, bleib ohne Erfolg, es sei denn, man wollte die Hunderttausende getöteter Zivilisten und knapp vierzigtausend minenverkrüppelte Kambodschaner, deren Zahl immer noch steigt, als «Erfolg» ausweisen. Aktuell kommen in Kambodscha auf 250 Einwohner ein Verkrüppelter – neben Angola, Mosambik, Iran und Irak weltweit die schrecklichste Bilanz.

Das massive Auftreten der US-Amerikaner hatte zur Folge, dass sich immer mehr Bauern den Roten Khmer zuwandten, die zum Kampf gegen die Regierung in Phnom Penh aufriefen und von China unterstützt wurden. Im Frühling 1975 überstürzten sich die Ereignisse. Zwei Wochen, bevor ein Panzer der vietnamesischen Volksarmee das Tor zum Präsidentenpalast in Saigon durchbrach und den Vietnamkrieg beendete, war es im Nachbarland Kambodscha so weit. Am 17. April, zehn Jahre nach Beginn der Bombardierungen durch die US-Armee, marschierten die Roten Khmer in Phnom Penh ein und wurden von vielen Bewohnern freudig begrüsst – das Ende eines zermürbenden Bürgerkriegs schien nahe. Was folgte, sollte hinsichtlich Unmenschlichkeit und Grausamkeit alle Vorstellungen übertreffen. Allein schon die Tatsache, dass nur wenige hundert Menschen Gebrauch von der von den USA organisierten Evakuierung «Operation Eagle Pull» machten – im Gegensatz zu sechstausend, die zwei Wochen später fluchtartig Saigon verliessen – zeigt, wie wenig klar die Vorstellungen davon waren, was die Roten Khmer eigentlich planten. Sogar Insider waren sich sicher, dass die Kommunisten schlimmstenfalls ein paar hundert Reprä-

sentanten der verhassten Regierung liquidieren und eine linke bis linksradikale Führung installieren würden, doch dass Pol Pot und seine «Brüder» das gesamte Land terrorisieren würden, konnte oder wollte sich keiner vorstellen.

Einmarsch in Phnom Penh

In den Monaten vor dem Einmarsch der Roten Khmer hatten die Amerikaner ihre Unterstützung der Lon Nol-Regierung zurückgefahren, den Regierungschef zum Verlassen des Landes gedrängt und damit begonnen, US-Bürger, Bürger befreundeter Staaten, Geistliche und Angehörige von Hilfsorganisationen zu evakuieren. In Geheimverhandlungen mit China arbeiteten sie an einer Rückkehr Sihanouks – er allein, so hofften sie, könnte Kambodscha noch den Frieden bringen.

Es sind meist jugendliche Rote Khmer, die am 17. April 1975 schweigend durch die Strassen marschieren

Während des Sturms auf Phnom Penh hielt die *Khmer Royal Airforce* mehrere Helikopter für die Evakuierung von US-Botschaftsangehörigen, Regierungsmitgliedern und deren Familien bereit. Premierminister Long Boret, weitum geachtet wegen seiner Integrität, hatte monatelang noch versucht, ein Friedensabkommen mit den Roten Khmer zu erreichen. Als die meist minderjährigen und jugendlichen Soldaten in Richtung Hauptstadt losmarschierten, blieb auch ihm als letzte Hoffnung nur noch Sihanouk. Das einstige Staatsoberhaupt lebte in Bejing und pflegte enge Kontakte zu Mao Zedong, der die Roten Khmer unterstützte. Long Boret telegrafierte nach Bejing, man werde die Macht abgeben und begrüsse Sihanouks Rückkehr als neues Staatsoberhaupt. Der Prinz wies das Ansinnen zurück. Er habe Lon Nol und Sirik Matak längst als «Kriegsverbrecher» zum Tode verurteilt, dasselbe Schicksal werde auch die amtierende Regierung ereilen. Verbittert und rachsüchtig, verstand er sich als ein «de Gaulle von London», mit dem Ziel, das moralisch verseuchte Kambodscha

zu reinigen. Wenn nötig, müsse sogar die Hauptstadt entvölkert werden. Phnom Penh sei eine schwärende Wunde im unschuldigen Gesicht der Heimat, entstellt durch Geldgier, Machtstreben und marionettenhafte Unterwürfigkeit. Wenn er wieder an der Macht sei, werde er Kambodschas korrupte Mittelschicht in die Knie zwingen, sich in eine Hütte bei Angkor zurückziehen und als neues Staatsoberhaupt feiern lassen. Phnom Penh sei ein Hort der Verräter und Kollaborateure, Lon Nol ein «kambodschanischer Laval» – jener französische Aussenminister, der mit den Nazis kollaborierte. Er werde ihn persönlich erschiessen lassen, und da alle Khmer seine Kinder seien, werde sein Urteil «mit Zärtlichkeit» vollstreckt werden.

Ein französischer Staatsbürger reisst die Arme hoch, als er die rettende Grenze zu Thailand überschreitet

In diesen dramatischen Tagen bot John Gunter Dean, US-Botschafter in Phnom Penh, der Regierung politisches Asyl an. Sirik Matak und Long Boret wiesen das Angebot zurück, wohl wissend, dass sie auf den Todeslisten standen – sie wollten nicht wie Feiglinge fliehen. In einem erschütternden Brief antwortete Sirik Matak: «Dear Excellency and Friend, I thank you very sincerely for your letter and for your offer to transport me towards freedom. I cannot, alas, leave in such a cowardly fashion. As for you, and in particular for your great country, I never believed for a moment that you would have this sentiment of abandoning a people which has chosen liberty. You have refused us your protection and we can do nothing about it. You leave and my wish is that you and your country will find happiness under this sky. But, mark it well, that if I shall die here on the spot and in my country that I love, it is too bad, because we all are born and must die (one day). I have only committed this mistake of believing in you the Americans. Please accept, Excellency, my dear friend, my faithful and friendly sentiments. Prince Sirik Matak.» Als Long Boret und Siri Matak erkannten,

dass ihre Friedensbemühungen erfolglos waren, boten sie die Kapitulation an, unter der Bedingung, dass Regierungsmitglieder und deren Familien sowie Regierungssoldaten vor Vergeltungsmassnahmen verschont blieben. Die Kommunisten wiesen das Angebot zurück, man werde ohnehin die Macht an sich reissen, die Regierungsmitglieder stünden auf den Todeslisten. Am 12. April liess sich ein kambodschanischer Offizier zusammen mit dem US-Botschafter und Botschaftsangehörigen von einem Fussballfeld nahe der Botschaft ausfliegen. Der Premierminister floh mit seiner Familie zum Flughafen. Als er einen der letzten Helikopter besteigen wollte, stiessen ihn kambodschanische Offiziere zurück. Long Boret begab sich mit der Familie in die französische Botschaft, die von Flüchtlingen und Ausländern überfüllt war.

Am 12. April werden als letztes einige Regierungsmitglieder und hochrangige Offiziere sowie Angehörige der US-Botschaft von einem Fussballfeld nahe der damaligen US-Botschaft ausgeflogen

Kurz darauf forderten die Roten Khmer den französischen Vizekonsul Jean Dyrac zur Herausgabe von sieben Offiziellen auf, darunter Sirik Matak, Long Boret und der Präsident der Kambodschanischen Nationalversammlung, Ung Boun Hor. Es handle sich um «Kriegsverbrecher und Verräter», die Botschaft sei kein französisches Territorium, im Übrigen werde man die Betroffenen korrekt behandeln. Sollte sich die Botschaft weigern, werde man Strom, Wasser und Lebensmittelzufuhr blockieren.

Obwohl bereits Asylgesuche in Paris eingereicht waren und eine Evakuierung mit Helikoptern und Fremdenlegionären problemlos möglich gewesen wäre, schleppten zwei Tage später französische Gendarmen die Genannten gewaltsam vor das Gebäude und übergaben sie den Roten Khmer. Wenige Stunden später wurde Long Boret zusammen mit Sihanouks laotischer Ehefrau Princess Moneang Mam Monivann, Sirik Matak und anderen «Verrätern» von einem «Committee for Wiping Out Enemies» im *Cercle Sportif* ermordet. Den Ort der Exekution hatten die neuen Herren bewusst gewählt. Keinen Steinwurf vom Wat Phnom entfernt, um den sich der Gründungs-

mythos der Hauptstadt rankt, beherbergte der *Cercle Sportif* einen beliebten Swimmingpool, ein Fitnessstudio und mehrere Tennisplätze. Hier hatten sich Botschafter, Diplomaten und Angehörige der kambodschanischen Middle- und Upperclass getroffen, um die Freizeit zu geniessen, hier hatte Prinz Sihanouk den Aufschlägen der Tennislegende Tep Kunnah applaudiert. Die Politik der Roten Khmer bestand nicht nur darin, Menschen auszurotten, sondern auch Erinnerungen auszulöschen. Wo 1975 die demokratische gewählte Regierung Kambodschas liquidiert wurde, befindet sich heute die Botschaft der USA, entgegen den Bitten der kambodschanischen UNESCO-Vertreter.

Auf Weisung des französischen Vizekonsuls Jean Dyrac liefern Gendarmen den Präsidenten der kambodschanischen Nationalversammlung an die Roten Khmer aus

Das Unterste wird zuoberst gekehrt

Der Frühling 1975 hatte die politischen Machtverhältnisse in Südostasien auf den Kopf gestellt. In weniger als einem Monat hatten sozialistische und fundamentalkommunistische Kräfte zwei der wichtigsten Hauptstädte Südostasiens überrollt und amerikafreundliche Regierungen hinweggefegt. Der Versuch, ein modernes Kambodscha zu schaffen, war gescheitert. Unter unsäglichen Leiden schrumpften die neuen Herren das Land auf die Stufe eines vormittelalterlichen Agrarstaats zurück und ermordeten fast ein Drittel der Bevölkerung. Was mit der Befreiung aus der Kolonialherrschaft begonnen und in den 1960er-Jahren einen Höhepunkt erreicht hatte, endete im Gemetzel auf den Hinrichtungsstätten der dreihundert Killing Fields.

Der Zorn des ehemaligen US-Botschafters Dean hatte sich nie gelegt, 2015 äusserte er sich in Paris gegenüber *Associated Press*: «Wir hatten Verantwortung übernommen. Wir haben uns davongestohlen, ohne unser Versprechen einzulösen. Das ist das Schlimmste, was ein Land tun kann.» Der Neunzigjährige – er starb vier Jahre später

– kritisierte die Politik der USA und insbesondere die Haltung Henry Kissingers. Man habe Kambodschas Neutralität verletzt, indem man mit geheimen Bombardierungen in das Land eindrang, die Tausenden das Leben kosteten und dazu beitrugen, die Roten Khmer endgültig zu radikalisieren – um sich dann so schnell wie möglich aus dem Staub zu machen. «You must understand, I was born in Germany and suffered under Nazi oppression. So how could I turn over a people to the butcher?»

Auch hier geht das offizielle Frankreich grosszügig mit der Frage historischer Verantwortung um. Fünfzehn Jahre wollte Billon Ung Boun Hor, Witwe des einstigen Präsidenten der Nationalversammlung, klären lassen, warum die Regierungsmitglieder kein politisches Asyl erhielten. Am 27. Januar 2015 urteilte ein französisches Gericht, man könne nicht nachweisen, dass die Betroffenen gewaltsam übergeben wurden, möglicherweise hätten sie sich auch «freiwillig» gestellt, um eine Erstürmung der Botschaft zu verhindern? Ein Newsweek-Foto von 1975, das die Übergabe von Ung Boun Hor durch zwei französische Gendarmen zeigt, beweist das Gegenteil: der Präsident der Nationalversammlung wehrt sich gegen die Auslieferung. Pierre Gouillon, einer der beteiligten Gendarmen, bestätigte dies: «Er muss gewusst haben, was ihn erwartete. Er wurde gezwungen, die Roten Khmer nahmen ihn mit.» Der Vizebotschafter Jean Dyrac und der zweite Gendarm, Georges Villevieille, behaupteten, das Foto zeige den Präsidenten beim *Betreten* der Botschaft. Warum ein hohes Parlamentsmitglied sich wehren sollte, wenn es die Botschaft eines befreundeten Landes betritt, blieb ungeklärt. Der Direktor des Dokumentationszentrums DC-Cam, das den Genozid der Roten Khmer dokumentiert, kommentierte den Urteilsspruch mit klaren Worten: «Frankreich hat eine schlechte Art, mit der eigenen Vergangenheit umzugehen, seine Erinnerung an die Länder, die es kolonisiert hat, ist selektiv.»

Bauen in den Tropen

Bevor Kambodscha innerhalb von vier Jahren zugrunde ging, hatte es nach Erlangen der Unabhängigkeit eine Blüte erlebt. Ein neuer Staat war entstanden, hatte eigene politische und wirtschaftliche Strukturen entwickelt, hatte sich modernisiert. Architekten, die aus Paris zurückgekehrt waren, stellten ihr Können dem State Building zur Verfügung und adaptierten die in Europa gewonnenen Erkenntnisse an die sozialen, ökonomischen und klimatischen Bedingungen ihrer Heimat.

Bauen in den Tropen folgt anderen Gesetzen als in gemässigten Zonen. Die wichtigsten Herausforderungen sind Regen und Hitze. Architekten müssen so bauen, dass riesige Wassermassen innerhalb kürzester Zeit abgeleitet werden können, und sie

müssen dafür sorgen, dass in der Trockenzeit mit Temperaturen von bis zu 50° Grad Celsius Durchlüftung und Kühlung bei ausreichender Belichtung funktionieren. Dies mittels Klimaanlagen zu bewerkstelligen, wäre in den 1960er-Jahren unmöglich gewesen und wäre heute ökologischer Unsinn, zumal solche Aufgaben anders zu bewältigen sind – vorausgesetzt, man kennt die Techniken und wendet sie an.

Um die klimatischen Herausforderungen bewältigen zu können, entwickelte die *New Khmer Architecture* mehrere Methoden, die kombiniert wurden. Ein Element war das gefaltete Dach, ähnlich den Sheddächern Europas, doch ohne Lichteinfall bei den Reitern; entgegen landläufiger Meinung ging es nicht darum, den Vornamen Vann Molyvanns zu verewigen, auch nicht um eine Verortung in der Khmer-Tradition, sondern um Hitzeschutz, Entwässerung und Belüftung. Ein anderes Mittel waren doppelte Wände aus vorfabrizierten Elementen, die für Luftzirkulation und indirekten Lichteinfall sorgten – die als Rhomben oder Lamellen aufgebauten Bauteile lassen Luft und Licht zirkulieren. Eine dritte Methode bestand darin, Wohnhäuser, aber auch ganze Verwaltungszentren auf Piloti zu setzen, wie es die kambodschanischen Dorfstrukturen vorweggenommen hatten und wie es bei vielen Gebäuden von Le Corbusier zu sehen ist, so bei der *Villa Savoye* (*Villa Les Heures Claires*) nordwestlich von Paris oder beim *Corbusierhaus* in Berlin-Charlottenburg.

Von dieser Weitsicht ist wenig geblieben. Die wichtigsten Architekten gingen, wenn sie nicht ermordet wurden, unter der Terrorherrschaft der Roten Khmer ins Exil und nach Ende des Terrors bildete sich im heruntergewirtschafteten Land keine neue Architektengeneration heraus. Was derzeit in Phnom Penh entsteht, folgt den Konzepten thailändischer, südkoreanischer und chinesischer Architekten, mit ornamental überladenen Ausformungen und funktionslosen Zierdächern. Dabei springen die fehlenden Kenntnisse der *New Khmer Architecture* ins Auge, vor allem, was Materialwahl, Infrastruktur und Klimatisierung betrifft. Ein Architekt, mit dem wir in der Hauptstadt unterwegs waren, bezeichnete die Prunkbauten als «n'importe quoi», als unsinnig. Auch stadtplanerisch greift man zur grossen Kelle: Wo kein Gelände ist, wird Gelände geschaffen, wenn nötig, um jeden Preis. «Entwicklung» bedeutet «zuschütten» und «einebnen», nicht «weiterentwickeln». Die Folgen – unter anderem ein wachsender Stromverbrauch, der durch Dammbauten gedeckt wird, die Überschwemmungen und Küstenerosion auslösen – deuten sich an.

Ein Stadion für ein Volk

Vann Molyvanns erstes Grossprojekt war der *National Sports Complex*. Planungschef war der in Madagaskar geborene Franzose Gérald Hanning, der von 1938 bis 1946 Mitarbeiter von Le Corbusier gewesen war, die ausführenden Ingenieure waren Vladimir Bodiansky, Wladimir Kandaouroff, Mean Kim Ly und Keat Chhon. Errichtet nach olympischen Standards, sollte die Sportanlage die *Southeast Asian Games* von 1963 beherbergen. Im Mai 1962 begannen die Arbeiten, achtzehn Monate später war der Bau fertig – angesichts dessen, dass die Arbeiten mit Ochsenkarren bewerkstelligt wurden, eine Glanzleistung. Um Flächen zu gewinnen, hatte man in einem Feuchtgebiet gebaut, dessen Untergrund so weich war, dass bereits der erste Bagger im Schlamm versank, nachdem der Fahrer noch rechtzeitig abgesprungen war.

Bauarbeiten am National Sports Complex, im Hintergrund der Sports Palace mit seinen achttausend Sitzplätzen

Gesamtansicht des National Sports Complex, im Hintergrund der heute zur Landgewinnung zugeschüttete Boeung Kak Lake

Die *Southeast Asian Games* waren von Vertretern Thailands, Burmas, der Föderation Malaya, Laos', Südvietnams und Kambodschas in Leben gerufen worden, um den Zusammenhalt in der Region zu stärken. Eine erste Austragung, an der auch Singapur teilnahm, hatte im Dezember 1959 in Bangkok stattgefunden, zwei Jahre später folgte eine Veranstaltung in Rangoon. Bis heute finden die Spiele alle zwei Jahre statt, erweitert um Indonesien, die Philippinen, Brunei und Osttimor. Eine dritte Veranstaltung war für 1963 in Kambodscha geplant, musste aber wegen wachsenden politischen Spannungen in der Region abgesagt werden. In seinem Balanceakt zwischen linken und rechten Kräften hatte Sihanouk die diplomatischen Beziehungen zu Vietnam abgebrochen, sämtliche US-amerikanischen Wirtschafts- und Militärhilfen aufgekündigt und die ausländischen Militärs aufgefordert, das Land zu verlassen. Im Rahmen einer operettenhaften Veranstaltung hatte er auf dem Platz vor dem Regierungsgebäude zwei Häftlinge vorführen lassen, die in einem öffentlichen «Verhör» vor zwanzigtausend zusammengetrommelten Kambodschanerinnen und Kambodschanern gestehen mussten: «Ja, wir waren Mitglieder der Rebellen-Organisation *Khmer Serei* (Freies Kambodscha), wir wurden in Südvietnam und Thailand von Agenten der CIA mit Geld, Waffen und Munition versorgt.» Dann hatte Sihanouk sich an die Volksmenge gewandt und betont, unter solchen Umständen müsse Kambodscha dem «Wirtschaftsimperialismus der Vereinigten Staaten» ein Ende machen. Per sofort habe er sämtliche amerikanischen Wirtschafts- und Militärhilfen aufgekündigt und lasse sich die Entscheidung durch eine öffentliche Akklamation bestätigen: «Wenn meine Kinder mit mir der Meinung sind, dass unsere nationale Ehre einen solchen Schritt verlangt, dann mögen sie ihre Hände erheben.» Die geladenen Landeskinder jauchzten zustimmend und rissen die Arme in die Höhe.

Sihanouks Aktion vorausgegangen war ein dreiwöchiger Besuch in Bejing, bei dem er um Wirtschafts- und Militärhilfe gebeten hatte. Mao Zedong, der gerade seinen «Grossen Sprung nach vorne» hinter sich hatte, um China in eine industrielle Grossmacht zu verwandeln – ein Vorhaben, das zur grössten je von Menschenhand ausgelösten Hungersnot führte – hatte seinem Gast unmissverständlich erklärt, der Weg der Neutralität werde in die Irre führen: «Einen ‹dritten› Weg gibt es nicht», schrieb er nach dem Treffen in der Parteizeitschrift *Rote Fahne*. «Entweder man stellt sich auf die Seite des Imperialismus oder auf die Seite des Sozialismus. ‹Neutralität› ist ein reines Täuschungsmanöver». Daraufhin hatte Sihanouk erklärt, er werde mit Hilfe chinesischer Experten den kambodschanischen Aussenhandel und das Bankwesen verstaatlichen, verteidigte Rotchinas Überfall auf Indiens Himalaja-Grenzstellun-

gen in Ladakh und Assam und taufte seinen neuen politischen Kurs «Le virage à gauche» (Linkskurve). Nach seiner schroffen Absage an die USA hatte Bejing umgehend «uneingeschränkte militärische, politische und diplomatische Unterstützung für den Fall eines Angriffs durch Südvietnam oder Thailand» versprochen. In dieser politischen Grosswetterlage war in Kambodscha kein Platz für internationale Sportfeste gewesen, doch drei Jahre später war es so weit: Unter dem Beifall von hunderttausend Zuschauern eröffnete 1966 Van Molyvanns *National Sports Complex* für die GANEFO-Spiele seine Tore.

Krieg und Spiele

Die *Games of the New Emerging Forces GANEFO* (Spiele der aufstrebenden Kräfte) standen im Zeichen der Politisierung des Sports, ihre Vorgeschichte ist ein Lehrstück des Kalten Kriegs. Hintergrund war die langjährige Parallel-Mitgliedschaft der Volksrepublik China und Taiwans im Internationalen Olympischen Komitee, wobei jede Seite regelmässig den Ausschluss der Gegenseite forderte. Bei der Olympiade von Melbourne 1956 kam es zu einem Eklat: Taiwan hisste die Flagge der Volksrepublik China, unter tosendem Applaus rissen taiwanesische Athleten sie wieder herunter. Bejing rügte die Beleidigung seines Nationalsymbols, boykottierte die Spiele und trat aus dem IOC aus. Auch andere Staaten blieben der Veranstaltung fern, wenn auch aus anderen Gründen – die Niederlande, Spanien und die Schweiz aus Protest gegen die Niederschlagung des ungarischen Volksaufstands durch die Sowjetunion, Ägypten, der Irak, Kambodscha und der Libanon wegen der Suezkrise.

1962 sorgte Indonesien unter dem Druck der Volksrepublik China und einiger arabischer Saaten dafür, dass Taiwan und Israel von den *4. Asian Games*, dem zweitgrössten Sportereignis nach den Olympischen Spielen, ausgeschlossen wurden – man hatte den Teilnehmern einfach leere Akkreditierungsausweise zugestellt. Als Reaktion schloss das IOC die Asian Games aus der olympischen Bewegung aus und verbannte das Nationale Olympische Komitee Indonesiens aus seinen Reihen mit der Begründung, hier würden Sport und Politik miteinander vermischt. Einige arabische Staaten, darunter der Irak, drohten nun, die Olympischen Spiele von Tokio 1964 zu boykottieren, und betonten, dass mehrere Staaten des Warschauer Paktes, vor allem die DDR, von internationalen Wettkämpfen ausgeschlossen seien, weil sie keine Visa erhielten, auch hier werde Politik und Sport vermischt. Das IOC blieb hart. Im Gegenzug erklärte Indonesien seinen Verzicht auf die IOC-Mitgliedschaft, und Staatspräsident Soekarno rief mit Unterstützung Bejings 1963 die GANEFO-Spiele ins Leben.

Eröffnungszeremonie der ersten GANEFO-Spiele in Jakarta

Die antikolonialistische «Gegen-Olympiade» sollte Mannschaften aus den neuen unabhängigen Staaten Asiens, Afrikas und Südamerikas mit denen aus sozialistischen Staaten zusammenführen. China, Indonesien und Nordkorea trieben das Projekt voran, dies blieb nicht unbemerkt. IOC-Präsident Avery Brundage interpretierte GANEFO als «kommunistischen Angriff auf uns alle» und erklärte, Athleten, die daran teilnehmen würden, würden automatisch für die Olympischen Spiele in Tokio gesperrt. Die Sowjetunion löste das Problem, indem sie ein «B-Team» an die *Asian Games* von Jakarta schickte, andere Staaten wiesen das IOC-Ultimatum zurück. Während der Wettkämpfe in Jakarta liess das IOC überwachen, welche Athleten aus welchen Organisationen anreisten: «Bolivia: a group of university students», «Italy: some young athletes but not members of organizations like NOC», «The Netherlands: a team of an organization with a strong socialistic background». Da der Druck einiger Mitgliedstaaten zu gross geworden war und die Olympischen Spiele in Tokio in Gefahr zu bringen drohte, verzichtete das IOC auf Sanktionen, rügte die GANEFO-Regelungen und reichte den schwarzen Peter an die nationalen olympischen Komitees weitere: es sei deren Aufgabe, Sperren auszusprechen.

Das kurze Leben der GANEFO

Die ersten GANEFO-Spiele 1963 waren ein rauschender Erfolg, dreitausend Sportler aus fünfzig Nationen reisten nach Java und zeigten neben olympischen Sportarten kulturelle Darbietungen ihrer Länder. Das Konzept schien aufzugehen, eine «afrikanische» Austragung war für 1967 in Kairo geplant, scheiterte aber an finanziellen und politischen Hürden. Da sprang Kambodscha in die Bresche. Am 25. November 1966

begannen parallel zu den wieder gnädig in die olympische Bewegung aufgenommenen Asian Games die 1. ASIAN GANEFO in Phnom Penh statt. Die Teilenehmerliste war auf Asien beschränkt, Libanon, Palästina, Syrien, der Irak, Guinea und Jemen ergänzten die Staatengemeinschaft.

Van Molyvanns Stadion war bis auf den letzten Platz besetzt. Sihanouk nahm den Einmarsch der Nationalteams ab und mit Farbkarten und Fahnen stellten Frauen, Männer und Kinder riesige Texte und Bilder dar: «Amis des GANEFO soyez les bienvenus» und «Impérialisme et Colonialisme». Dann zeigten sie das berühmte Ruderrennen auf dem Mekong, bäuerliche Landschaften und Industriebauten, musizierende Jugendliche, eine Mutter mit Kind. Es folgten die Tempelanlagen, die Flaggen der teilnehmenden Nationen, ein Porträt Sihanouks sowie Aufrufe wie «Répousserons toute agression», «Que la jeunesse participe activement à l'édification national» und «US go home». Zweitausend Athleten aus 17 Ländern defilierten am Staatspräsidenten und seiner Entourage vorbei. Die Veranstaltung gelang, mit 108 Goldmedaillen kehrte China nach Hause, gefolgt von Nordkorea mit 30 und Kambodscha und Japan mit jeweils 10 Goldmedaillen.

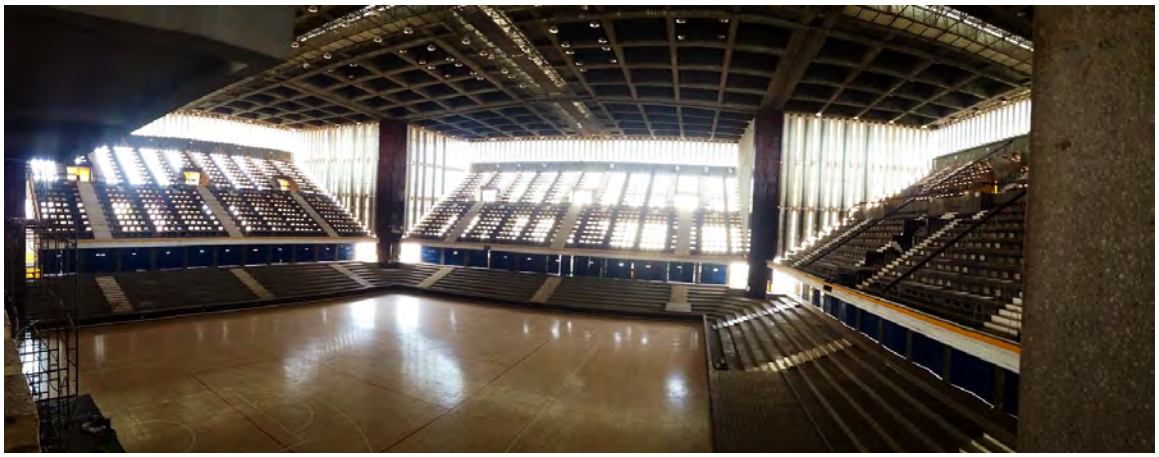
GANEFO drohte nun zu einer ernsthaften Konkurrenz für die olympische Bewegung zu werden, zumal China alles daran setzte, der Idee auch in Afrika zum Durchbruch zu verhelfen. Plötzlich aber versank der Rote Riese in den Wirren der Kulturrevolution, 1970 verweigerte Bejing eine Ausführung, und der Plan, nach Pjöngjang auszuweichen, erwies sich als undurchführbar. Als China auch noch die Unterstützung für die afrikanischen Staaten einstellte, war die Idee einer Gegen-Olympiade gestorben.

Visionen von Sport und Architektur

Es ist diese mit Ideologien aufgeladene Vorgeschichte, warum die Sportanlagen von Phnom Penh oft als «Olympiastadion» bezeichnet werden, obwohl dort nie Olympische Spiele stattgefunden haben. Der Komplex vereinigt topografische und bautechnische Prinzipien der Tempelanlagen von Angkor mit modernster Architektur, der Baustil orientiert sich nicht an der französischen Kolonialarchitektur, sondern am industriellen Bauen und setzt auf Stahl- und Sichtbeton. Hauptbestandteile sind das Stadion mit seiner elliptischen Sitzstufenkrone aus 12 Meter hohen Erdwällen sowie das Hallengebäude des *Sports Palace*, der über seine ausladende Haupttribüne mit den Stadionrängen verzahnt ist. Mehrere Spielfelder für diverse Sportarten und ein Schwimmzentrum ergänzen die parkartige Anlage im Herzen Phnom Penhs. Rund

um das Stadion, in dem je nach Bestuhlung 84'000 bis 100'000 Besucher Platz finden, liess Vann Molyvann grosse Wasserbecken anlegen, die ein Sechstel der Gesamtfläche bedeckten. Sie sorgten für Kühlung und dienten als Rückhaltebecken in der Regenzeit. Die ausgebaggerten Erdmassen wurden zu einem Hügel aufgeschüttet, auf dem der Sportkomplex ruhte und der den damals höchsten Punkt der Stadt bildete.

Am westlichen Stadionrand steht der *Sports Palace* mit seinen 8000 Sitzplätzen. Die innere Halle ist umgeben von einem dichten Kranz vertikaler und horizontaler Erschliessungsflächen, die die Zuschauerränge bedienen. Eine Seite funktioniert als innere Fassade, wie man sie vom antiken römischen Theater kennt, die anderen drei sind durch ein steil aufsteigendes Tribünentragwerk in Form einer statisch unabhängigen, lichten Konstruktion aus Schrägbalken und Stützstreben bestimmt, die sich mit den am Dachtragwerk aufgehängten Plissee-Fassaden zu einer transluzenten Raumhülle verbindet. Die Wände bestehen aus vorgefertigten rhombusförmigen Elementen, unter den Sitzreihen finden sich Durchlässe, um für Luftzirkulation und indirekte Beleuchtung zu sorgen – die Halle scheint aus tausend Lichtern zu leuchten. Auch beim *Sports Palace* spielt Wasser eine wichtige Rolle: das Gebäude ist von Wasserflächen und kleinen Kanälen eingefasst. Direkt gegenüber, hinter der äusseren Haupttribüne, schliessen sich die Schwimmbecken und die Tauchbecken an. Die bis zu 4000 Zuschauer fassenden Anlagen entsprechen olympischen Standards, sind in einem guten Zustand und nach wie vor in Betrieb.



Die steil aufsteigenden Tribünentragwerke des Sports Palace in Form einer statisch unabhängigen, lichten Konstruktion aus grazilen Schrägbalken und Stützstreben

Treppenaufgänge zum Sports Palace (oben) und die zum Stadion ausgerichtete, freistehende Medienkanzel

Zuschauertribüne des Sports Palace

Vann Molyvanns Olympiastadion hat eine bewegte Geschichte hinter sich. Nach den grossen internationalen Sportereignissen der 1960er-Jahre und der taktischen «Operation Eagle Pull» der USA anlässlich des Einmarsches der Roten Khmer wurde das Stadion als Sammelplatz genutzt, um die Bewohner zusammenzutreiben. Dann diente es abwechselnd als Hinrichtungsplatz für Massenerschiessungen, als Arena für Militärparaden, die fast ausschliesslich von bewaffneten, dem Regime treu ergebenen Khmer besucht wurden, dann als Flüchtlingslager, schliesslich als Plattform für politische Grossereignisse und Staatsbesuche sowie für die Feiern zur 42-jährigen Wiederkehr der Befreiung von der Herrschaft der Roten Khmer.

Militärparade der Roten Khmer im «Year Zero», dem Jahr des «Neubeginns des kambodschanischen Geschichte»

Heute wird das Gelände, anders als manch anderes Olympiastadion der jüngeren Vergangenheit, intensiv von der Bevölkerung genutzt. Allabendlich finden hier grosse öffentliche Aerobic-Veranstaltungen statt, die Schulen von Phnom Penh halten Wettkämpfe ab, auf den asphaltierten Freiflächen wird Fussball gespielt, Jogger ziehen ihre Runden, mobile Garküchen versorgen alle, die sich im Stadion treffen, zum Spazierengehen, zum Ausruhen oder Händchenhalten. Dass sich unter den drei mächtigen, auf Pfeilern ruhenden Tischdächern hinter der Schale der olympischen Flamme einige Familien angesiedelt haben, überrascht in Asien niemanden.

Die Wasserbecken, die einst für Kühlung gesorgt hatten, sind in den letzten Jahren zugeschüttet worden, das Terrain wurde an taiwanesische Investoren verkauft, die Wohnblocks und Shopping-Malls hochziehen und die Becken in Tiefgaragen umwandeln. Eine Folge davon ist, dass die umliegenden Stadtviertel während der Regenzeit regelmässig überflutet werden. Die Erdgeschosse sind, wie in China üblich, für Shops reserviert, was dem Gebiet nach Ladenschluss und an Wochenenden eine gespenstische Leere verleiht. Gerüchte, wonach auch das Stadion den Bauplänen einer kanadischen Bank zum Opfer fallen soll, wurden nach heftigen Protesten der Anwohner, von Architekten und Denkmalschützern sowie aus der Internetcommunity im Sommer 2013 von höchster Stelle dementiert. Anlässlich der Eröffnung des neuen Hauptsitzes des Nationalen Olympischen Komitees lobte Staatpräsident Hun Sen die Sanierungsmassnahmen am *Sports Complex*. Selbstverständlich werde man das alte Stadion erhalten, gleichzeitig werde man am Rande der Stadt ein neues Stadion bauen – Kambodscha 2023 richtet die *South East Asian Games* aus.

Le Corbusiers Erbe

Le Corbusiers Architekturprinzipien, adaptiert an die klimatischen Bedingungen der Tropen und die Bautraditionen der Khmer, lassen sich an vielen Bauten Vann Molyvanns nachvollziehen. Besonders deutlich wird das bei den *100 Houses*. Die aus drei Zimmern konzipierten freistehenden Einfamilienhäuser für Mitarbeiter der *National Bank of Cambodja* ruhen wie traditionelle Khmer-Häuser auf Stelzen. Von den darunter liegenden Freiflächen führen Zugangstreppen ins Haus, was die Flächen zu offenen, gegen Sonneneinstrahlung und Regen geschützten Erweiterungen der Wohnbereiche macht. Die Dächer sind mit Dachziegeln belegt, die im Land gefertigt wurden und Formen der Khmer-Bauten zitieren. Statt Fenstern liess man grosse Öffnungen frei, die auf den Boden reichen und durch Geländer gesichert sind, was die Luftzirkulation verbessert und Unfälle verhindert. Fast alle Häuser sind noch bewohnt und in gutem Zustand, wenige hat man dem Zerfall preisgegeben, die Besitzer sind weggezogen. Allerdings wurden viele Häuser in den letzten Jahren erweitert, wobei man auf die Freiflächen keine Rücksicht nahm. Als Ergebnis ist hat die Luftzirkulation im Quartier deutlich abgenommen und die Durchschnittstemperaturen sind gestiegen – ein weiteres Beispiel, dass die von der *New Khmer Architecture* vorgesehenen Freiflächen, wie schon die Wasserflächen beim *National Sports Complex*,

keine Vergeudung von Baugrund waren, die man hätte korrigieren müssen, sondern ein Element von kluger Raum-, Stadt- und Klimaplanung.

Eines der erhaltenen «100 Houses», auf Piloti gesetzt und von Wasserflächen umgeben

Doch es gibt auch Gegenbewegungen. Zwar befinden sich viele der *100 Houses* in einem fortgeschrittenen Stadium des Verfalls, andere wurden erheblich verändert, manche sogar zerstört. Einige aber wurden erhalten und sorgfältig erweitert. So fügte ein Besitzer seinem Haus ein zweites hinzu, beide stehen auf demselben Grundstück. Obwohl er am ersten viel veränderte, versuchte er, das zweite so nah wie möglich an der ursprünglichen Gestaltung zu halten: er behielt die Treppe, die Fenster, die Ziegel und das Dach in ihrer ursprünglichen Form bei. Er will, sagt er, dass auch die nächste Generation Molyvanns Vermächtnis sehen kann. Andere Bewohner sagen, sie würden ebenfalls gerne renovieren, wenn sie das Geld dafür aufbringen können. Es liegt also weniger am guten Willen oder an der Bausubstanz als vielmehr an den Finanzierungsmöglichkeiten, die Stadt und Staat für die Erhaltung gewachsener Strukturen bereitstellen.

Wohnraum für alle

Ein stadtplanerisches Grossprojekt von Van Molyvann war die Entwicklung eines 24 Hektar grossen Geländes an der Bassac River Front. Der Bassac River zweigt in Phnom Penh vom Mekong ab und mündet nach dreihundert Flusskilometern ins Südchinesische Meer. An seinem Ufer sollten günstige Wohnungen, Büros, Verwal-

tungs- und Vergnügungseinrichtungen entstehen, die Bauvorgabe lautete: «Unsere Hauptstadt muss das Problem der rasant wachsenden städtischen Bevölkerung lösen und neue Wohnkonzepte entwickeln. Die sozialen und hygienischen Herausforderungen sind bekannt, die Gefahr von Bränden, die infrastrukturellen und die Transportprobleme der alten Siedlungskonzepte evident. Wir müssen erschwingliche Apartmentsiedlungen entwickeln, die an Nutzer mit niedrigem Einkommen vermietet oder, besser noch, an sie verkauft werden können. Wer den Raum, den er bewohnt, besitzt, trägt Sorge um seine Erhaltung.»

Ein wichtiger Teil des Projekts waren die *Municipial Apartments*, im Volksmund «White Building» genannt. Als Architekten verpflichtet wurden Lu Ban Hap und Vann Molyvann, die Bauleitung lag beim ukrainischen Ingenieur Vladimir Bodiansky. Bodiansky, einst Mitarbeiter von Le Corbusiers, war einer der einflussreichsten Förderer des International Style und der richtige Mann für diese Mammutaufgabe. 1959 hatten er, André Gomis und Gérald Hanning, zwei weitere Le Corbusier-Schüler, ein noch grösseres Projekt in Algerien realisiert. Auf dem Plateau von El Annassers südlich Algier hatte man 26'000 Wohnungen für 130'000 Menschen errichtet, um die Existenz der chaotischen Bidonvilles zu beenden, deren Bewohner mehrheitlich einheimische Muslime waren. Auf freiem Feld wurden Schulen, Verwaltungsgebäude, Einkaufszentren, ein Krankenhaus, eine zentrale Wasserversorgungsanlage, ein Park mit zwanzig Hektar Grünfläche sowie diverse Zu- und Abfahrten errichtet. Der Plan in Phnom Penh war ähnlich anspruchsvoll, wenn auch nicht ganz so gigantisch. 1960 begannen die Arbeiten, Schritt für Schritt entstanden Wohnungen für einkommensschwache Familien und die Sportler der GANEFO-Spiele, ausserdem ein Theater, ein Konferenzgebäude und ein Wassersportgelände. Kern der 1963 fertig gestellten Anlage waren mehrere riesige Wohnblocks, darunter das dreihundert Meter lange und vierstöckige *White Building*.

Dieser Teil der *Municipial Apartments* umfasste 468 Wohneinheiten, die sich über die gesamte Hausbreite erstreckten, was maximale Kreuzventilation und Belichtung erlaubte. Sechs gleich grosse Wohnblöcke wurden durch offene Treppenaufgänge und Brücken miteinander verbunden, die den lang gestreckten Block aufbrachen und Durchblicke auf den Fluss gewährten. Gerippe aus Stahlbeton wurden mit Backstein ausgefacht, die für die *New Khmer Architecture* typischen aufgebrochenen Fertigteile sorgten für zusätzliche Licht- und Luftregulierung. Emissionsstarke Räume wie Küchen, Toiletten und Bäder wurden mit separater Durchlüftung an die Wohnungen angedockt. Die meisten Bewohner waren Anteilseigner.

Die Municipial Apartments in den 1960er-Jahren (oben) und als stigmatisiertes «White Building» im Januar 2014

Kahlschlag in die Moderne

Leben in solch einer modernen Urbanität war dem Untergang geweiht, als die Roten Khmer 1975 die Macht ergriffen. Das «bourgeoise System» mit all seinen «Krankheiten» wie Technologie, Geld, Vergnügen, Privatbesitz, Kunst, Film, einer lebendigen Medienlandschaft und politischer Partizipation musste radikal ausradiert werden, an seine Stelle trat der reine, von oben dirigierte Bauernstaat.

Kurz bevor die Roten Khmer Phnom Penh besetzten, hatte eine zweihundert Mann starke Gruppe aus Soldaten und Studenten versucht, für Lon Nol einen Zugang zum neuen Herrschaftssystem zu ebnen. Die von Hem Keth Dara, dem Sohn von Lon Nols jüngerem Bruder Lon Non angeführte Gruppe nannte sich «Monatio» *(Mouvement*

National) und hatte, als «Befreier» in schwarze Hemden gekleidet, versucht, eine «Besetzung und Befreiung» Phnom Penhs vorzutäuschen. Sie entwaffneten Regierungssoldaten, besetzten Ministerien und eine Radiostation. Dass die Fahne dieser «Befreier» nicht Hammer und Sichel zeigte, sondern ein aufrechtstehendes, gleichschenkliges Kreuz auf farbigem Hintergrund, ähnlich der Fahne der Nationalsozialisten, erstaunte nur wenige Bewohner. Was den meisten aber auffiel, waren die sauberen Hemden, mit denen sich die Studenten als angebliche «Revolutionäre» verkleidet hatten. Die Scharade flog auf, als die echten Roten Khmer in die Stadt einmarschierten. Auch sie waren ganz in schwarz gekleidet, ihre Hemden und Hosen waren aber verdreckt und zerrissen, und sie trugen den Schal der kambodschanischen Farmer, den Krâma, um den Hals. In kürzester Zeit kontrollierten sie sämtliche Strassenkreuzungen, entwaffneten die Soldaten und zogen ohne Blickkontakt zur Bevölkerung in bleierner Schwere durch die Stadt. Hauptsächlich waren dies junge Männer aus den entlegensten Teilen des Landes, die noch nie in einer Grossstadt gewesen waren, noch nie ein Auto gesehen, noch nie Radio gehört hatten. Alle stammten aus einer anderen Welt, die ärmsten der Armen, und sollten nun zum Modell für die Umerziehung eines ganzen Volkes werden.

Unter dem Vorwand, Amerika plane die Bombardierung Phnom Penhs, entvölkerten sie innerhalb von drei Tagen die Hauptstadt, deren Einwohnerzahl in Folge des Bürgerkriegs auf fast drei Millionen angeschwollen war. Niemand müsse sich Sorgen machen, lautete die Weisung, die neue Regierung werde die Häuser bewachen. Krankenhäuser mussten innerhalb weniger Minuten geräumt werden, Schwerkranke und Sterbende wurden auf Bahren weggeschafft, wer sich dem Räumungsbefehl widersetzte, wurde erschossen. «Millionen von Menschen verliessen die Stadt in beklemmender Stille, zu Fuss, auf Fahrrädern oder mit Autos, die sie schieben mussten, weil ihnen das Benzin ausgegangen war. Gebeugt unter ihren Säcken, bepackt mit den letzten Habseligkeiten, die sie eilig zusammengerafft hatten, überzogen sie die Strassen wie ein Menschenteppich», berichtete Sydney Sehanberg, ein Reporter der *New York Times* und Augenzeuge des Massen-Exodus.

Was folgte, war Gewalt gegen Sachen. Die Soldaten der Roten Khmer räumten Gebrauchsgüter wie Klimaanlagen, Eisschränke und elektrische Küchenherde aus den leeren Wohnungen und türmten sie zu riesigen Schutthalden auf. Dann wiesen sie Tausende von Neubürgern in schwarzem Dress in die leeren Wohnungen ein.

The road to nowhere: Rote Khmer bombardieren Phnom Penh und lösen einen Exodus der Hauptstadtbewohner aus

Viele Bewohnerinnen und Bewohner waren nach dem Sturz Sihanouks aus Phnom Penh geflüchtet und kehrten nun zurück, um die Schaltzentrale aufrecht zu erhalten. Den erzwungenen Bevölkerungswechsel, den die französische Radiostation RTL mit einem «totalen Blutaustausch» verglich, begründeten die Roten Khmer kämpferisch: Die vom verräterischen Lon-Nol-Regime vergiftete «Stadt-Bourgeoisie» müsse bei der Arbeit auf dem Feld und dem Fischerboot «gesunden». Später, in einigen Monaten, können sie aus den Landkommunen in die Stadt zurückkehren, «wenn sie dann noch wollen».

Drei Tage nach dem gespenstischen Aufmarsch traf am 20. April 1975 der noch wenigen Menschen bekannte «Bruder Nr. 1» still und heimlich in der leergefegten Hauptstadt ein und quartierte sich im Zentralbahnhof ein. Der erste Teil seines Plans war umgesetzt. «In der ganzen Welt», dozierte der Parteichef seinen Getreuen mit

gewohnt ruhiger, melodiöser Stimme, die nichts von seinem verblendeten Triumph verriet, «in der ganzen Welt ist es noch keinem Land, keinem Volk, keiner Armee gelungen, die Imperialisten bis auf den letzten Mann zu vertreiben und den totalen Sieg zu erringen. Niemandem.» Da war der weitere Vollzug des mörderischen Plans bereits in vollem Gange.

Ein Jahr darauf meldete das *Bureau of East Asian and Pacific Affairs* dem *State Department* in Washington in einem geheimen Telegramm, der kambodschanische Premierminister «Tol Sat» habe seinen Namen in «Pol Pot» geändert. Zwar habe das Pariser Reuters-Büro die Nachricht bestätigt, doch man besitze keine Unterlagen zur betreffenden Person – weder zu einem Tol Sat noch zu Pol Pot, noch zu Saloth Sar, der in Wirklichkeit jener Pol Pot sei. Wahrscheinlich handle es sich um eine bisher nicht näher erfasste Person, die gemeinsam mit Ieng Sary und Hu Yuon in Paris studiert und einen «Cercle Marxiste-Léniniste» gegründet habe. Kommentierend ergänzte das US-Büro: «It will be some time before we have a full picture of the background of the new Cambodian leaders». Anders als der unbekannte Führer war der erwähnte Hu Yuon den Amerikanern sehr wohl bekannt: Er hatte nach seiner Rückkehr aus Paris an Phnom Penhs *Kamputh-Schule* und an der Juristischen Fakultät unterrichtet, gehörte ab 1960 dem Zentralkomitee der im Untergrund tätigen Kommunistischen Partei an und fungierte gleichzeitig als Abgeordneter von Sihanouks *Sangkum-Partei*. Von 1962 bis 1963 war er Planungsminister, 1967 klagte Sihanouk ihn wegen Hochverrats an, worauf er in den Dschungel flog, wo er sich Pol Pot, Ieng Sary und Son Sen anschloss und den Kampf der Roten Khmer unterstützte. 1970 ernannte ihn die KP zum Innenminister und Minister für Landwirtschaftskommunen.

Schon bald warnte Hu Yuon seinen Parteiführer Pol Pot, das Regime werde in maximal drei Jahren zusammenbrechen, wenn man das Tempo der Systemumwandlung wie geplant beibehalte. Pol Pot rächte sich und schickte den Verräter zur Strafe auf die Reisfelder. Nach einer Radioansprache, bei der Hu Yuon die Bevölkerung mahnte, so rasch wie möglich die Seiten zu wechseln, wenn sie nicht «als nutzlos beseitigt» wollten werden, wurde er rehabilitiert, äusserte sich im Februar 1975 auf einem Nationalkongress aber kritisch gegenüber den Plänen der Zwangsevakuierung und wurde Opfer der ersten Säuberungswelle. Über seine Todesumstände ist nichts Genaues bekannt.

Indem er die Bevölkerung der Städte deportieren und auf die Reisfelder schicken liess, hatte Pol Pot auf einen Schlag Hunderttausende für die Partei unberechenbare

Elemente ausgeschaltet und unter seine Kontrolle gebracht. Sie würden nützliche Verwendung finden in der Schaffung der neuen Ordnung, deren künftiger Reichtum auf Reisanbau basieren würde. Inmitten der bäuerlichen Massen, dem «Herzblut der Revolution», im Fegefeuer kollektivistischer Fronarbeit würde ihnen der «Schmutz der imperialistischen und kolonialistischen Kultur» aus den Körpern gebrannt werden. Mit einem «extrem wunderbaren, extrem herrlichen, grossartigen Sprung» würde Kambodscha alle bisherigen revolutionären Staaten überflügeln. «Wenn unser Volk Angkor gebaut hat, kann es alles schaffen.» Da war er wieder, der Mythos von der Unbesiegbarkeit des Khmer-Volkes.

«Erziehungsmassnahme» Zwangsarbeit

Voraussetzung für ein Gelingen war, dass die Partei «ihre Führungsaufgabe mit äusserster Gewalt» ausübte. Der Pol Pot'sche Kommunismus, changierend zwischen Delirium und eiskalter Berechnung, Utopie und Terror, sah sich als etwas völlig Neuartiges, sich aus sich selbst generierend, zu allem berechtigt. Deportierte wurden als «neue Menschen» bezeichnet, sie galten als potentielle Feinde und standen zuunterst auf den Essens- und zuoberst auf den Exekutionslisten. Ihnen gegenüber standen die Bauern, die «alten» oder «Basis-Menschen». Wer von den «neuen Menschen» den Transfer überlebte, kam mit leeren Händen am Bestimmungsort an. In der Eile mitgenommene Dinge wie Fahrräder, Nähmaschinen, Roller, Haartrockner, Bücher, Kameras wurden von den Roten Khmer im Namen von Angka, «der Organisation», unterwegs konfisziert.

Dieses «Angka» war nichts anderes als das Aushängeschild für ein anfangs in vollständiger Geheimhaltung agierendes Politbüro der Kommunistischen Partei Kambodschas. Die Vorspiegelung einer anonymen, übergeordneten «Organisation»

war Teil einer umfassenden Geheimhaltung. Erst in einer Rede am 27. September 1977, also zweieinhalb Jahre nach der Machtübernahme, räumte Pol Pot ein, dass sich hinter «Angka» die Kommunistische Partei verbarg. Inzwischen hatte «Angka» aber längst die Bedeutung einer allgegenwärtigen, abstrakten, mysteriösen Macht angenommen, die stets zu äusserster Vorsicht zwang, wollte man nicht ihr Feind werden, was fast immer den Tod bedeutete.

Vom Bauernsohn zum Henker

Der Aufstieg Pol Pots vom Sohn wohlhabender Bauern zum Henker war von grossen Widersprüchen geprägt. Bis 1963 muss er, so haben die meisten Recherchen ergeben, unter dem bürgerlichen Namen «Saloth Sar» seine Ausbildungsjahre in einem königlichen Kloster und in einer katholischen Eliteschule in Phnom Penh durchlaufen haben. Nachdem er durch die Aufnahmeprüfung am vornehmen *Lycée Sisowath* gefallen war, an dem unter anderem auch Ieng Sary studierte, begann er eine Tischlerlehre an der *École Technique,* dann ging er im Rahmen eines Stipendiums nach Paris und studierte bis 1952 an der privaten *École Française de Radioélectricité* Radioelektronik. Vor allem aber nahm er an der linksgerichteten Studentenbewegung teil und schloss sich der Kommunistischen Partei Frankreichs an. Dreimal fiel er durch die Prüfung, musste die Hochschule ohne Abschluss verlassen und kehrte nach Kambodscha zurück, wo er zunächst ein beschauliches Leben als Lehrer für Französisch, Geschichte und Geografie an dem neuen privaten *Collége Chamraon Vichea* («Fortschrittliches Wissen») führte. Als Sihanouk 1962 begann, die Kommunisten gezielt zu verfolgen, baute Pol Pot eine Guerillaorganisation auf, floh in den Dschungel und übernahm 1963 den Vorsitz der 1951 gegründeten Kambodschanischen Arbeiterpartei *Parti du peuple cambodgien*. Er benannte sie um in *Partie Communiste de Kampuchea* und führte sie streng nach chinesischem Vorbild. Drei Punkte standen für die nächsten Jahre auf dem Programm: a) Bauern sind die revolutionäre Vorhut; b) das Khmer-Reich muss von jeglichen Minderheiten ethnisch-rassisch gesäubert werden; c) eine straffe zentralistische Führung muss eingeführt werden. Im Einzelnen bedeutete dies: Die Khmer sind eine auserwählte Rasse und betrachten alle Nachbarn, insbesondere die Vietnamesen und die muslimischen Cham, als minderwertig; China ist ein mächtiger Verbündeter, aber die Khmer müssen ihren eigenen, autonomen Weg gehen, um die Blüte des Angkor-Reiches aus dem 11./12. Jahrhundert zu erreichen und zu übertreffen; es gibt keine autonomen Territorien für Minderheiten, alle Nicht-Khmer werden beseitigt, ebenso die Feinde unter den Khmer selbst: die Städter, die

Intellektuellen und die Bürgerlichen und unter ihnen vor allem diejenigen vietnamesischer Abstammung; alle antiimperialistischen Kräfte in Asien werden vorbehaltlos unterstützt; *Democratic Kampuchéa* muss wirtschaftlich autark sein; wirtschaftliche Grundlage des Staates ist die Landwirtschaft; Geldwirtschaft, Handel und Industrie werden abgeschafft; das gesellschaftliche Leben wird gemeinschaftlich organisiert, es gibt gemeinsame Mahlzeiten und schwarze Einheitskleidung, die Verteilung der Lebensmittel wird organisiert und überwacht, private Treffen sind verboten, statt dessen finden kollektive Feiern und Hochzeiten statt; es gibt keinen Privatbesitz, kein individuelles Leben; alle sind zur Denunziation von «Staatsfeinden» aufgerufen, die zu verhaften, zu foltern und zu liquidieren sind.

Umerziehung mittels Propagandafilm: Wer den Vorgaben von «Angka» folgt, ist ein glücklicher Mensch

Vor allem das Ziel, ein ethnisch-rassisch «reines» Volk der Khmer zu erschaffen, reiht das Vorgehen der Roten Khmer in die Kette der Völkermorde des 20. Jahrhunderts ein – den Genozid an den Armeniern 1915, die Massenmorde der Nationalsozialisten, den Völkermord an den Herero, die Verbrechen Stalins und seiner Kamarilla, die Völkermorde in Ruanda, Ex-Jugoslawien, Burma und Nord-Korea. Der Orwellsche Plan hatte mit der Entvölkerung der Hauptstadt begonnen, nach vier Jahren Verfolgung, Folter und Massenmorden, Hungersnöten und Misswirtschaft in gigantischem Ausmass, der systematischen Zerstörung aller intakter Strukturen und der Vertreibung fast der gesamten Intelligenzija war das Regime, das Kambodscha in einen klassenlosen, vorbildhaften Agrarstaat verwandeln wollte, am Ende.

Die Herren des Untergangs (v.l.): Pol Pot («Bruder Nr. 1», Generalsekretär der Partei und Premierminister), Noun Chea («Bruder Nr. 2» und Stellvertretender Generalsekretär), Ieng Sary (Aussenminister), Son Sen (Verteidigungsminister, mit Brille) sowie Vorn Vet (Stellvertretender Premier- und Wirtschaftsminister)

Anfang 1979 besetzten vietnamesische Truppen, weniger aus humanitären denn aus machtpolitischen Gründen, das Land und vertrieben die Roten Khmer in den äussersten Nordwesten. Die Soldaten, die am 7. Januar in Phnom Penh einmarschierten, betraten eine Geisterstadt, Filme und Fotos aus den Tagen der Befreiung zeigen gespenstische Szenen: Zerstörte Autos und Motorräder, Häuser ohne Fenster und Türen, menschenleere, verdreckte Trottoirs. Ratten und Hunde streunen umher.

Ende der fundemental-kommunistischen Vision: Phnom Penh in den Tagen nach der Befreiung durch vietnamesische Truppen im Januar 1979

Wiederaufbau, Chaos, Kitsch

Doch schon bald strömten Tausende aus den Provinzen in die Hauptstadt und bevölkerten sie neu. Dabei handelte es sich vor allem um Bauern und Fischer, die nie zuvor

in einer Stadt gelebt hatten, und weniger um ehemalige Stadtbewohner, die ins Exil geflüchtet waren, wenn sie nicht ermordet wurden oder aus anderen Gründen das Terrorregime nicht überlebt hatten. Ein gigantischer Wiederaufbau stand bevor, die geschundene Hauptstadt musste den Anforderungen eines gescheiterten Staates so schnell wie möglich gerecht werden, ausreichender Wohnraum für die Menschen, die plötzlich in die Hauptstadt drängten, war zu schaffen.

Der Auf- und Umbau forderte Opfer an alten Ideen und verlangte nach neuen Konzepten. Ein Beispiel dafür ist die Geschichte des *White Building*. Während der Terrorherrschaft war das Gebäude heruntergekommen und, wie auch die übrige Stadt, in einem erbarmungswürdigen Zustand angelangt. Inmitten des politischen und wirtschaftlichen Chaos' mussten die im Stil der *New Khmer Architecture* errichteten Baustrukturen radikal-zweckmässig verändert werden. Grosszügige Wohnungen wurden durch Trennwände, zum Teil aus Pappe und Sperrholz, in kleinere Einheiten unterteilt, Balkone in Wohnzimmer und Küchen umgewandelt, Treppen als Abstellräume eingerichtet. Van Molyvanns und Lu Ban Haps Vision eines komfortablen und bezahlbaren Lebens nahe dem Stadtzentrum mutierte in einen pragmatisch dekonstruierten Wohnkomplex – und blieb dies fast vierzig Jahre lang.

Schritt für Schritt wurde das *White Building* zu einem Beispiel für eine chaotisch gewachsene, durchorganisierte Stadt inmitten der Stadt. Der Mittel- und Oberschicht Kambodschas, aber auch vielen westlichen Besuchern galt es als Sodom und Gomorrha, nüchtern betrachtet, kam man zu einem differenzierten Ergebnis. Die ersten beiden Blocks, die gemeinhin mit «White Building» assoziiert wurden, waren unsicher, dort lebten viele Drogenabhängige, Prostituierte, Kleinkriminelle. Die übrigen Blocks aber waren sicher, hier lebten Familien, Künstler, Musiker, Tänzer, alle hatten sie Jobs, führten ein normales Leben. Die *Azisa School* bot kostenlos Englisch- und Computerkurse an, *Sa Sa Projects* organisierte Kunstkurse und unterhielt Austauschateliers, die NGO *Cambodian Living Arts* offerierte Ausbildung in traditionellem Tempeltanz. In diesem, dem grössten Teil des *White Building* wurde eine intensive Anwohnerverwaltung geübt, entstanden Gemeinschaften ähnlich den kambodschanischen Dorfstrukturen. Alles in allem ähnelte das *White Building* den «unregulierten Gemeinschaften», wie sie die Hamburger Professorin Marjetica Potrč in Präsentationen und Lehrprogrammen vorstellt, ausgehend vom Modell der Barrios von Caracas. Es gab westliche Touristen, die das Gebäude als verdreckten Slum empfanden, und verglichen mit ihren komfortablen Ferienunterkünften war dies nachvollziehbar. Auch die kambodschanische Middleclass schloss sich dem Urteil an und verriet damit

die herbeigesehnte Zugehörigkeit zu einer gehobenen sozialen Schicht, frei nach dem Motto: das Elend ist woanders. Und so konnte es vorkommen, dass einen die Concierge des Hotels fragte, ob man denn allen Ernstes die «criminals» besuchen wolle, wenn man nach dem Weg zum *White Building* fragte.

All dies verstellte den Blick auf das, was im *White Building* vorhanden war, und das, was dringend hätte getan werden müssen. Ähnliche Baukomplexe findet man in Indien, Myanmar und Indonesien, auf den Philippinen, in Südamerika und in zahlreichen Metropolen der USA. Und viele der Fotos, die im Internet kursieren, zeigen das Gebäude als schaurig-schön verdreckten Betonklotz, was vor der Kulisse steriler Neubauten im neo-vietnamesischen Stil nebenan schmerzhaft ins Auge springt. Wenn auch noch vermeintlich aufgeklärte Nachrichtenmagazine mit reisserischen Headlines à la «Nonnen, Huren und Künstler» (*Der Spiegel* 2016) um Auflage heischten, war die Zukunft des Van Molyvann-Projekts nachhaltig ramponiert.

Unser erster Eindruck des *White Building* war Respekt einflössend, und wahrscheinlich hätten wir es unbegleitet nicht betreten. Dort angekommen, begegneten wir herzlichen Bewohnern, sahen im Vergleich zum übrigen Land intakte Verhältnisse, fanden Beispiele kreativer Eigeninitiative. Respekt vor der rauen Wirklichkeit hatten wir stets, Angst hatten wir nie. Und anders, als man hätte denken können, beherbergte das *White Building* keine kollabierende Endzeit-Gesellschaft wie im Film «Die Klapperschlange», sondern regulierte Strukturen, in denen die Regeln nicht schriftlich, sondern mündlich ausgehandelt werden.

Dies zeigte sich vor allem in der Bewohnerstruktur, die sich angesichts der Forderung nach einem Radikalabriss immer enger vernetzte. Auf den Fluren und Treppen tobte das Leben, in den Waschküchen und Beauty-Salons sassen Arbeiterinnen, Stri-

cher und Hausfrauen, Künstler hatten die Wände mit Graffitis verziert, die leuchtend bunt neben den Wandgemälden aus vergangenen Jahrzehnten erstrahlten. In den Gängen zwischen den Wohnungen verkauften die Bewohner Gemischtwaren, Kinder liefen kreischend durch die Flure. Die sozialen und kulturellen Aktivitäten in und um das Gebäude waren eng miteinander verzahnt und sollte eine der modernen Satellitenstädte es je schaffen, eine annähernd lebendige Anwohnerkommunikation entstehen zu lassen, dürfte dem Erfolg solcher «Satelliten» nichts im Weg stehen. Die professionell gestaltete eigene Website *whitebuilding.org* spiegelt die Geschichte und Gegenwart einer sorgfältig organisierten Gemeinschaft, in Texten, Videos und Fotos berichten Bewohnerinnen und Bewohner von der Vergangenheit und Zukunft des Wohnkomplexes und vom Wohnungskampf.

Dass es auch im *White Building* nicht an romantisierendem Zerfallskitsch fehlte, war kein Wunder, denn nicht zufällig war das Gebäude wichtigster Drehort des Spielfilms «Same Same But Different». In seinem Filmdrama aus dem Jahr 2009 bringt Regisseur Detlev Buck Sehnsucht, Zerfall und Paternalismus auf einen simplen Nenner: Der deutsche Abiturient Ben verliebt sich in das HIV-infizierte kambodschanische Bargirl Sreyko, in verdreckter Umgebung nimmt das Drama seinen Lauf, zu guter Letzt heiraten beide. Der starke Europäer rettet die notleidende Asiatin.

Wenn alles in die Luft fliegt

Die Wirklichkeit war härter, ein Happy End nicht vorgesehen. Der Spannbeton, die Flachdächer, die Ausfachungen aus unbehandeltem Backstein hatten im tropischen Klima immer stärker gelitten. Das grösste Problem waren die eridierende Bausubstanz und die schadhaften elektrischen und sanitären Anlagen. Nicht nur während der Terrorherrschaft, vor allem auch unter der Regierung von Hun Sen hatte man auf offizieller Seite nichts mehr für die Erhaltung kommunaler Wohnungen getan. Hier hätte investiert werden müssen, doch der Plan der Stadtverwaltung und der Regierung sah vor, das Gebäude verrotten zu lassen, dann niederzureissen und die Bewohner aus dem Zentrum an den Stadtrand zu verbannen.

An dieser Stelle verläuft eine hoch explosive Bruchkante. Anders als vor fünfzig Jahren gibt es in Phnom Penh keinen öffentlichen Wohnungsbau. Stadtplanung und Wohnungsbau werden Privatunternehmen überlassen, die Regierung beteiligt sich im Hintergrund am Landverkauf und, auf Umwegen über Tycoon-eigene Bauunternehmen, an der Entwicklung neuer Stadtteile. An Neubauten lässt sich mehr verdienen als an Sanierungen, Einwohnerbeteiligung ist ein Fremdwort.

Der Unmut, der daraus resultiert, lässt sich an den Konflikten um Chroy Changvar ablesen, und die Auseinandersetzungen im Stadtteil Borei Keila zeigen, wie sich Katastrophen anbahnen. Keine fünf Fussminuten vom Olympiastadion entfernt, liefern sich dort Bewohner, Polizei und Baufirmen seit Jahren einen regelrechten Stadtteilkrieg. In den frühen Morgenstunden des 3. Januar 2012 hatte das Bauunternehmen *Phan Imex*, unterstützt von Polizei, Militär und Wachmannschaften, damit begonnen, zehn Wohnblocks niederzureissen, in denen fast zweitausend Familien lebten – sie sollten Neubauten Platz machen. Das Ergebnis war desaströs. Die neu errichteten Häuser waren minderwertig und boten nicht mehr allen Bewohnern Platz, statt zehn hatte man nur acht Häuser gebaut. Wer keine Unterkunft fand, wurde ausserhalb der Stadt angesiedelt. Seitdem leben die Familien dort in Wellblech- und Bretterhütten, was vor allem während der Hitzemonate von Februar bis Mai qualvoll ist, zumal ein Grossteil der Hütten keinen Wasseranschluss, keine sanitären Anlagen und keine Kücheneinrichtungen kennt. Die betrogenen Familien fordern Kompensationszahlungen und werden von Suy Sophan, der Direktorin des Bauunternehmens, öffentlich als «geldgierige Betrüger» desavouiert. Inzwischen hat die umtriebige Managerin den Rest der Liegenschaft an eine Drittfirma verkauft, die einen neunten Block hochgezogen hat und Wohnungen zu exorbitanten Preisen auf den Markt wirft.

Bewohner, die aus Borei Keila vertrieben wurden, leben in Wellblech- und Bretterhütten, das Brunnenwasser kann wegen hohem Kalkgehalt nicht verwendet werden

Mit einfachen Anwohnerprotesten hatte es begonnen, dann eskalierte der Konflikt. Polizisten schossen auf Bewohner, Bewohner wehrten sich mit Gewalt, blockierten Zufahrtstrassen, setzten Barrikaden in Brand, bedeckten die Grünanlagen der Stadtverwaltung unter Bergen von Müll. Sie reklamierten Besitztitel, die sie nicht schriftlich belegen können, weil unter den Roten Khmer alle «bourgeoisen» Dokumente

vernichtet wurden. Sia Phearum, Leiter der *Housing Rights Task Force* und Anwalt der Bewohner, hielt fest, dass *Phan Imex* und die Regierung rechtswirksame Vereinbarungen gebrochen hatten, indem sie zu wenige Neubauten errichtet hatten.

Einst war der Stadtteil Borei Keila im Zuge der Errichtung des *Sports Complex* als eine Art Olympisches Dorf entstanden – «Borei» bedeutet Sport, «Keila» Siedlung oder auch Zentrum. In den achtziger Jahren gewann Borei Keila an Bedeutung, als wenige hundert Meter weiter der Regierungssitz, das Verteidigungsministerium und etliche Regierungsbauten hinzu kamen. Jetzt wurden die meisten Wohnungen an Polizisten, Soldaten und andere Offizielle der unteren Einkommensskala vermietet, Komfort stand nicht an oberster Stelle, der tägliche Überlebenskampf forderte alles. Entsprechend abgenutzt zeigten sich die Häuser nach wenigen Jahren: Blinde Rohre ragten aus den Wänden, Elektrokabel starrten ins Leere, Treppengeländer brachen ab, auf den Backsteinfassaden siedelte Moos. Dass die angegriffenen Wohnblocks eines Tages ersetzt oder zumindest saniert werden müssten, stand ausser Frage, zumal gleich um die Ecke das neue Tourismusministerium, ein neuer Universitätscampus, neue Banken und das gigantische, mit chinesischer Unterstützung errichtete internationale Konferenzzentrum *Peace Palace* hochgezogen wurden. Dass die angekündigte Frischzellenkur mit militärischer Gewalt auf Kosten einkommensschwacher Hauptstadtbewohner durchgesetzt wurde, ohne dass die Mieter entschädigt worden wären, spiegelt das Demokratieverständnis der Regierung unter Hun Sen.

Jahrzehnte lang vernachlässigt und nun dem Erdboden gleichgemacht: das ehemalige Olympische Dorf

Der Grund für die Auseinandersetzungen um mangelnden Wohnraum ist weniger juristischer als politischer Art. Für die Entwicklung Phnom Penhs existiert keine Zoneneinteilung, geschwiege denn ein Masterplan. Zudem mangelt es an staatlicher Kontrolle von Eigentumsverhältnissen und Handänderungen. In den 1960-er Jahren hatte man Infrastrukturen gebaut und danach Häuser errichtet – heute geschieht

es genau umgekehrt. Im Hauruckverfahren werden Neubauviertel in Angriff genommen, mit marginaler oder fehlender Infrastruktur, danach werden viele Projekte Opfer von Firmenpleiten. Tep Makathy, Stadtplaner im Ministerium für Landmanagement, Stadtplanung und Bauwesen, ist frustriert: «Zum Thema Sozialer Wohnungsbau fällt mir kein einziges Projekt ein. Bauen ist ausschliesslich profitorientiert, selbst wenn wir immer wieder eine Strategieentwicklung fordern.»

Bis eine solche Planung vorliegt – wenn sie jemals kommen sollte – hätte das *White Building* eine letzte Bastion des kommunalen Wohnungsbaus sein sollen: Lebensraum für ärmere Einwohner und grosse für Teile der Mittelschicht sowie Mahnmal für eine Epoche, in der Konzepte für nachhaltige Stadtplanung und Bevölkerungspolitik noch umgesetzt wurden.

Transformation versus Gentrifizierung

Nachdem die gesamte Uferfront des Bassac River ins Blickfeld der Immobilienbranche gerückt war, begann im Areal ein tiefgreifender Transformationsprozess. Wieder einmal suchte Phnom Penh eine neue Gestalt, vor allem aber suchte es Grund und Boden. Für die Bewohner des White Building hatte dies weitreichende Folgen. Sie wurden permanent unter Druck gesetzt, Einheiten der Polizei inspizierten das Gebäude, Baumassnahmen auf einem Nachbargrundstück verursachten einen Riss, der über mehrere Geschosse verlief. 2014 teilte die Stadtverwaltung den Bewohnern mit, ihre Wohnungen seien baufällig, ihre Gesundheit sei bedroht, man werde das Gebäude abreissen. Gemäss Bewohneraussagen hatte die *7NG Group*, die schon einige Nachbargrundstücke erworben hatte, Interesse an den Apartments bekundet. Sogar für kambodschanische Verhältnisse hatte das Immobilienentwicklungs- und Investmentunternehmen einen katastrophalen Ruf, um ein Neubauprojekt hochzuziehen, hatte man im Jahr 2009 gewaltsam tausendfünfhundert Familien aus dem Stadtteil Dey Krahom vertrieben, inzwischen hat das Kambodschanische Berufungsgericht die Firma zu einer Kompensationszahlung von mehreren hunderttausend US-Dollar zugunsten geprellter Familien verurteilt. Vor diesem Hintergrund war es wenig überraschend, dass die *7NG Group* den Meldungen über eine Kaufoption umgehend widersprach: Man habe gar kein Interesse an dem heruntergekommenen Häuserblock, wisse jedoch, dass der kambodschanisch-chinesische Mischkonzern *Overseas Cambodian Investment Corporation* (*OCIC*) eine Sanierung ins Auge fasse. Kaum stand die Behauptung im Raum, bot ein Firmensprecher der OCIC der Stadtverwaltung Unterstützung an: Man werde gerne helfen, die Familien vorübergehend

auf Chroy Changvar anzusiedeln, dort betreibt die OCIC mit Regierungsunterstützung ein gigantisches Bauprojekt. Nun sah sich die Stadtverwaltung zu einem Dementi veranlasst: Die Umsiedlung sei keineswegs beschlossene Sache, man befinde sich erst in einer Diskussionsphase. Die Wohnungsbesitzer, die bis dahin keinen einzigen Plan gesehen hatten, reagierten: «Wenn sie zum Vorschlaghammer greifen, um das *White Building* abzureissen, fliegen die Fetzen.»

Nach zwei Jahren intensiver Auseinandersetzungen fanden 2016 die ersten Annäherungsgespräche zwischen der Stadtverwaltung und den Bewohnern statt, es war das erste Mal, dass sich Vertreter der öffentlichen Hand und Betroffene überhaupt an einen Tisch setzten. Die Stadtverwaltung teilte mit, man habe einen neuen Partner gefunden, der japanische Konzern *Arakawa & Co. Ltd* werde 80 Millionen US-Dollar in einen Neubau investieren und ein 21-stöckiges Gebäude hochziehen. Die ersten drei Stockwerke seien für Parkhäuser reserviert, ein weiteres für Ladengeschäfte, fünf Etagen für die ehemaligen Bewohner, die restlichen zwölf zur freien Verfügung des Investors. Für die Dauer des Wiederaufbaus, geplant seien vier Jahre, könne man Ersatzwohnungen bereitstellen.

Die Bewohner des *White Building* verlangten Kompensation. Man werde einem Verkauf zustimmen, der Preis belaufe sich auf 60–70'000 US-Dollar pro Einheit. Nun ruderte der Konzern *Arakawa* zurück und liess mitteilen, ein Kauf, ein sogenannter «buyout», müsse durch die Stadtverwaltung geregelt werden, man selbst habe gar keine Mittel. Allerdings sei man bereit, Ersatzraum hinter dem Royal Phnom Penh Hospital zur Verfügung zu stellen. Die Gegend rund um den *Teuk Thla Market* ist bekannt für ihr breites Angebot an Militärkleidung, Stahlhelmen, Springerstiefeln, Elektroschockgeräten, Polizeiuniformen und Munition, bis hin zu echten Rangabzeichnen, mit denen Kriminelle, aber auch Soldaten, Polizisten und deren Vorgesetzte Handel betreiben. Hier kauft man Originaluniformen und Militärstiefel, die von Kommandanten statt an die Mannschaften auf den Markt geworfen werden – Ausrüstung, die zuvor auf Grundlage sogenannter «Ghost Soldiers Lists» vom Ministerium ausgegeben worden sind – für Soldaten, die nie existiert haben. Dass diese Umgebung der ideale Platz für die Gemeinschaft des *White Building* sein sollte, durfte man bezweifeln. Da half es auch wenig, dass ein paar hundert Meter entfernt die südkoreanische *Booyoung Group* 2013 ein riesiges Bauprojekt mit Wohnungen für achtzehntausend Menschen gestartet hatte – das Vorhaben war wenige Monate nach Baubeginn eingestellt worden, man hatte sich verkalkuliert.

Doch nicht nur der japanische Investor spielte beim *White Building* ein doppeltes Spiel. Auch die Stadtverwaltung hatte von Anfang an geplant, den Besitzern Ersatzwohnungen zuzuweisen und gar nie an einen Kauf der Wohnungen gedacht. Anders lässt sich kaum erklären, warum man nach dem Rückzieher der *Arakawa & Co. Ltd* mitteilte, auch die öffentliche Hand habe keine Mittel für einen Kauf, die Bewohner könnten ihre Wohnungen aber gern auf dem freien Markt anbieten. Die Strategie war perfide. Die Menschen sollten zur Umsiedlung gezwungen werden. Sollten sie sich weigern, müsste man nur ein paar Jahre zuwarten. Irgendwann würden die Treppenstufen abbrechen, die Dächer einstürzen, die Wände kollabieren, und spätestens dann würden sie weichen. Dann wären die Wohnungen wertlos geworden und man käme zum Schnäppchenpreis an eine Liegenschaft in bester Lage. Was der kambodschanische Staat 1963 unter Sihanouk geschaffen hatte, um ärmeren Stadtbewohnern eine solide Zukunft in Zentrumsnähe zu sichern, würde man verfallen lassen, bis die Regierung zum Nulltarif an eine Immobilie gelangt wäre, die sie gewinnbringend an die Upperclass weiterverkaufen könnte.

Gemäss den Planungen von Sihanouk und Vann Molyvann war das *White Building* nicht ein x-beliebiges Wohnobjekt, sondern ein innovatives Modell für das Zusammenleben in einer rasant wachsenden Stadt, basierend auf durchdachten Besitzverhältnissen. Nirgendwo sonst hatte sich dann im Verlauf vieler Jahre ein derart lebendiges, intensives Zusammenleben unterschiedlichster sozialer Gruppen entwickelt wie im *White Building*. Derartige Gemeinschaften lassen sich nicht einfach in Ersatzwohnungen verschieben und später in Neubauten re-importieren. Dazu braucht es soziokulturelle, wirtschaftliche und psychologische Konzepte – es sei denn, man wolle auf den Zusammenbruch einer Gemeinschaft warten, die man ohnehin als Schandfleck empfindet. Spätestens dann aber würde Sihanouks Bemerkung aus den Schlusstagen des Rote Khmer-Terrors eine ungewollte Wiederauferstehung feiern: Phnom Penh als «schwärende Wunde im unschuldigen Gesicht der Heimat».

Neue Ideen braucht das Land

Das Problem der Erhaltung günstigen Wohnraums in Zentrumsnähe ist nicht nur ein finanzielles und bautechnisches, sondern vor allem ein politisches und kulturelles. Die sozialen Spannungen als Folge einer renditeorientierten Stadtsanierung sind explosiv, konstruktive Massnahmen sind kaum in Sicht. «Die Regierung glaubt, dass es genügt, den Ärmsten irgendwelche Räume in Stadtrandsiedlungen zuzuweisen. Aber die Rechnung geht nicht auf: Fehlende Transportmittel ins Zentrum bedeuten

Arbeitslosigkeit, und Arbeitslosigkeit bedeutet Elend», analysiert Din Somethearith, Besitzer einer Hotelkette und zuvor Chef des nationalen *United Nations Human Settlements Programme* die Lage. «Ein Konzept zur Stadtentwicklung existiert nicht, Mittel für Stadtplanung fehlen.» Transport ist nicht das einzige Problem, fehlende Jobs, fehlende Dienstleistungen, ein mangelhaftes Entwässerungssystem und marode Kanalisation sind Garantie dafür, dass am Ende nicht nur die Mittellosen, sondern alle, die mit Blick auf das freie Land am Stadtrand wohnen möchten, im Chaos leben werden. Davon betroffen wäre dann auch der Mittelstand.

Im Februar 2017 setzte die Regierung unerwartet ein bemerkenswertes wohnpolitisches Zeichen. Das Ministerium für Landmanagement, Stadtplanung und Bauwesen – *Ministry of Land Management Urban Planning and Construction* (*MLMUPC*) – müsse die Unternehmerin Suy Sophan auffordern, die jahrelangen Konflikte, in die die *Phan Imex* verstrickt sei, aufzulösen. Dass viele der älteren Besitztitel nicht schriftlich dokumentiert sind und immer wieder Land, dokumentiert mit gefälschten Titeln und ohne Zustimmung der Besitzer, verkauft wird, erschwert eine Lösung. Was gilt ein Kaufvertrag, wenn der Gegenstand illegal verkauft worden ist und wer schuldet wem Kompensation? Immerhin wurde die Registrierung neuer Besitztitel bis auf weiteres untersagt, sobald Landkonflikte im Spiel sind.

Neuerdings scheint sich auch in Regierungskreisen und unter Investoren herumgesprochen zu haben, dass Landkonflikte nicht mit Polizei und Militär, sondern nur im Dialog gelöst werden können. 2014 hat die Regierung ein *General Department of Housing* (*GDH*) geschaffen, das dem MLMUPC unterstellt ist. Gleichzeitig hat sie eine *National Housing Policy (NHP)* zur Förderung von bezahlbarem Wohnraum verabschiedet. Diese Policy ist auch dringend nötig, denn in den nächsten zehn, fünfzehn Jahren wird Kambodschas Einwohnerzahl von derzeit 16 auf 20 Millionen anwachsen, davon werden 8 Millionen in städtischen Zentren leben. Bislang bedient der private Wohnungssektor aber nur die Mittel- und die Oberschicht, aber gerade für die einkommensschwache Bevölkerung müssen 800'000 Wohnungseinheiten geschaffen werden.

Im November 2016 zeigte die Regierung plötzlich den Bewohnern des *White Building* zwei Alternativen auf: Entweder müssten sie auf eigenes Risiko verkaufen oder man würde ihnen für drei bis vier Jahre Ersatzwohnungen ausserhalb von Phnom Penh anbieten, danach könnten sie in das neue Gebäude am alten Ort zurückkehren. Die Erfahrungen von Borei Keila, Boeung Kak und Dey Krahom vor Augen, vertrauten die Bewohner nicht darauf, dass das versprochene Neubauprojekt rechtzeitig fer-

tig werden würde und die neuen Einheiten den technischen Ausstattungen und versprochenen Grössen entsprechen würden. Ausserdem befürchteten sie, dass auch dieses Bauunternehmen Konkurs anmelden könnte, wie so viele Unternehmen zuvor. Dies hätte dann zur Folge, dass sie für unabsehbare Zeit in minderwertigen Ersatzwohnungen auf dem Land leben müssten. Gestützt auf ein Gutachten, wonach bei achtzig ähnlichen Bauprojekten in den letzten Jahren nur ein Drittel der Ersatzwohnungen bewohnbar war, hatte die Bevölkerung den Glauben an das «Modell Ersatzwohnung» verloren.

An diesem Punkt gaben die Regierung und die Stadtverwaltung zu verstehen, dass ihnen an nichts weniger gelegen sei als an Konflikten, wie sie um Borei Keila und Boeung Kak eskaliert waren und seit Jahren die Medien, internationale Beobachter, Investoren, Banken, Polizei, Anwälte und Gerichte beschäftigten. Also wurden die Gespräche fortgesetzt und bewegten sich zunehmend in Richtung «Verkauf». Inzwischen war durchgesickert, dass *Arakawa* sein Angebot, zwei Stockwerke für die ehemaligen Bewohner zu reservieren, längst zurückgezogen hatte, womit die Regierung in Erklärungsnot kam. Als Trostpflaster korrigierte sie alle zu niedrig bemessenen Wohnungsgrössen, was den letzten Familien, die sich noch geweigert hatten, ermöglichen sollte, einem Verkauf zuzustimmen. Parallel dazu hielt 2017 die internationale Stiftung *Habitat for Humanity Cambodja* in Phnom Penh ein *National Housing Forum* ab, an dem neben Bewohnergruppen, Anwälten und NGOs auch Regierungsvertreter teilnahmen. Dort wurde beschlossen, Initiativen für den Bau von Wohnungen für untere Einkommensschichten zu lancieren.

Ein Beispiel, wie Probleme angegangen werden können, ist die christlich orientiere *Habitat for Humanity*, 1976 vom Ehepaar Millard und Linda Fuller als Graswurzelbewegung einer Landkommune in Georgia gegründet. Sie widmet sich in mehr als siebzig Ländern dem Ziel, einkommensschwachen Menschen bezahlbaren Wohnraum zu verschaffen. Das Prinzip basiert auf Kooperation mit lokalen Anbietern, Freiwilligenarbeit und Bewohnerbeteiligung. In erster Linie werden Neubauten erstellt, Voraussetzung für eine Unterstützung sind Kreditwürdigkeit, Barzahlung und Eigenleistung. Das christlich-evangelikale Modell, das sich vor allem in den USA einen Namen gemacht hat, kann durchaus helfen, Initiativen auszulösen, doch Kambodschas Mammutaufgaben sind ohne den Staat nicht zu bewältigen.

In den letzten Jahren setzen Investoren vermehrt auf Projekte im mittleren und Niedrigpreis-Segment. Einer der Gründe dafür ist, dass tausende von Luxusappartements auch nach Jahren intensiver Bewerbung leer stehen – sie wurden von vornhe-

rein in erster Linie als Spekulationsobjekt konzipiert, weniger für Wohnen. Auch ist die Stimmung im Volk zunehmend explosiv geworden. Ein Teil des Drucks soll nun durch Verbesserungen auf dem Wohnungsmarkt abgefedert werden, um den bisherigen politischen Kurs ungestört weiter fortsetzen zu können. Unterstützt werden diese Konzepte von der Regierung, indem sie für Steuererleichterungen und schlanke Verwaltungsauflagen sorgt. Drei grosse Investoren haben sich mit der Regierung auf den Weg gemacht, ein neues Luxus-Marktsegment zu erobern. So baut die kambodschanische *Worldbridge Land* gemeinsam mit der *Oxley Holding* aus Singapur zwanzig Kilometer südlich von Phnom Penh 2300 zweistöckige Backstein-Einfamilienhäuser, deren Stil an Vann Molyvanns *100 Houses* erinnert, ansonsten hat das Unternehmen sich auf Hochhäuser der Luxusklasse spezialisiert, darunter *The Peak* im Stadtzentrum, ein 55-stöckiges Doppelhochhaus mit Luxusappartements und Shops, das in einer bronzefarbenen Glashülle mit dem benachbarten, noch höher aufragenden Luxushotel *Shangri-La* verschmolzen werden soll, sowie die beiden Doppelhochhäuser *The Bridge* mit zweieinhalbtausend Wohnungen für die Upperclass. Die *Bun Ches Group* wiederum plant im Ponhea Leu District dreissig Kilometer nördlich von Phnom Penh 5000 Reihenhäuser. *Arakawa* schliesslich, die das *White Building* abreissen lassen will, will fünfzehn Kilometer nördlich der Hauptstadt zehn identische 23-stöckige Wohnblocks mit zweitausend Wohnungen errichten.

Alle diese Initiativen haben ein gemeinsames Ziel: Haus- und Wohnungsbesitzern sollen mit einer Einlage von 5 bis maximal 10% im ersten und weiteren 10% Prozent im zweiten Jahr für 25'000 bis 30’000 US-Dollar ein Haus erwerben können. Das durchschnittliche Monatseinkommen in Phnom Penh liegt bei 700 US-Dollar, auf dem Land bei einem Fünftel davon. Die monatliche Belastung für die Hausbesitzer soll bei 250 US-Dollar liegen, die Projekte werden fern vom Stadtzentrum realisiert, im Zentrum selbst werden weiter Luxuswohnungen entstehen.

Wo wohnt das Volk?

Parallel zu den gross angelegten Projekten kämpfen mehrere Stiftungen und NGOs seit mehr als einem Jahrzehnt darum, Lösungen für die Wohnungsnot ärmerer Kambodschaner zu finden. Ein Beispiel ist das *Smile Village* zehn Kilometer südwestlich von Phnom Penh. Umgeben von wellblechbedachten Holzbauten, die im Sommer und in der Monsunzeit unerträglich sind, haben die NGOs *Solution to End Poverty* aus Singapur und die kambodschanische *Pour un Sourire d’Enfant* (*PSE*) für siebzig der ärmsten Familien, die man zuvor aus ihren Behelfsunterkünften verjagt hatte,

ein Dorf mit Häusern, einer Schule und einer Kantine gebaut. Die Häuser bestehen aus Backstein, die Dächer sind ziegelgedeckt, viele Gebäude stehen auf Piloti – die bewährten Konzepte der *New Khmer Architecture* und der kambodschanischen Dorfbauweisen finden Anerkennung. Häuser, die in Eigenleistung (Material, Arbeit) entstanden sind, gehören den Bewohnern. Ziel der Community ist Unterkunft und Qualifizierung, die Bewohner sollen entsprechend ihren Fähigkeiten unterstützt werden, damit sie eines Tages wieder auf eigenen Füssen stehen und das Dorf verlassen können. Unter Anleitung von kambodschanischen Fachpersonen und Studenten der *National University of Singapore* werden Gartenarbeit, Teppichknüpfen, Holzarbeiten, Nähen und Catering unterrichtet.

Smile Village ist kein Dorf, das man unangemeldet besuchen könnte. Damit die Bewohner nicht zu Objekten sensationslüsterner Besuche werden, sind Touristen ausgeschlossen, wer sich ernsthaft interessiert und rechtzeitig anmeldet, ist aber willkommen. Die Initiative zu *Smile Village* geht zurück auf die Erlebnisse des französischen Ehepaars Christian und Marie-France des Pallières. Beide waren bereits pensioniert, als sie zufällig die Ärmsten der Armen getroffen hatten: Kinder zwischen sechs und sechzehn Jahren, die auf den riesigen Müllhalden der Stadt unter qualmenden Feuern, bedroht von Fliegen, Gestank, Dreck und Infektionen den Abfall sortieren und leben müssen.

‹Smile Village›, eine Initiative des französischen Ehepaars Christian und Marie-France des Pallières

Erschüttert von den Eindrücken, beschloss das Ehepaar, sein gesamtes Vermögen einzusetzen, um Kindern aus der Armutsfalle zu helfen. Sie gründeten die apolitische, unabhängige Organisation *Pour un Sourire d'Enfant*, die marginalisierten Kindern Ernährung, Betreuung, Erziehung und Ausbildung anbietet. Bereits zwei Jahre nach

der Gründung in Phnom Penh eröffnete die NGO bei Siem Reap und bei Sihanoukville zwei weitere Zentren.

Für das *White Building*, ein Renommierprojekt der *New Khmer Architecture* und Meilenstein in der Neudefinition des befreiten Kambodschas, kam alles politische Umdenken zu spät. Nachdem die letzten sieben Familien ihre Wohnungen zu halbwegs akzeptablen Konditionen verkauft hatten – man zahlte 1400 US-Dollar pro Quadratmeter – fuhren im Juli 2017 die Bagger auf und begannen mit dem Abriss. Die Nachricht wurde im Internet mit Wut, Betroffenheit und Trauer kommentiert, eine Minderheit zeigte sich erleichtert, dass der Schandfleck im Herzen der Hauptstadt endlich verschwinden würde. Die Bitte der Stadtverwaltung, Google möge bitte die Fotos auf «Street View» entfernen, ging allerdings noch nicht in Erfüllung: Im Frühling 2023 zeigt Google Maps zwar die Notiz «geschlossen», auf «Street View» aber sind nach wie vor Fotos des alten *White Building* zu sehen.

Doch auch ohne Google-Retusche wird der Wunsch der Regierung vermutlich ein frommer bleiben. Im September 2021 zeigte die Biennale von Venedig den Film «Bodeng Sar» («White Building») des jungen kambodschanischen Filmemachers Kavich Neang. Der Regisseur ist selbst im *White Building* aufgewachsen und erzählt die fiktive Geschichte dreier Jugendfreunde, die davon träumen, bei einem TV-Tanzwettbewerb den ersten Preis zu gewinnen, während die Eltern ein eher traditionelles Leben führen. Der zwanzigjährige Samnang begleitet seinen Vater, der erfolglos versucht, die zerstrittenen Nachbarn auf eine gemeinsame Haltung gegen die Regierungsaktivitäten einzuschwören, und muss erkennen, wie einige Bewohner den finanziellen

der Investoren Verlockungen erliegen, während andere ihr Land für immer verlassen. *White Building*, das einst für alle eine stabile Heimat war, erodiert derweilen.

Den Roten Khmer eine Gasse

Bevor das Land zur aktuellen Hauruck-Politik, zu Korruption und Vetternwirtschaft überging, eingeleitet von Lon Nols aggressiver antivietnamesischer Propaganda und gesteigert in der bestialischen Radikalität der Roten Khmer, hatte Norodom Sihanouk fünfzehn Jahre versucht, einen modernen Weg einzuschlagen: Einbeziehung der Bevölkerung in wichtige Entscheidungen, Nachhaltigkeit bei Planungen, langfristige Konzepte. Natürlich war auch er nicht frei von Herrschaftsgelüsten und unterdrückte alle unliebsamen Regungen. Doch die Brutalität der nachfolgenden Regierungen war ihm fremd. Lange hatte er versucht, einen Ausgleich zwischen West und Ost zu erreichen, die sich um den südostasiatischen Kuchen stritten. So gestattete er den Amerikanern, heimlich nordvietnamesische Verstecke im Land zu bombardieren, und erlaubte gleichzeitig den Nordvietnamesen, den Hafen von Kompong Som für Waffentransporte in eben diese Verstecke zu benutzen. Der beispiellose internationale Balanceakt scheiterte. Lon Nol beendete die Doppelstrategie und erklärte Hanoi den Krieg. Präsident Nixon, höchst erfreut, endlich einen Partisanen und keinen Neutralisten und Jazzfreund zum Partner zu haben, befahl den Einmarsch US-amerikanischer Truppen. Spätestens ab diesem Moment war Kambodscha zum Pfand im Kalten Krieg geworden. China unterstützte die Roten Khmer, Russland unterstützte Hanoi, Amerika unterstützte Lon Nol und alle gemeinsam verwandelten Kambodscha in ein Schlachtfeld. Die bittere Ironie der Entwicklung war, dass die Roten Khmer, die 1970 noch keine nennenswerte Bedrohung dargestellt hatten, aus einer ineffizienten Guerillatruppe von höchstens drei- bis fünftausend Mann zu einer mörderischen Macht von hunderttausend Kriegern heranwuchsen, die das Land überschwemmten. Was folgte, waren fünf Jahre Barbarei.

Schafspelze für Wölfe

Die Geschichte des gescheiterten kambodschanischen Bauerstaates hätte eigentlich unter der aktuellen Regierung aufgearbeitet werden sollen, doch die Regierung von Hun Sen sorgte dafür, dass sie weitgehend zugeschüttet wurde. Im August 1979 hatte ein von den vietnamesischen Besatzern initiierter Schauprozess die beiden Hauptvertreter der «Pol Pot-Ieng Sary-Clique» Pol Pot und Ieng Sary in Abwesenheit zum Tode verurteilt. Ieng Sary war rechtzeitig nach Thailand geflohen, Pol Pot im Dschun-

gel nahe der thailändischen Grenze untergetaucht. Ungeachtet seiner Verurteilung übte Ieng Sary aus dem Exil weiter seine Ämter als Aussenminister aus und trat erst 1982 zugunsten von Khieu Samphan, einem anderen führenden Rote Khmer-Kader, zurück. Dann übernahm er das Kommando in Pailin, einer Festung der Roten Khmer im Nordwesten des Landes, und verliess 1996 die Roten Khmer endgültig, um sich mit 10'000 Getreuen der neuen Regierung in Phnom Penh anzuschliessen. Bis zu seiner Verhaftung zehn Jahre später lebte er gemeinsam mit seiner Ehefrau Ieng Tirith unbehelligt in einer Luxusvilla mitten in der Hauptstadt. Erst im November 2007 wurden die beiden verhaftet und vor das Rote Khmer-Tribunal gestellt. Pol Pot wurde nie verfolgt.

Obwohl mit dem Einmarsch der Vietnamesen 1979 das Regime der Roten Khmer de facto aufgehört hatte zu existieren, hielten die Repräsentanten der *People's Republic of Kampuchea* auf Wunsch der USA, Chinas und Grossbritanniens bis in die 1980er-Jahre Kambodschas Sitz in der UN-Generalversammlung besetzt. Während im Land bittere Not herrschte, hatten die ins Exil geflohenen Kader der Roten Khmer Zugang zu allem, was das Herz begehrte. Zbigniew Brzezinski, Sicherheitsberater von Jimmy Carter, bestätigte später, er selbst habe die Chinesen ermutigt, Pol Pot weiter zu unterstützen. Die USA winkten chinesische Waffenlieferungen an das ehemalige Terrorregime durch, während die Nahrungsmittel, die für die hungernde Bevölkerung gedacht waren, der thailändischen Armee übergeben wurden, die sie prompt an Pol Pot weiterleiteten. Die politischen Konflikte nach dem Zusammenbruch Kambodschas schienen unlösbar, die Mehrzahl der ASEAN-Staaten wollte, gemeinsam mit Australien und Neuseeland, die Vietnamesen zum Verlassen des Landes bewegen, ohne aber dabei den Roten Khmer eine Rückkehr an die Macht zu ermöglichen. Dies führte dazu, dass die Roten Khmer bis 1990 als angebliche «Interessensvertreter» des gesamten kambodschanischen Volkes vor der Weltöffentlichkeit in New York auftraten.

Bevor die Scharade publik zu werden drohte, installierten die USA und China 1982 eine «Koalitions-Exilregierung», die *Coalition of the Democratic Government of Kampuchea* (*CGDK*). Drei Parteien bildeten hierzu ein Zweckbündnis: die *Party of Democratic Kampuchea*, die den Roten Khmer nahestand; König Sihanouk und dessen Sohn Ranarridh mit ihrer Partei *Funcinpec*; ausserdem die rechtskonservative *Khmer People's National Liberation Front* (*KPNLF*). Diese «Exilregierung» sollte den von den Roten Khmer blockierten Sitz in der UN-Generalversammlung übernehmen, war jedoch weder eine Koalition noch demokratisch noch eine Regierung –

und schon gar nicht in Kambodscha ansässig. Es war, als wollte man den Teufel mit dem Beelzebub austreiben.

Im Juli 1988 luden Frankreich und Indonesien die zerstrittenen Parteien zur Pariser Friedenskonferenz ein. Vertreter der ständigen Mitglieder des Sicherheitsrates, der ASEAN-Staaten, Vietnams und Laos', Indiens, Kanadas und Zimbabwes nahmen als Konferenzbeobachter teil. China bestand auf eine Einbindung der Roten Khmer, Hun Sen lehnte diese Forderung ab. Der Plan: Bis Ende September 1988 sollen alle vietnamesischen Truppen aus Kambodscha abgezogen sein. Auf diese Stunde hatten alle gewartet: die Roten Khmer, die Nationalisten um Son Sann und die Anhänger von Prinz Sihanouk. Wer jetzt an den Frieden glaubte, lebte auf einem anderen Stern.

Ein erster Durchbruch erfolgte auf Initiative der UdSSR. Michael Gorbatschow, seit 1985 KP-Generalsekretär, wollte die Beziehungen zu China und den USA von Grund auf verändern und führte intensive Gespräche mit den Vietnamesen und den Chinesen, in deren Folge Vietnam einen Truppenabzug zusagte. 1988 trat Sihanouk vom Amt des Präsidenten der «Exilregierung» zurück und beendete seine «Koalition» mit den Roten Khmer. Kaum hatte Vietnam die Hälfte seiner Truppen abgezogen, stieg erwartungsgemäss die Gefahr einer erneuten Machtübernahme durch die Roten Khmer. Erst jetzt änderten die UN ihre Haltung. Der kambodschanische UN-Sitz wurde Prinz Sihanouk zugesprochen, die Volksrepublik China verkündete, sie werde jegliche Hilfe an die Roten Khmer einstellen und im Juli 1989 einigten sich die Aussenminister der USA, der UdSSR und der Volksrepublik China, die Roten Khmer für immer von der Macht fernzuhalten. 1989 verliessen die letzten vietnamesischen Besatzer das geschundene Land.

Doch der erhoffte Friede trat nicht ein. Im plötzlich entstandenen Machtvakuum drängte Thailand die auf seinem Territorium lebenden Exil-Khmer auf kambodschanisches Gebiet zurück, wo sie in rascher Folge die Provinzhauptstädte Pailin, eines der bedeutendsten Edelsteinabbaugebiete Asiens, sowie Battambang, die zweitgrösste Stadt des Landes, eroberten. Von dort aus griffen sie immer wieder andere Landesteile an und verschleppten Kambodschaner als Arbeitssklaven in die von ihnen kontrollierten Gebiete. Mit Hilfe korrupter thailändischer Militärs entwickelte sich ein lukrativer Handel mit Reis und Edelsteinen aus den besetzten Gebieten, und im Gegenzug lieferte Thailand Waffen an die Roten Khmer.

Zwölf Jahre nach der Befreiung aus der Terrorherrschaft schlossen im Oktober 1991 die vier Bürgerkriegsparteien den Pariser Friedensvertrag. Er bestimmte einen Waffenstillstand und setzte für 1993 Neuwahlen an. Fast zwei Jahre lang stand Kam-

bodscha unter UN-Übergangsverwaltung, eine 16'000 Mann starke Friedenstruppe sollte die Kämpfer entwaffnen, den Waffenstillstand sichern und die Wahlen organisieren, die prompt von den Roten Khmer boykottiert wurden. Zum ersten Mal seit zwanzig Jahren wurde in Kambodscha gewählt. Die Wahlbeteiligung lag bei neunzig Prozent, Kambodscha erhielt eine neue Verfassung und wurde konstitutionelle Monarchie. Prinz Norodom Sihanouk stand dem Obersten Nationalrat vor, Koalitionspartner in der Regierung waren Sihanouks zweitältester Sohn Norodom Ranariddh (als erster Ministerpräsident) und Hun Sen (als zweiter Ministerpräsident). Doch bald schon eskalierten die Spannungen zwischen den beiden Ministerpräsidenten und mündeten in offene kriegerische Auseinandersetzungen. Die Armee spaltete sich, Hun Sen ging aus den Konflikten als Sieger hervor und regierte von nun an mit seiner *Cambodian Peoples Party* ungestört, während der gestürzte Norodom Ranariddh wegen Waffenhandels und Hochverrats 1997 in Abwesenheit verurteilt wurde.
Ein Jahr später war er wieder zurück: Auf Druck der ASEAN-Staaten wurde er rehabilitiert und zum neuen Vorsitzenden der Nationalversammlung ernannt. Hun Sen aber blieb erster Ministerpräsident und errang in den Kommunalwahlen von 2002 einen überwältigenden Sieg, der 2013 von der Opposition zwar in Frage gestellt, aber nicht gebrochen werden konnte. Mittelfristig scheint seine Macht gefestigt, ein ehemaliger Kommandeur der Roten Khmer regiert eines der korruptesten Länder der Welt.

Eine Hand wäscht die andere

Um seine Ziele zu erreichen, hat Hun Sen ein dichtes Geflecht gegenseitiger Abhängigkeiten und Verbindlichkeiten geschaffen und betreibt unter anderem einen grossflächigen Raubbau am Regenwald. Der Ertrag kommt ihm und seinen Wirtschafts- und Politikgenossen zugute. Die Wende vom Khmer-Terror zum Raubtierkapitalismus hat er elegant gemeistert. Einst Bataillonskommandant des Demokratischen Kampuchea, hatte er gemeinsam mit Heng Samrin und Chea Sim im Osten Kambodschas Lager für Zwangsarbeiter eingeführt und war dann vor den internen Auseinandersetzungen nach Vietnam geflohen. 1979 kehrte er mit Einmarsch der Vietnamesen zurück und wurde Aussenminister in der von Hanoi installierten ersten Regierung unter Heng Samrin. 1985 löste er diesen als Regierungschef ab und gab seitdem die Zügel nicht mehr aus der Hand.

Im seinem Umfeld treibt die Korruption skurrile Blüten. So kämpft die Präsidentengattin Bun Rany, einst medizinisches Führungskader der Roten Khmer und heute

Vorsitzende des *Cambodian Red Cross CRC*, für die Rechte von Waisen, HIV-Infizierten und Frauen und wird gleichzeitig nicht müde, ihre Position im Roten Kreuz, die sie eigentlich zu politischer Neutralität verpflichtet, zu missbrauchen, um die parlamentarische Opposition in Verruf zu bringen. Auch im Privatleben ist die First Lady nicht gerade zimperlich. Berichte des französischen Nachrichtenmagazins *L'Express*, wonach sie eine Geliebte ihres Mannes, die landesweit verehrte Schauspielerin und Sängerin Pisith Pilika, ermorden liess, wurden zwar umgehend dementiert, aber nie widerlegt. Eine lautstark angedrohte Klage gegen das französische Magazin blieb aus, der Chefredakteur von *L'Express* meint den Grund zu kennen: die Wahrheit könnte ans Licht kommen.

Pikant wird dieser Vorfall durch einen weiteren Skandal. Heng Peov, Generalmajor im Innenministerium, oberster Polizeikommandant von Phnom Penh und persönlicher Berater des Ministerpräsidenten, nutzte die Gelegenheit und stützte die Behauptungen des französischen Nachrichtenmagazins mit einer öffentlichen Anklage, in der er Vorwürfe gegen hochstehende Persönlichkeiten wegen Attentaten, Korruption und Drogenschmuggel erhob. Er selbst war allerdings kein unbeschriebenes Blatt: Ruchlos, brutal und in Skandale und Morde verwickelt, hatte er jahrelang auf höchster Ebene mitgemischt. Als er sich 2006 in Kuala Lumpur einer medizinischen Behandlung unterzog, wurde er in Abwesenheit wegen Mordes, Besitz von Falschgeld, Erpressung und Drogenschmuggel verurteilt. Umgehend beantragte er politisches Asyl in Malaysia, aber bevor darüber entschieden werden konnte und obwohl Finnland bereits Aufnahmebereitschaft signalisiert hatte, überstellten ihn malaysische Grenzbehörden an kambodschanische Grenzwächter, die ihn in einer Privatmaschine nach Phnom Penh entführten. Dort verurteilte man ihn zu 93 Jahren Haft – seine Karriere schien beendet. Doch es wäre nicht Kambodscha, wenn die Geschichte nicht eine andere Wendung genommen hätte. Vier Jahre später veröffentlichte Heng Peov eine dreihundert Seiten starke Publikation «Strategy to snuff out war in Cambodja». Darin preist er den Präsidenten als «Top-Diplomaten» in den höchsten Tönen: «Das besondere an der politischen Strategie von Samdach Akkok Moha Xena Bat Dey Dek Cho Hun Xen [so der offizielle Titel des Regierungschefs] ist, dass er keinen Standpunkt, kein Land, keine Religion kennt, mit der man nicht verhandeln könnte. Hun Sen ist immun dagegen, Menschen als Todfeinde zu betrachten, oder als Gegner, mit denen man nicht verhandeln und Vereinbarungen treffen könnte.» Ergänzend hält der Inhaftierte sich offen, gegen Hok Lundy, einst oberster Polizeikommandant des Landes, auszusagen, der ebenfalls in Attentate und

Korruptionsfälle verwickelt war, und der, als wäre es göttliche Fügung, 2008 bei einem ungeklärten Hubschrauberabsturz ums Leben kam. Erwartungsgemäss liess Heng Peovs Anwalt verlautbaren, das Ziel seines Klienten sei nicht, Hun Sen Lob zu hudeln. Vielmehr gehe es ihm allein darum, die herausragende Rolle des Präsidenten bei der Führung des Landes darzustellen. Dass der Einzige, der die schwindelerregende Gefangenschaft von fast einhundert Jahren verkürzen könnte, der Gepriesene selbst ist, muss man in Kambodscha niemandem erklären.

Bei all diesen Schach- und Winkelzügen, den Seilschaften und heimlichen Netzwerken wächst die Unzufriedenheit und Unruhe gegen die Regierung im Land. Sowohl die Opposition als auch viele NGOs entwickeln und fördern Gegenströmungen. Mit Blick auf die Wahlen 2018 begann Hun Sen, Kreide zu schlucken und sich als Demokrat zu verkaufen. Erste rhetorische Ansätze und die Berufung einiger reformorientierter Technokraten ins Kabinett liessen zwar aufhorchen, doch sein eigenes System könnte ihn auf Dauer zu Fall bringen. Mit dem von ihm geschaffenen personalisierten, hierarchischen, auf die eigene Bereicherung ausgerichteten Herrschaftsprinzip stehen einem politischen Neuanfang strukturelle Hürden im Weg. Reformen des Regierungsapparats sind schwer zu implementieren, die Enttäuschung über Hun Sen und seine Altherrenriege in der Staatsspitze und im Politbüro reicht bis in die Ministerialbürokratie und den Parteinachwuchs hinein. Es brodelt im Apparat und im Volk.

Burn in hell

Bevor Hun Sen, Kommandant der Roten Khmer, an seine nicht enden wollende Macht gelangte, hatten andere den Boden für den Terror vorbereitet. Dabei verlief der Weg der Roten Khmer von Jägern zu Gejagten auf schmutzigen, selbstmörderischen Pfaden. Pol Pot, «Bruder Nr. 1» der einstigen Führungskamarilla, starb eher still, fast heimlich, sein Tod ist vermutlich auf Suizid oder Herzversagen zurückzuführen. Nachdem er schon mehrere Male totgesagt worden war, drangen 1997 zum ersten Mal Nachrichten über seinen Aufenthaltsort an die Öffentlichkeit. Umgehend forderten die UN und die USA ein Tribunal gegen einen der Hauptschuldigen des Völkermordes. Ta Mok, früher selbst General der Roten Khmer, Leitender Offizier und «Bruder Nr. 5», stellte Bill Clinton eine Auslieferung in Aussicht: der ehemalige Diktator sollte in Guantánamo inhaftiert und vor den Internationalen Gerichtshof in Den Haag gestellt werden. Gleichzeitig ersuchte Washington 1998 die schwedische Regierung, Pol Pot nach Schweden zu bringen und ihn vor Gericht zu stellen. Doku-

mente, die Radio Schweden im Sommer 2009 veröffentlichte, belegen, dass er nach Thailand gebracht und mit einer US-Maschine nach Schweden ausgeflogen werden sollte, wo man ihn wegen Völkermordes und anderen Verbrechen angeklagt hätte. Am 6. April 1998 äusserte jedoch das Schwedische Justizministerium in einem Memorandum erhebliche Bedenken gegenüber diesem Vorgehen: Schweden hätte einen offiziellen Auslieferungsantrag stellen müssen, sollte dieser von Kambodscha abgelehnt werden – was wahrscheinlich war –hätte man Pol Pot in Schweden «entsorgen» müssen, was einer illegalen «Internierung» gleichgekommen wäre. Zudem bestand die Gefahr, dass die schwedischen Richter einen Prozess gar nicht erst eröffnen würden, weil die Verbrechen viele Jahre zurück lagen und weil keine schwedischen Interessen berührt waren.

Neun Tage nach Veröffentlichung des Memorandums und einen Tag vor dem Jahrestag der Machtübernahme von 1975 verbreitete *Voice of America*, dessen regelmässiger Zuhörer der Ex-Diktator war, die Nachricht, man werde Pol Pot verhaften und vor ein internationales Gericht stellen. Am nächsten Tag meldeten die Rebellen seinen Tod. Zwar liessen die Bilder des Leichnams Zweifel an der Identität aufkommen, doch bevor man ihn obduzieren konnte, wurde er von seinen letzten Kampfgenossen eingeäschert.

Pol Pot, der «Bruder Nr. 1», auf seinem Totenbett

Gemeinsam verhöhnten sie den Mann, den sie ein Leben lang gefürchtet hatten, und warfen seinen geliebten Lehnstuhl und ein paar Autoreifen ins Feuer. Triumphierend erklärte Ta Mok dem eilends herbeigeeilten Reporter Nate Thayer von der *Far Eastern Economic Review*: «Er ist erledigt! Runtergefallen wie eine reife Papaya. Er hat keine Macht mehr, keine Rechte. Er ist nicht mehr wert als Kuhscheisse! Kuhscheisse ist sogar noch besser, wir können sie als Dünger benutzen.»

In panischer Angst vor Attentaten aus den eigenen Reihen und der Verhaftung durch die Regierung erklärte Ta Mok, Pol Pot allein trage die Verantwortung für die Gräuel. Der Diktator habe zahllose hervorragende Kader ermordet und die Bewegung für ein freies Kambodscha pervertiert. Ta Mok hatte freilich selbst einiges zu befürchten: Er war derjenige gewesen, der die massiven Säuberungsaktionen geleitet hatte, was ihm den Beinamen «der Schlächter» einbrachte, auch wenn er später behauptete, er habe zwar reihenweise Vietnamesen ermordet, aber niemals einen Khmer.

Rubber tires and some flowers

Die Nachricht vom Tod Pol Pots wurde von Nate Thayer und Kameramann David McKaige dokumentiert und ging um die Welt. Sowohl die USA als auch Thailand hatten die Chance verpasst, Pol Pot vor ein internationales Gericht zu stellen, obwohl er kurz zuvor noch in einem geheimen Krankenhaus der thailändischen Armee behandelt worden war. Enthusiastisch und um literarisches Niveau bemüht, berichtete die *New York Times*: «First a thin white plume rose into the gray sky above the forest here on the Thai-Cambodian border. Then a cascade of black acrid smoke. At precisely 9:52 this morning, a young Khmer Rouge guerrilla touched a red plastic cigarette lighter to a stack of kindling, and soon the body of Pol Pot, one of the century's great mass killers, was consumed on a makeshift pyre of burning tires and debris», um festzuhalten: «As the tires and the kindling burned away, Pol Pot's blackened skeleton remained within the orange flames, its right arm and fist raised upward».

Burn in hell: Rote Khmer verbrennen den Leichnam Pol Pots, Autoreifen, den Lieblingsstuhl des Diktators und eine Handvoll Blumen

Das Internetportal *Thefreelibrary* jubelte unter dem Titel «Burn in hell»: «Tyrant Pol Pot who murdered a million gets a makeshift pyre in the jungle ... with four rubber tyres, a wicker chair, a mattress and a handful of flowers. There was no state

funeral yesterday for the man they called the Butcher
of Cambodia. There were no weeping crowds, no high-flown speeches of tribute from world statesmen. ... And not even his widow Mea Som and teenage daughter Mea Set, who had sat with his body for days, were there to see the dictator's mortal remains despatched like leftover rubbish».

Kommt man heute nach Anlong Veng, wenige Kilometer von der thailändischen Grenze entfernt, findet man Hinweisschilder, die zu den geheimen Versammlungsorten der Roten Khmer führen. Pol Pots Grab ist dürftig geschmückt, eine kleine offene Hütte, ein Dach aus verrostetem Wellblech, ein paar kümmerliche Räucherstäbchen glimmen davor, das Ganze ist eingefasst von einem morschen Bretterzaun. Auf einer blauen abgeschossenen Holztafel verkündet das Tourismusministerium: «Bitte helfen Sie, die historische Stätte zu erhalten». Ein paar Schritte weiter steht die Hütte, in der Pol Pot von seinen Genossen als Verräter verurteilt wurde, der Eintritt kostet ein paar US-Dollar, manchmal herrscht reger Betrieb, vor allem, seit die Strasse nach Anlong Ven asphaltiert ist.

Ein Tempel der Geschmacklosigkeit

In dieser Grenzregion, der letzten Bastion der Roten Khmer, wollte Vizegouverneur Nhem En dem Tourismus auf die Sprünge helfen. Der einstige Hoffotograf der Roten Khmer war zuständig gewesen für das Porträtieren von fünfzehntausend Männern, Frauen und Kindern, die im Gefängnis S-21 gefoltert und ermordet wurden. Jeder der Porträtierten wusste, was ihn erwartete. Die Fotodokumentation der Roten Khmer war perfide, getränkt von pervertierter bürokratischer Repressionslust, viele Fotos sind heute im *Tuol Sleng Genocide Museum* zu sehen, die Bilder sind verstörend, skandalös. Als junger Mann war Nhem En von «Angka» angesprochen und zur Ausbildung nach China geschickt worden. Er gehorchte, weil er um sein Leben fürchtete. Um die Vergangenheit zu bewältigen und zu vergolden, plante er, in Anlong Veng ein «National Museum of Anlong Veng» zu errichten. Hier würde er Memorabilia der Roten Khmer, vor allem von Führungspersönlichkeiten, ausstellen. Nachdem er seine Objekte für eine halbe Million Dollar im Internet angeboten und keinen Käufer gefunden hatte, entwickelte er ein eigenes Museumsprojekt. Neben einem Toilettensitz und den Sandalen des ehemaligen «Bruder Nr. 1» sollten Wachsfiguren von Pol Pot und Ta Mok sowie Tausende von Rote Khmer-Songs aus seiner Privatsammlung Eingang finden. Die Idee, eine Wachsfigur des Diktators auszustellen, war eine Handbreit entfernt von einem zweischneidigen Vorschlag, den Hun Sen schon geäus-

sert hatte: Man solle den Massenmörder mit Formaldehyd präparieren und ausstellen, damit alle Welt wisse, dass er endgültig tot sei.

Dokumente der Repression und Pervertierung: Fotodokumentation der Roten Khmer im ehemaligen Gefängnis Tuol Sleng, heute eine Gedenkstätte

Anlong Veng ist voll von makabren Attraktionen. Neben Pol Pots Grab findet man die letzte Wohnstätte des Diktators im dichten Dschungel, ein paar Schritte weiter das Haus von Ta Mok, den Übertragungs-LKW, von dem aus die Radiomeldungen verbreitet wurden, Gitterboxen für Gefangene und andere nostalgische Sehenswürdigkeiten aus den Jahren des hartnäckigen Dschungelkampfs. Angeblich wollte Nhem En mit dem Museum historische Aufklärung betreiben, sein eigenes historisches Wissen ist aber begrenzt: «Adolf Hitler hat Ausländer, Fremde getötet, nicht die eigenen Leute. Kambodscha ist da einzigartig: Pol Pot hat sein eigenes Volk ermordet», behauptete er fachkundig und ergänzte: «Es gibt zwei Arten von Führern: gute Führer, die von den Menschen verehrt werden, und schlechte, über die sie etwas erfahren wollen.» Wie so viele erhoffte auch er sich ein Erstarken der Tourismusindustrie und wollte von Beginn an dabei sei, denn immer mehr Reisende kommen in die Gegend, individuell oder im Rahmen organisierter Touren.

Makabre Memorabilien am Hotspot für Dark Tourism: Transportfahrzeug für die Funkgeräte der Roten Khmer

Einen Steinwurf von Pol Pots Grab entfernt sorgt das neu eröffnete, sterile Spielcasino mit angedocktem Hotel und Luxus-Suiten für einhundert Dollar für zusätzlichen Touristennachschub, vor allem aus Thailand. Vierhunderttausend Dollar sollte das Museum kosten, ein mehrere Hektar grosses Gelände war bereits planiert, Gesuche an zweihundert Regierungsoberhäupter will Nhem En verschickt haben, aber er akzeptiere Beiträge von jedem, der dabei sein wolle. «Wir werden nicht die Roten Khmer verherrlichen, aber wir werden ihre Geschichte bewahren.» Anders als bei Tuol Sleng sollten die Einnahmen diesmal zuerst in die eigene Tasche fliessen. «Wenn Du Angeln gehst wirfst Du einen Köder aus. Beisst ein riesiger Fisch an, kochst Du eine Suppe für alle. Ist es ein mittlerer oder ein kleiner Fisch, legt Du ihn für Dich selbst auf den Grill.» Der umtriebige Museumsgründer und einstige Henker-Fotograf war eine Weile lang Mitglied der gerade erstarkenden oppositionellen *Cambodia National Rescue Party* unter Sam Rainsy, bis er im Dezember 2015 verkündete, er werde der regierenden *Cambodian People's Party* unter Hun Sen beitreten. Als Grund nannte er «intransparente Parteistrukturen» der Oppositionspartei. Inzwischen ist er weitergezogen und hat sich der oppositionellen *Khmer Power Party KPP* (*Khmer People Power Movement KPPM*) unter deren Führer Sourn Serey Ratha-led angeschlossen. Auch dort greift man gerne auf kambodschanische Mythen zurück, Programm und Aussage sind schlicht und lauten: Kambodscha ist nach wie vor kommunistisch beherrscht und muss mit Hilfe der USA befreit werden; Hun Sen muss vor den internationalen Gerichtshof gestellt werden; eine *Second Khmer Republic*, angelehnt an das amerikafreundliche Lon Nol-Regime, bietet Lösung für alle Konflikte. Ausgerechnet ein Land, das mit seinen Bombenteppichen dafür gesorgt hat, dass Tausende von Kambodschanern Pol Pot in die Arme getrieben wurden, soll die Zukunft Kambodschas richten? So kann es nicht verwundern, dass auf der Agenda der KPP auch die gerichtlich zu erkämpfende Rückeroberung der beliebten Ferieninsel *Phú Quốc* (kambodschanisch: *Koh Tral*) südlich von Kep steht, weniger aus historischen denn aus wirtschaftlich-strategischen Gründen. Schon die Roten Khmer hatten diese Insel als originäres kambodschanisches Staatsgebiet reklamiert und zahlreiche Angriffe gegen die vietnamesische Bevölkerung unternommen, und es waren nicht zuletzt diese Grenzverletzungen, die 1978 zum vietnamesisch-kambodschanischen Krieg führten, der die Eroberung Kambodschas durch die Vietnamesen und das Ende der Terrorherrschaft einleitete. Jetzt will man das Thema erneut aufgreifen, das Rad der Geschichte soll gewaltsam zurückgedreht werden.

Dass es auch andere Mittel der Vergangenheitsbewältigung gibt als den Verkauf skandalöser Fotografien oder die Präsentation von Wachfiguren und Memorabilien, beweist das 2016 eröffnete *Anlong Veng Peace Center*. Unterstützt vom Tourismusministerium und dem *Sleuk Rith Institute*, das auf die Initiative von Menschenrechtsaktivisten zurückgeht, bietet es Informationsausflüge, Symposien, Diskussionsrunden und Begegnungen zwischen ehemaligen Rote Khmer-Angehörigen und jugendlichen Kambodschanern an, um die endlose Spirale der zumeist fruchtlosen «schuldig-unschuldig»-Konfrontationen aufzubrechen und ein Verständnis zu bilden, wie es dazu kommen konnte, dass nicht nur eine kleine Führungsclique, sondern grosse Teile eines ganzen Volkes sich an der Unterdrückung und Vernichtung der eigenen Brüder und Schwestern beteiligten.

Wenn Brüder morden

Anlong Veng war der Endpunkt der fundamentalkommunistischen Katastrophe gewesen. Nach dem Einmarsch der Vietnamesen hatten die noch lebenden fünf «Brüder» begonnen, einander zu zerfleischen und gegenseitig zum Tode zu verurteilen. Ieng Sary, einst Aussenminister und 1996 auf Drängen von Hun Sen von König Sihanouk amnestiert, brach mit Pol Pot und bezeichnete ihn als «Diktator, grausamer als Hitler». Im Gegenzug verbreiteten Pol Pot und Ta Mok das Gerücht, Ieng Sary sei ein vietnamesischer Spion, und verurteilten ihn in Abwesenheit zum Tode. Anschliessend liess Pol Pot den Ex-Regierungschef und Chefideologen Nuon Chea, den als «stillen Henker» berüchtigten Geheimdienstchef Son Sen und den Armeegeneral Ta Mok verhaften und bezichtigte sie, zu Ieng Sary übergelaufen zu sein. Son Sen, dessen Ehefrau und dreizehn Familienangehörige wurden grausam ermordet, das ehemalige Staatsoberhaupt Khieu Samphan gezwungen, über einen geheimen Radiosender zu verbreiten, der Ermordete sei ein vietnamesischer Agent im Auftrag Hun Sens gewesen.

Ta Mok schlug zurück und liess der Reihe nach Pol Pot, Khieu Samphan und Nuon Chea verhaften, und nur wenige Tage später verbreitete derselbe Khieu Samphan über denselben Radiosender, Son Sen sei ein «aufrichtiger Kamerad» gewesen, während Pol Pot der eigentliche Verräter sei. Auf die Frage, ob Pol Pot ihn bei der ersten Ansprache zur Falschaussage gezwungen habe, antwortete er: «Ja, so ähnlich.» Ta Mok stellte den kränkelnden Ex-Diktator vor ein «Khmers-Rouges-Volkstribunal» in Anlong Veng und liess ihn wegen Mordes, nicht aber wegen Völkermord, zu lebenslanger Haft verurteilen. Zu diesem Zweck waren im Juli 1997 eine Ver-

sammlung etwa einhundert weitgehend desinteressierter Rote Khmer-Soldaten, Frauen und Kinder in einer offenen Hütte in Anlong Veng zusammengekommen. Jeder Anklagepunkt war einzeln vorgetragen, oder besser: in die Runde gebellt worden, jeden hatte die Versammlung mit einem zuvor einstudierten «Crush Crush Crush Pol Pot and his clique» (Zerquetscht Pol Pot und seine Clique) quittiert, gefolgt von automatischem Beifallsklatschen. Die Filmaufzeichnungen des «Volksprozesses» erinnern an ein schlecht einstudiertes Laientheater. Wenige Tage nach dem skurrilen Auftritt bezweifelte Youk Chang, Direktor des *Documentation Center of Cambodia*, öffentlich das Verfahren und äusserte den Verdacht, es handle sich eher um den Versuch, den Begriff «Rote Khmer» reinzuwaschen, um wieder an die Macht zu gelangen – die einzige Chance, sich als regierungsfähige Partei zu empfehlen, sei ein angebliches Volksgericht nach streng maoistischer Art, normalerweise würden die Roten Khmer Kader, die gegen «Angka» verstossen hatten, zum Tod durch sofortiges Erschiessen verurteilen, nicht zu lebenslangem Hausarrest.

Hun Sen, zweiter Ministerpräsident hinter Norodom Ranarridh, hatte die Steilvorlage aufgegriffen und unterstützte Changs These, wohl wissend, dass die Roten Khmer längst nicht geschlagen waren. Eine Weile schon hatte er das Gerücht gestreut, der erste Ministerpräsident Ranariddh schleuse heimlich Rote Khmer nach Phnom Penh ein, um ihn zu entmachten, und zwei Wochen zuvor hatte er sich vorsichtshalber in einem Staatsstreich an die Macht geputscht.

Wem auch immer das Verfahren in Anlong Veng 1997 gedient haben mag, mit Recht und Strafe, Gerechtigkeit und Sühne hatte es nichts zu tun. Ta Mok, der einstige «Bruder Nr. 5», wurde einige Monate nach Pol Pots Tod festgenommen und starb 2006 in Untersuchungshaft, ohne dass es je zu einem Urteilsspruch gekommen wäre. Wie wichtig ein Urteil gewesen wäre, zeigt eine interne Nachricht an das US-Aussenministerium vom 31. Juli 2006. Darin heisst es, der Militärstaatsanwalt Pok Porn habe mitgeteilt, das Militärgericht bedauere, dass man auch mit den besten medizinischen Einrichtungen nicht habe Ta Moks Leben retten können. Sofort witterte die Opposition ein Komplott, und Sam Rainsy verlangte eine Obduktion: Das plötzliche Ableben eines der schlimmsten Verbrecher der Roten Khmer wenige Tage vor Beginn des Tribunals sei auffällig, es bestehe der Verdacht, dass man Ta Mok getötet haben könnte, um eine Vernehmung zu verhindern, die Regierung müsse umgehend Massnahmen ergreifen, um Gesundheit und Leben der übrigen Angeklagten zu schützen. Der Direktor des *Cambodian Center for Human Rights* (*CCHR*), Kem Sokha, ergänzte, für die Opfer des Terrorregimes sei der Tod Ta Moks

eine Tragödie, weil man davon ausgehen könne, dass er ein wichtiger Zeuge geworden wäre. Sokha beschuldigte die Regierung, das Militärhospital sei für die Unterbringung des Angeklagten unzureichend ausgestattet gewesen, dies hätten auch die Familienangehörigen bestätigt. Doch eine offizielle Untersuchung fand nicht statt, am 21. Juli wurde der Leichnam des «Schlächters» nach Anlong Veng überführt und eingeäschert, viele Rote Khmer-Kameraden wohnten der Beisetzung bei.

Ein Tribunal verkommt zum Skandal

Nachdem 1979 Pol Pot und Ieng Sary in Abwesenheit zum Tode verurteilt worden waren, ohne dass man ihrer habhaft geworden wäre, waren die weiteren Prozesse gegen die Hauptverantwortlichen der Roten Khmer von Intrigen geprägt und verzögerten sich Jahr um Jahr. Zunächst konnten sich die UN und die kambodschanische Regierung nicht auf einen Konferenzort, das anzuwendende Prozessrecht und die Inhalte einigen, wobei die USA und die Volksrepublik China regelmässig die Verhandlungen blockierten. Hun Sen sagte seine uneingeschränkte Unterstützung zu und liess im Dezember 1998 in einer bizarren Prozession «Bruder Nr. 2», Nuon Chea, und «Bruder Nr. 3», Khieu Samphan, in der Hauptstadt auftreten. Er empfing sie mit Blumengirlanden und quartierte sie im komfortabelsten Hotel der Stadt ein, wo sie auf einer Pressekonferenz ihre Reue bekundeten: «Sorry, very sorry», murmelte Khieu Samphan, und Nuon Chea erklärte sein Mitgefühl sogar für die Tiere, die unter der Herrschaft der Roten Khmer gelitten hätten.

Im Juni 2003 unterzeichneten die UN und die Regierung ein Abkommen, in dem die Eckwerte vereinbart wurden: Die hybride *Extraordinary Chambers in the Courts of Cambodia*, kurz «Rote Khmer-Tribunal», setzt sich aus kambodschanischen und internationalen Richtern zusammen; es kommt kambodschanisches Prozessrecht zur Anwendung; das Gericht hat seinen Sitz in Phnom Penh; die kambodschanischen Richter stellen in allen Kammern die Mehrheit; jede Entscheidung muss von mindestens einem ausländischen Richter mitgetragen werden. Anfang Oktober 2004, ein Vierteljahrhundert nach den grauenhaften Ereignissen, machte das kambodschanische Parlament endlich den Weg frei für einen Prozess gegen die noch lebenden Führungskader. Vorbild waren der Internationale Gerichtshof für das ehemalige Jugoslawien in Den Haag und der Internationale Gerichtshof für Ruanda in Arusha, wo nicht nur Urteile gefällt, sondern auch Geschichte, zumindest teilweise, aufgearbeitet wurde – ein Ziel, das in Kambodscha nie erreicht wurde. Drei Viertel der Kosten trugen die UN, Kambodscha sollte den Rest tragen. Die Antwort aus Phnom Penh kam

postwendend: man werde höchstens ein Zehntel der geforderten Summe beisteuern, den Rest werde man gerne in Sachmitteln übernehmen. Ergänzend liessen Hun Sen und Prinz Sihanouk erklären, das Tribunal verschwende unnötig Gelder, die besser in die Entwicklung des Landes gesteckt würden. Die Marschrichtung Kambodschas in diesem Tribunal war damit von Anfang an deutlich skizziert.

Wissenschaftler und Massenmörder: Der Mathematiker und Pädagoge Kaing Guek Eav, genannt «Genosse Duch», oberster Folterer in Tuol Sleng, vor dem Rote-Khmer-Tribunal

Auch über die Zulassung ausländischer Anwälte wurde lange gestritten. Die kambodschanische Anwaltskammer wollte Zulassungsgebühren erheben, die im internationalen Vergleich exorbitant waren, was als Störaktion gedeutet wurde. Im Oktober 2006 wurden in einer feierlichen Zeremonie die 27 Richter des Tribunals vereidigt, darunter 10 ausländische Juristen. Umgehend nahm das Tribunal die Arbeit auf, im Juli 2009 wurde im Prozess Nr. 001 das erste Urteil gefällt: Der Mathematiker und Pädagoge Kaing Guek Eav, «Genosse Duch» oder auch «Deuch», grausamer Leiter des berüchtigten Folterzentrums von Tuol Sleng, wurde zu 35 Jahren Haft verurteilt. Weil das Strafmass seine spätere Freilassung ermöglicht hätte, legte die Staatsanwaltschaft Revision ein, worauf das Urteil auf «lebenslänglich» korrigiert wurde.

Der Prozess gegen Ieng Sary kam gar nicht erst zum Abschluss, im Frühjahr 2013 starb der Angeklagte in Folge eines Herzleidens in der Haft. Auch dessen Ehefrau, die Ex-Sozialministerin Ieng Thirith, entging ihrem Urteil, ihr Prozess wurde 2006 wegen Demenz ausgesetzt – die einstige Schwägerin Pol Pots, die den Kambodschanerinnen und Kambodschanern die grundlegendste medizinische Versorgung verweigert hatte, starb im Sommer 2015. Jetzt waren von der obersten Führungsriege nur noch zwei übrig: Ex-Chefideologe Nuon Chea und Ex-Staatschef Khieu Samphan. Auch sie hatten, wie die anderen, jahrelang unbehelligt auf freiem Fuss gelebt, erst zwanzig Jahre nach dem Fall von Phnom Penh hatte man Anklage erhoben.

Inzwischen war der Prozess zur Farce verkommen. Immer wieder blockierten Misstrauensanträge den Fortgang, die Regierung Kambodschas verweigerte die

finanzielle Unterstützung, Anwälte plädierten auf unbegrenzte Prozessunfähigkeit wegen angegriffener Gesundheit, Dolmetscher streikten, weil sie monatelang keine Gehälter erhielten und Katar die Finanzen wieder ins Lot bringen musste. Regelmässig mischte sich die kambodschanische Regierung in die Geschäftsführung des Gerichts ein, unterstützt vom kambodschanischen Untersuchungsrichter You Bunleng, der eigentlich mit dem zweiten, dem internationalen Untersuchungsrichter hätte zusammenarbeiten müssen und der jahrelang das Gegenteil tat. 2011 warf der Deutsche Siegfried Blunk nach zwölf Monaten desillusioniert das Handtuch. Er war angeeckt, weil er nicht nur die Spitzenkader der Roten Khmer, sondern auch mittlere Kader vor Gericht sehen wollte, worauf der kambodschanische Informationsminister von «Einmischung» sprach und drohte, der Deutsche solle «besser die Koffer packen und verschwinden», was dieser auch tat. Als Blunks Nachfolger wurde Laurent Kasper-Ansermet bestimmt, ein Schweizer Topjurist, der dieselben Forderungen stellte wie sein Vorgänger. Auch er konnte die enge Seilschaft zwischen Hun Sen und dem kambodschanischen Untersuchungsrichter nicht kappen und wurde an seiner Arbeit gehindert, Phnom Penh verbot ihm, Schlüsselinformationen zu den Fällen 003 und 004 offenzulegen – Fälle, die Hun Sen nicht vor Gericht sehen will. Nachdem die kambodschanische Regierung seine Nomination mit dem wolkigen Hinweis auf «ethische Bedenken» verweigert hatte, trat Kasper-Ansermet 2012 entnervt zurück.

Erst jetzt wurden die UN aktiv. Generalsekretär Ban Ki Moon zeigte sich «sehr beunruhigt über diese besorgniserregenden Entwicklungen», und im Oktober 2012 wurde der US-amerikanische Richter Mark Harmon als Untersuchungsrichter bestätigt. Der Mann war beileibe kein Dorfrichter, er hatte beim Internationalen Strafgerichtshof für das ehemalige Jugoslawien hinreichend Erfahrung für komplexe Aufgaben gesammelt. Im März 2015 nahm Harmon die unterbrochenen Ermittlungen gegen weitere Mitglieder der Roten Khmer wieder auf und erhob Anklage gegen den ehemaligen Marinekommandanten Meas Muth sowie gegen Im Chaem, eine weibliche Khmer-Offizielle des «Zentralen Sektors». Ihnen wird Massenmord und Verbrechen gegen die Menschlichkeit vorgeworfen, Meas Muth ausserdem Kriegsverbrechen. Doch auch Harmon kam nicht am kambodschanischen Untersuchungsrichter vorbei. Untersuchungen wurden verschleppt, Haftbefehle von der Polizei ignoriert, offizielle Bitten an die Regierungen von Vietnam und Thailand um Kooperation nicht beantwortet. Im Juli 2015 trat auch Harmon zurück. Ihm folgte mit Michael Bohlander ein weiterer Deutscher, doch es blieb, wie es war und wahrscheinlich blieben wird: Die kambodschanischen Richter wollen nicht so, wie internationale Standards

es vorschreiben, und verweigern die Zustimmung zu einem Haftbefehl gegen einen, dem man Kriegsverbrechen vorwirft – mit dem Argument, in Kambodschas Kulturverständnis werde eine Verhaftung als «erniedrigend» empfunden und verletze «die Ehre, die Würde und das Recht auf grundlegende, nicht mehr gutzumachende Weise». Wo mit rassistischen Argumenten Ehre bemüht werden, wenn es um Massenmord geht, bleiben Recht und Gerechtigkeit auf der Strecke.

Kurz bevor Bohlander seine Stelle antrat, waren im Sommer 2014 endlich zwei weitere Urteile gefällt worden: Nuon Chea und Khieu Samphan wurden wegen Kriegsverbrechen und Verbrechen gegen die Menschlichkeit zu lebenslanger Haft verurteilt – der eine war 88 Jahre alt, der andere 83. Die Gerichtskammer sah ihre Beteiligung an der Zwangsevakuierung von zwei Million Menschen unter erschreckenden und gewaltsamen Umständen als erwiesen an. Die Umstände seien deshalb so schwerwiegend, weil zum Zeitpunkt der Vertreibung die Bevölkerung Phnom Penhs von langer Belagerung gezeichnet und durch Lebensmittelknappheit geschwächt war. In entkräftetem Zustand, zur heissesten Zeit des Jahres, ohne ausreichende Wasser-, Nahrungs- und medizinische Versorgung war die Bevölkerung Phnom Penhs, darunter Kinder und Altersgeschwächte, Schwangere und Kranke, gezwungen worden, in ländliche Gebiete zu marschieren. Viele kamen zu Tode, durch Erschöpfung, Unterernährung, Krankheit, Erschiessungen. Auch die Umstände der zweiten Phase der Zwangsumsiedlung wenige Monate nach der Evakuierung beurteilte das Gericht als unmenschlich und befand, angesichts der humanitären Krise, mit der sich die Menschen damals konfrontiert sahen, könne die Entscheidung einiger weniger, die sich mit der Umsiedlung einverstanden erklärten, nicht als «freie Wahl» gewertet werden – ein Faktum, das die Verteidiger als Entlastung für die Klienten geltend machen wollten. Bezüglich des Vorwurfs der Massenhinrichtungen von Lon Nol-Soldaten in Toul Pro Chrey sah die Kammer die Schuld ebenfalls als bewiesen an. 1975 waren die Soldaten und Funktionsanhänger der Lon Nol-Regierung samt Angehörigen hingerichtet worden, um jeden Widerstand zu brechen. Als erschwerend wertete das Gericht in allen Fällen, dass Nuon Chea und Khieu Samphan aufgrund ihrer guten Ausbildung – beide hatten an renommierten Universitäten studiert, der eine in Bangkok, der andere in Paris – die Folgen ihres Handels hätten erkennen müssen und dass sie ihre Machtposition gezielt ausnutzten.

«Lebenslänglich» für die Vordenker, die Gehirne des Völkermords, für einen Juristen, stellvertretenden Parteisekretär und einen der berüchtigtsten Verbrecher der Roten Khmer, lebenslänglich auch für einen Doktor der Ökonomie, Absolvent einer

Pariser Elite-Universität und Mitglied des Führungskaders der Kommunistischen Partei Kambodschas, auf deren Betreiben zwei Millionen Menschen den Tod fanden. Sie alle waren exekutiert, totgeschlagen, zu Tode gefoltert worden, verhungerten und krepierten elendiglich, ohne medizinische Betreuung – und all dies unbemerkt von den Mächtigsten im Land? «Es ist einfach zu behaupten, ich hätte dies alles wissen und verstehen und deswegen einschreiten und verhindern müssen», versuchte Khieu Samphan die Richter zu überzeugen. «Glauben Sie wirklich, dass ich wollte, dass meinem Volk dies alles geschieht?» Genau dies aber sahen die Richter als erwiesen an. Nuon Chea trieb den Zynismus weiter und nahm eine «moralische Verantwortung» für den Tod von zwei Millionen Menschen auf sich, beteuerte aber, an den Verbrechen, die ihm vorgeworfen wurden, unschuldig zu sein.

Wie zu erwarten gingen Khieu Samphan und Nuon Chea in Berufung, während das Gericht den zweiten Teil des Verfahrens gegen sie wegen Völkermord, Organisation von Zwangsheiraten, Massenvergewaltigung, Gewalt gegen Buddhisten und Muslime sowie Einrichtung von mindestens drei Foltergefängnissen eröffnete. Die Anhörungen, die sich dem Massenmord an der muslimischen Minderheit der Cham widmeten, brachten furchterregende Details an den Tag. Ein Zeuge berichtete, wie Soldaten der Roten Khmer, darunter Pubertierende, in der Pagode Wat O Trakuon in der Provinz Kampong Cham, die man in ein Foltergefängnis verwandelt hatte, regelrechte Wettbewerbe abgehalten hätten: «Es ging darum, wer in einer Stunde die meisten Gefangenen tötet – einer brachte es auf siebzig.» In dieser Pagode, nordöstlich von Phnom Penh gelegen, waren an einem einzigen Tag 20'000 Angehörige der muslimischen Minderheit der Cham getötet worden – und in Phnom Penh wollte man nichts gewusst und nichts bemerkt haben.

Laut Abkommen zwischen UN und Kambodschas Regierung dürfen nur die obersten Verantwortlichen des Regimes angeklagt werden, wobei nicht beschrieben ist, was «die obersten» und «hauptverantwortlich» bedeutet. Diese Bestimmung brachte das Tribunal immer wieder an den Rand des Kollapses. Die kambodschanische Seite will einen Strich unter die Geschichte ziehen, die internationalen Richter und die Opferverbände verlangen Verbrechensaufklärung mit rechtskräftigen Urteilen, fordern Ermittlungen und Anklagen gegen weitere ehemalige Kommandanten der Roten Khmer, die direkt für Morde und Säuberungsaktionen verantwortlich waren. Kambodschas Premier Hun Sen, selbst ein ehemaliger Offizieller der Roten Khmer, lehnt weitere Prozesse ab, denn dies könne einen Bürgerkrieg auslösen. Die Opfervertreter sind empört. Die massive politische Einflussnahme auf internationale

Rechtsfälle sabotiere Gerechtigkeit, Wahrheitsfindung und Aussöhnung, klagte Theary Seng, US-Bürgerin, Präsidentin der Vereinigung von Rote Khmer-Opfern und inzwischen selbst unter fadenscheinigen Gründen verhaftet.

Im Januar 2016 wurde das Verfahren Nr. 004 gegen Im Chaem, Ao An und Yim Tith aufgeteilt, um zügiger zum Abschluss zu kommen. Während gegen Ao An und Yim Tith weiter ermittelt wird, begann Anfang Februar 2017 das Verfahren 004/01 gegen Im Chaem. Die Gretchenfrage lautete: Treffen die Kriterien «hochrangige Persönlichkeit» und «hauptverantwortlich» auf die Angeklagte zu, oder nicht? Sie selbst war sich absolut sicher: «Warum sollte ich mir Sorgen machen? Ich habe nichts Falsches getan. Der Ankläger macht einen Fehler.» Nachdem sie sich mehrere Monate in Anlong Veng versteckt gehalten hatte, beteiligte sie sich wieder an den Veranstaltungen der *Anlong Veng Peace Tour* des *Documentation Center of Cambodia* (*DC-Cam*) und diskutierte mit Besuchern über die Herrschaft, die Verbrechen und die angeblich glorreichen Taten der Roten Khmer. Dies «Peace Tours» sind ein Versuch, Geschichte aufzuarbeiten, ohne neue Gräben aufzureissen. Der konzeptionelle Ansatz ähnelt den Prinzipien der *Truth and Reconciliation Commission* (Wahrheits- und Versöhnungskommission), die 1996 von Nelson Mandela in Südafrika ins Leben gerufen worden war und der seitdem viele Nachahmer in ähnlichen Konfliktfeldern rund um die Welt gefunden hat. Überzeugt, dass Gerichte Menschen dazu ermutigen, ihre Schuld zu bestreiten, während Wahrheitskommissionen einladen, die Wahrheit zu sagen, hatte man sich in Kapstadt bemüht, die Vergangenheit des Apartheid-Regimes aufzuarbeiten, in teilweise erschütternden Anhörungen. Youk Chhang, Direktor des DC-Cam in Phnom Penh, ist ähnlicher Ansicht: allein die nüchterne Aufarbeitung von Kambodschas Vergangenheit könne versöhnen und heilen, um Lehren zu ziehen. Dies zu tun, ist dringend nötig, denn die Mehrheit der Kambodschaner ist jünger als 30 Jahre, sie kennen die Zeit des Bürgerkriegs und der Terrorherrschaft nur aus Erzählungen der Eltern und verdrängen oder verherrlichen sie. Die meisten können nicht glauben, dass die millionenfachen Verbrechen stattgefunden haben, andere wiederum träumen von der Kraft und Grösse eines wiederauferstandenen Khmer-Reiches. Die Diskussionen, Vorlesungen und Führungen des DC-Cam ermöglichen ihnen Zugang zu Informationen, die sie in TV-Programmen und Schulbüchern nicht finden. Dass ehemalige Rote Khmer-Mitglieder dabei die Gelegenheit nutzen, die Vergangenheit zu beschönigen und eigene Verbrechen zu verleugnen, liegt auf der Hand, umso wichtiger ist die Arbeit des *Documentation Center of Cambodia* und vor allem des Tribunals in Phnom Penh – oder besser gesagt: Umso bedeutender *könnte*

sie sein. Denn kaum drei Wochen, nachdem das Verfahren 004/01 abgetrennt worden war, stellte das Tribunal die Untersuchungen gegen Im Chaem ein und liess alle Anklagepunkte fallen. Begründung: Sie sei weder eine Führungspersönlichkeit der Roten Khmer noch eine der Hauptverantwortlichen für den Völkermord gewesen. Inzwischen hatte Hun Sen im Hintergrund alle Hebel in Bewegung gesetzt, um zu diesem Ergebnis zu kommen, mit dem Argument, es bestünde Gefahr, dass ehemalige Rote Khmer einen Bürgerkrieg anzettelten. Wen Hun Sen mit «ehemalige Rote Khmer» meinte, sagte er nicht, eines aber war klar: Wäre Im Chaem vom Tribunal verurteilt worden, hätte ihm selbst ein Prozess gedroht, denn das Tribunal hätte seinen Rang als Kommandeur der Roten Khmer mindestens ebenso hoch eingeschätzt wie jenen von Im Chaem.

Kaum ein Jahr später konvertierte die wegen Verbrechens gegen die Menschlichkeit Angeklagte Im Chaem unter Anleitung des Pastors Christopher LaPel zum Christentum. Der Pastor konnte bereits auf eine Karriere mit hochkarätigen Bekehrungen der Roten Khmer zurückblicken, sein berühmtester Bekehrter war der verurteilte Kriegsverbrecher Kaing Guek Eav, besser bekannt unter dem Decknamen «Genosse Duch». Im Chaems raffinierter Schritt entsprach durchaus den Strategien der Ideologie, der sie einst mit vollem Herzen gedient hatte – mit Glauben hatte er nichts zu tun. Zwar behauptete sie, sie habe viele Jahre dem Wunsch ihrer Verwandten, sich bekehren zu lassen, widersprechen müssen, doch nun sei sie überzeugt, die richtige Entscheidung getroffen zu haben: «Ich wurde erlöst. Die Leute haben mich beschuldigt, andere zu töten. Das ist falsch. Ich habe nur das Richtige getan.» Ihr Wegbereiter ins Christentum kommentierte die Konversion ungewollt aufschlussreich: «Sie wusste, dass Gott ihr ihre Sünden vergeben kann.»

Es sind nicht zuletzt solche Entscheidungen und Entwicklungen, die die Glaubwürdigkeit des Tribunals zunehmend beschädigt haben. Mühsam sind die verfeindeten Bürgerkriegsfraktionen in den letzten Jahren einander näher gebracht worden, die Wunden sind längst nicht verheilt, sie können jederzeit aufbrechen und zu neuen Unruhen führen. Ehemalige Rote Khmer sind immer noch in einflussreichen Positionen, als Dorfbürgermeister, als Provinzgouverneure, in der Armee und in der Wirtschaft. Die kambodschanische Gesellschaft ist eine Gesellschaft voller Verwerfungen, Brüche und Widersprüche, die verzweifelt nach Identität und Würde sucht.

Bauen für die Freiheit

Als der junge Vann Molyvann und seine Kollegen die städtebauliche Entwicklung Phnom Penhs in Angriff nahmen, stand der Himmel noch weit offen. Dass Kambodscha nicht die wirtschaftliche Kraft haben würde, wie Hongkong und Singapur in Glas und Stahl zu glänzen, war den Architekten klar, gleichzeitig kannten sie die Bedeutung ihrer Aufgabe. Es ging nicht allein um Bauten, auch nicht in erster Linie um Repräsentation, sondern um einen neuen Staat. Also legte man Prinzipien fest, die diesen Umständen Rechnung trugen: Bauen für die breite Masse, nicht für die Elite; Gebäude, die energetisch leicht zu bewirtschaften sind; licht- und luftdurchlässige Strukturen; Piloti, auf denen die Häuser ruhen, um vor Überschwemmung geschützt zu sein; Wasserflächen rund um Grossbauten, zur Erholung und Temperierung; grosszügige Freiflächen. Ein Beispiel, an denen sich diese Prämissen gut ablesen lassen, ist das Universitätsgelände. Über die Entstehungsgeschichte berichtete Vann Molyvann: «Eines Tages, Sihanouk kam gerade aus Indonesien zurück, rief er mich, ausserdem einen Physiker, einen in Frankreich ausgebildeten Ingenieur und ein paar andere Leute zusammen und sagte: ‹Sie haben dort die Unabhängigkeit erlangt und -zig Universitäten gebaut. Wir haben keine einzige. Warum? Das ist Zukunft› Und er erteilte mir den Auftrag, die Universität von Phnom Penh zu bauen.»

Beim *Teachers Training College*, dem heutigen *Institute of Foreign Languages*, sind alle Prinzipien und Techniken, die Vann Molyvann im Laufe seiner Karriere entwickelt hat, abzulesen. Ursprünglich als Hochschule für die Ausbildung von Lehrern geplant, hatte man 1970 mit den Arbeiten begonnen, zwei Jahre später war der Komplex fertig. Ein *Elevated walkway level* überquert mit weiträumigen Brücken grosse Wasserflächen und -gräben auf dem Campus und verbindet die Gebäude miteinander. Sowohl die von Vann Molyvann und Ung Krapum Phke entworfene Struktur der Gesamtanlage als auch der Einsatz der Laufstege verweisen auf Konstruktionselemente der angkorianischen Tempel.

Das *Library Building*, die Bibliothek, beherbergt eine Auswahl des Instituts zur Ausbildung des Lehrpersonals und ist Inbegriff der Idee, wonach Anlage und Aussehen eng ineinander greifen sollen. Säulen umfassen ringförmig das Gebäude, das in die Grundstruktur eingehängt ist. Im Kern des Erdgeschosses finden sich Büros und Empfang, eine geschwungene Treppe entlang der Aussenwand führt ins erste Obergeschoss, wo sich die Bücherbestände und der Lesesaal befinden. Die zirkuläre Grundstruktur mit gefalteten Rippen, von aussen deutlich zu sehen, lässt sich im Innern an der Decke erneut ablesen. Ursprünglich sollte die Bibliothek direkt von

den Walkways aus betreten werden, inzwischen hat man den Haupteingang ins Erdgeschoss verlegt.

Das Library Building auf dem Universitätsgelände

Das Universitäts-Hauptgebäude, das *Main Building*, ist Brutalismus in Reinform: Stockwerk um Stockwerk vorkragend, verbreitert sich das Gebäude nach oben hin, wodurch die Fenster beschattet sind. Die angkorianische Illusion – vertikales Steigen eines nach oben abgestuften Tempelberges – wird geradezu umgekehrt: der Baukörper wird nach oben mit Gewicht beladen. Gleichzeitig wird ein Bauprinzip des europäischen Mittelalters aufgegriffen, als man in engen Innenstädten das Prinzip der sich nach oben verbreiternden Fachwerk-Stadthäuser entwickelte, wie es beispielsweise bei dem erhaltenen *Umgestülpten Zuckerhut* in Hildesheim oder der *Alten Waage* von Braunschweig zu sehen ist.

Das Main Building der Universität mit seinen filigranen Seitenlamellen und dem wabenförmig gefalteten Dach

Die Aussenflächen des *Main Building* sind dynamisch strukturiert: Brise-Soleil-Flügel, ornamentale Lüftungssteine, Backsteinflächen und Betonüberzüge sind zu

einem bildhaften Ganzen komponiert worden. Als Baumaterialien sind einheimischer Beton und Ausmauerungen aus einheimischem Backstein gewählt, das wabenförmig gefaltete Dach ermöglicht eine optimale Belüftung in das Atrium hinein, wo eine riesige Doppeltreppe – sie war unter anderem Vorbild für Christoph Marthalers faszinierende Verdi-Inszenierung *Lo stimolatore cardiaco* – für Zirkulation zwischen den Stockwerken sorgt.

Gegenüber dem *Main Building* und der *Library*, ebenfalls durch *Walkways* vernetzt, finden sich die vier *Classrooms/Lab buildings*. Sie sind durch einen Gang miteinander verbunden und zeigen, wie Form und Funktion als Einheit konzipiert worden sind. Die Gebäude stehen auf geneigten Piloti, die eine kompakte, dynamische Struktur bilden und im Innern abgeschrägte Tribünen für den Vorlesungsbetrieb schaffen. Jeder Klassenraum bietet Platz für fünfunddreissig Studenten und Lehrpersonal, geschlitzte Rippen an den Seitenwänden sorgen für Lichteinfall und Luftventilation. Ursprünglich befanden sich auf dem Dach zusätzlich Lichtkanonen, um das Tageslicht auf die Tische zu leiteten, inzwischen wurde die Beleuchtungsanlage modernisiert. Die Unterrichtsräume sind durch einen Gang aus rohem, unverputztem Mauerwerk verbunden, geschlitzte Wandelemente leiten Tageslicht ins Innere.

Tänzer, Richter und Gehenkte

Als Vann Molyvanns charakteristischstes Projekt gilt *La Salle de Conférence Chaktomuk*, die *Chaktomuk Conference Hall* unweit des Royal Palace. Das Konferenzzentrum liegt am Preah Sisowath Quay, der sich quer durch Phnom Penh zieht. 1961 eröffnet, diente sie für öffentliche Veranstaltungen politischer und religiöser Natur. Der Name «Chaktomuk» leitet sich aus dem offiziellen Namen der kambodschanischen Hauptstadt ab: «Krong Chaktomok» bedeutet «Stadt der vier Gesichter», in vollem Wortlaut: «Stadt der vier Flüsse, die dem Reich der Khmer Glück und Erfolg bringen; höchste und unbezwingbare Führerin, Stadt von Indra, dem Gott des Himmels und des Regens». Die Halle steht auf Stelzen und ist von einem Balkon umgeben, der in die Struktur eingehängt ist. Stilistisch vereinigt sie moderne Architektur und Zitate der Khmer-Architektur, das Dach erinnert an eine Stupa, fächerförmig aufgeklappte Aussenwände sind der Avantgarde zuzuordnen. 1991 wurde die Halle in ein Restaurant umgewandelt und diente nach der Zerstörung des Nationaltheaters 1998 für Theater- und Tanzaufführungen. Zur Jahrtausendwende wurde sie renoviert, um den Anforderungen internationaler Konferenzen zu genügen.

Salle de Conférence Chaktomuk im Jahr 1961

Während ihrer Terrorherrschaft hatten die Roten Khmer die *Salle de Conférence Chaktomuk* als Symbol bourgeoiser Lebensweise dem Zerfall preisgegeben, nach Ende der Diktatur wurde sie mit neuer Bedeutung aufgeladen und beherbergte 1979 den Gerichtsprozess, mit dem die Führer Pol Pot und Ieng Sary in absentia zum Tode verurteilt wurden.

Der rundlaufende, in die Struktur eingehängte Balkon (2014)

Bauen, zerstören, erneut aufbauen

Die 1960er-Jahre waren noch weit entfernt von den Katastrophen, die ein Jahrzehnt später über Kambodscha hereinbrechen sollten. Obwohl das Land auch damals kein «Paradies» war, bestand immerhin noch die Möglichkeit, aus einer neu gewonnenen Unabhängigkeit einen eigenständigen Staat mit annähernd gerechten Strukturen zu schaffen. In diesem Bemühen sollte die Architektur, neben der Bildung, eine wichtige Rolle spielen und, an vergangene Zeiten anknüpfend, den Weg in die Moderne wei-

sen. Indem sie Le Corbusiers strengen Modernismus mit den Lehren der traditionellen kambodschanischen Architektur kombinierten, die Wunder wie den Tempelkomplex von Angkor hervorgebracht hatten, waren Vann Molyvanns Bauten und die seiner Kollegen ihrer Zeit weit voraus. Sie verknüpften Umweltverträglichkeit mit Nutzen und sind in dieser Hinsicht noch heute Avantgarde. Einige Beispiel sind erfreulicherweise erhalten geblieben, nicht zuletzt, weil die Roten Khmer, die das urbane Leben so hassten, nur halbherzige Versuche unternahmen, das Lebenswerk des Architekten zu zerstören. Zwar versuchten sie in Sihanoukville, die *Banque Nationale du Cambodge*, ein Wahrzeichen der Hafenstadt, in die Luft zu sprengen, Geld sollte für alle Zeiten abgeschafft werden. Pol Pot war von der Idee besessen, nur die Beseitigung von Geld könne verhindern, dass die CIA aktiv würde, da sie Geld benutze, um Spione zu kaufen – der Versuch scheiterte an der soliden Substanz des Bankgebäudes. Den *National Sports Complex* liessen die Diktatoren unangetastet und benutzten ihn lieber für ihre Massenaufmärsche und Massenhinrichtungen, doch andere Architekturen Vann Molyvanns sind für immer verloren gegangen.

Der Mitte der 1950er-Jahre errichtete *Council of Ministers* (Ministerrat) am Russian Boulevard wurde 2008 zerstört, das *Gray Building* am Bassac-Projekt renoviert oder besser: vollständig auseinander genommen und ist als «Phnom Penh Centre» wieder auferstanden, derart verunstaltet, dass die ursprüngliche Handschrift nicht mehr zu erkennen ist – ein hässlicher Wohnblock, der an eine Textilfabrik erinnert. Bauten, die die Terrorherrschaft überlebt haben, sehen sich heute einem mindestens ebenso unnachgiebigen Gegner gegenüber wie dem Regime der Roten Khmer: den Visionen des aktuellen Premierministers. Seit 1991 wurden fast zehn Prozent der Stadtbevölkerung zwangsgeräumt, kambodschanische und ausländische Unternehmen kaufen ganze Stadtviertel auf und bauen sie Hand in Hand mit Hun Sens Regierungspartei CCP um. Diese Art der Stadtentwicklung bezeichnet Van Molyvann ungeschminkt als staatlich geförderten Vandalismus: «Phnom Penh entwickelt sich derzeit vollkommen chaotisch. Da ist keinerlei Spur von Stadtplanung zu erkennen, man baut, wo immer Platz ist. Es wäre vernünftiger, das Stadtzentrum so zu belassen, wie es ist – aber wer könnte und wollte gegen die Investoren aus Südkorea und Vietnam anrennen?»

1998 wurde im Zuge von Renovierungsarbeiten das *National Theatre*, offiziell «Preah Suramarit National Theatre», bei Schweissarbeiten zerstört. Ein Schadensersatz mit Sanierung kam nicht in Frage, das Kulturministerium hatte mit dem französischen Bauunternehmen keinen Vertrag abgeschlossen, eine Versicherung exis-

tierte nicht. Die Vorwürfe, ein Arbeiter habe für 500 thailändische Bhat Feuer gelegt, verstummten nie, alle Versuche zur Finanzierung des Wiederaufbaus scheiterten. 2006 verkaufte Kambodschas Kulturminister die Ruine an die *Royal Group of Companies* des Tycoons Kith Meng, der nicht müde wurde zu versichern, er werde das beliebte Theater restaurieren. Nichts dergleichen geschah. 2008 verkaufte er Grund und Boden an das Australisch-Chinesische Unternehmen *Amarpapura*, das weltweltweit Luxusprojekte inszeniert und dort, wo einst das beliebte Theater stand, ein 44-stöckiges Hochhaus mit Appartements und Büros der Spitzenklasse hochzieht.

Freundeskreise

Kith Meng, eng befreundet mit Hun Sen und dessen persönlicher Berater, hat eine Senkrechtstarter-Karriere hinter sich. Er ist Vorstandsvorsitzender der *Royal Group of Companies*, einer Beteiligungs- und Investmentgesellschaft mit Anteilen am kambodschanischen Mobilfunkanbieter *MobiTel*, dem Schwedischen Fernsehsender *Tele 2*, an Lotterie- und Sportwetten-Anbietern, ausserdem Mitbesitzer von Nobeldiskotheken, Luxushotels, Musikproduktionsfirmen, Banken, Versicherungen, Internetprovidern und Baufirmen und importiert Druckmaschinen der Marke *Canon*; ausserdem beteiligt er sich an Wasserwerken und plant eine eigene Fluggesellschaft. Kürzlich wurde er ohne Gegenstimme zum Präsidenten der kambodschanischen Handelskammer gewählt, neuestes Projekt ist die Umwandlung der bislang relativ intakten Insel Koh Rong im Golf von Thailand in ein riesiges, nach eigenem Bekunden «ökologisch und nachhaltig» gebautes Luxus-Erlebnisparadies. Die Arbeiten haben begonnen, geraten aber immer wieder ins Stocken, weil die Finanzierung nicht vorankommt.

Ein weiterer Tycoon, Neak Oknha Sok Kong, hatte mit dem Export von Landwirtschaftsprodukten begonnen und ist heute an Raffinerien und Infrastrukturprojekten beteiligt. Zudem ist er im Hotelmanagement tätig, darunter das Spielcasino auf *Bokor Mountain* mitten in einem Naturschutzgebiet, und verwaltet sämtliche Eintrittsgelder zu den Tempelstätten von Angkor.

Ein dritter Tycoon und Schulfreund Hun Sens, Mong Reththy, ist Besitzer der 1989 gegründeten *Mong Reththy Group of Companies*. Sie betreibt Im- und Export, Immobilienhandel, Landwirtschaft und Agrarindustrie. In der Provinz Preah Sihanouk nördlich Sihanoukville, weitab jeder Siedlung, baut er den neuen Privathafen *Okhna Mong Port* für Frachtschiffe mittlerer Grösse. Warum achtzig Kilometer nördlich des expandierenden Hafens von Sihanoukville ein weiterer entstehen soll, beant-

wortet ein Unternehmenssprecher so: «Ohne Wettbewerb kein Fortschritt. Mong Reththy will seinem Land dienen.» Dass Mong Reththy eine private Zufahrtsstrasse bauen liess, die durch die eigene Ölpalmplantage führt, mag Zufall sein – dass auf seinen Feldern Menschen arbeiten, die zuvor von der Regierung aus Phnom Penh vertrieben und nach Kaev Phos umgesiedelt wurden, sieht eher nach Planung aus.

Solch feste Bande sind historisch gewachsen und mehrfach auf ihre Traglast überprüft worden. 1997 entdeckte die Polizei im Hafen von Sihanoukville sieben Tonnen Marihuana. Die Ware war in zwei Kautschuk-Containern unterwegs nach Sri Lanka, die Zollpapiere waren von Mong Reththys *Import Export and Constrcuction Ltd.* unterzeichnet. Zu diesem Zeitpunkt war Mong Reththy persönlicher Berater von Hun Sen, der damals zweiter Ministerpräsident war. Vor dem Hintergrund der Konflikte zwischen Hun Sen und dem ersten Ministerpräsidenten Norodom Ranarridh wurde gegen Mong Reththy Klage eingereicht. Umgehend verbreiteten sowohl Hun Sen als auch der oberste Polizeikommandant Hok Lundy das Gerücht, die Anklage sei politisch motiviert, die Exportpapiere seien gefälscht worden. In der Folge wurde Mong Rehthty reingewaschen. Polizeikommandant Hok Lundy, der die Whitewash-Kampagne gesteuert hatte, kannte sich in Winkelzügen aus und hat in der neueren Geschichte Kambodschas eine schmutzige Rolle gespielt. *Human Rights Watch* bezeichnete ihn als «das Schlimmste, was Kambodscha zu bieten hat». Ausser Hun Sen dürfte es kaum jemanden geben, der das Recht derart missachtet wie er. Ausgestattet mit schier unbegrenzter Machtfülle, skrupellos, ein Schrecken zahlloser Oppositioneller, ein Drogenschmuggler und Putschist, ein Schutzschild kambodschanischer Casinobetreiber und Spezialist nicht nur im Töten unliebsamer Politiker, sondern auch der heimlichen Geliebten des Präsidenten Pisith Pilika. 2006 hatten die USA ein Einreisevisum verweigert, mit der Begründung, er sei in Drogenschmuggel verwickelt, wenige Monate später zeichnete das FBI ihn für seine Erfolge im Kampf gegen den Terrorismus aus. Die Ehre von höchster US-Stelle konnte Hok Lundy freilich nicht lange geniessen, er starb zwei Jahre später bei einem privaten Helikopterabsturz, angeblich vom Blitz getroffen, wahrscheinlich aber abgeschossen.

Nicht nur Kith Meng und Mong Reththy stehen der Regierung nahe, die Symbiose zwischen allen kambodschanischen Wirtschaftsführern und der regierenden CPP ist nahezu perfekt. Hun Sen kann auf die Tycoons zählen, wenn es darum geht, Geld für öffentliche Projekte aufzutreiben und internationale Investoren zu gewinnen, im Gegenzug erhalten die Tycoons die Glaubwürdigkeit, Legitimation und Unterstützung der Regierung. Die Vernetzung zwischen Politik und Wirtschaft verdichtet sich zu ei-

nem mafiaähnlichen Geflecht und straft den angeblichen «Kampf gegen die Korruption» Lügen. Alle profitieren von einem politisch-ökonomischen System, das in den 1980er-Jahren gewachsen ist. So dürfen öffentliche Angestellte, deren Lohn unter dem Existenzminimum liegt, einen gewissen Protzentsatz der Angaben, Steuern und Gebühren als Schmiergeld behalten, der Rest muss an den Staat, an Parteiführer und die Patrons abgeliefert werden. Das Ergebnis ist eine vertikale Hierarchie der Abhängigkeit. Höhere Angestellte sind direkt in Korruption verwickelt, wenn es um Abmachungen mit ausländischen Investoren geht, und halten gleichzeitig das Niedriglohnniveau aufrecht, indem sie Vetternwirtschaft betreiben. Schutzgelderpressungen durch Polizisten sind an der Tagesordnung. Nach Auskunft der Weltbank sind Korruption und Bürokratie die grössten Feinde von Entwicklung und Investition, gefolgt von schlechten Infrastrukturen und mangelnder Ausbildung – in fast all diesen Bereichen findet sich Kambodscha auf dem Stand von vor fünfzehn, zwanzig Jahren, egal welche futuristischen Bauprojekte in Phnom Penh und an den Küsten geplant sein mögen.

Rauben, plündern

Inzwischen ist Kambodscha zu einem Zentrum in Sachen Landraub geworden, selbst wenn das Unrecht mittlerweile durch Kameras und Mikrofone weltweit publik gemacht wird und sogar ein UN-Kommissar das Verhalten der Regierung ausdrücklich gerügt hat. Der Grundstein für den Ausverkauf von Agrarland wurde während der Schreckensherrschaft der Roten Khmer gelegt. Mit dem Ziel, Kambodscha in eine maoistisch geprägte klassenlose Agrargesellschaft zu verwandeln, hatte man sämtliche Grundregister vernichtet. Das Fehlen von Besitzurkunden nutzte die Regierung in den 1990er-Jahren aus und gab zur Freude der kambodschanischen Eliten in grossem Massstab Wälder zur Abholzung frei. «Lokale Tycoons und die Regierung haben die Angewohnheit, Land zu stehlen. Es gibt nichts, was sie heute noch von ausländischen Investoren lernen müssten», sagt Manfred Hornung von der kambodschanischen Menschenrechtsorganisation *Licadho*. Er und seine Kollegen haben mehr Fälle von Vertreibung gesammelt als sie bearbeiten können. In 13 der 20 Provinzen Kambodschas, in denen sie aktiv sind, sind 250'000 Menschen in Landkonflikte verwickelt. Potentielle ausländische Agro-Investoren geben sich die Klinke in die Hand, die indische *Amira Group* plant, 40 Millionen US-Dollar in den kambodschanischen Reisanbau zu investieren, nur um die Ernte auf den indischen Subkontinent zu verschiffen.

Gewalt durch Militär und Sicherheitsunternehmen gehören zum Alltag. In Thmar Hal Dey Krahom, Mean Chey und Krabei Col Ruong, drei Dörfern im Südosten des Landes, wurden die Bewohner 2011 ohne Vorwarnung nachts von Planierraupen überrascht, die ihre Felder platt walzten. Der Gouverneur der Provinz Kratie hatte das Land, das den Farmern gehörte, an die *CIV Co Ltd. Agro Industry* verleast, die Kautschukplantagen hochziehen wollte. Weil sich das Dorf in einem anerkannten Schutzgebiet befand, musste Phnom Penh die Bulldozer zurückpfeifen, die angepflanzten Kautschukbäume aber durften stehen bleiben, inklusive der Setzlinge zur Ausweitung der Plantage. Inzwischen befinden sich die Dörfer in einem Meer von Kautschukplantagen, Entschädigungen wurden nicht bezahlt. Das gesamte *Snuol Wildlife Sanctuary*, in dem die Dörfer liegen, ist inzwischen von endlosen Plantagenfeldern durchzogen, siebzig Prozent des Naturschutzgebiets sind Plantagen, die Brandrodung hat den meisten Tieren den Garaus gemacht. Das Schutzgebiet liegt strategisch günstig und nur wenige Kilometer vor der vietnamesischen Grenze entfernt, was einen raschen Abtransport der illegal gerodeten Edelhölzer und der Edelholzprodukte ins Ausland möglich macht.

Bagger roden im staatlich geschützten Snuol Wildlife Sanctuary, um Platz für Plantagen zu schaffen

In den 1990er-Jahren hatte die Provinzverwaltung das Gebiet an die malaysische *Samling Corporation* vergeben, die auf allen Kontinenten im grossen Stil Edelhölzer, Palmöl und Kautschuk bewirtschaftet. Deren Geschäftspolitik hatte in kürzester Zeit zu einer massiven Abholzung geführt, sodass die kambodschanische Regierung sich unter internationalem Druck gezwungen sah, die Abholzung zu unterbinden und die Lizenz zurückzuziehen. Seitdem forciert sie das landesweite Programm der *Economic Land Concessions* (*ECL*). Dabei werden grosse Landflächen der Agroindustrie, dem

Bergbau und dem Tourismus zugewiesen und an in- und ausländische Unternehmen verpachtet. Die Bestimmung, dass eine Firma maximal 10'000 Hektar pachten und bewirtschaften darf, wird umgangen, indem dieselbe Firma unter Tarnung mehrerer Deckfirmen operiert. So arbeiten in Snuol die *Binh Phuoc Kratie Rubber Company 1* und die gleichnamige *Binh Phuoc Kratie Rubber Company 2* Hand in Hand – und sind gleichzeitig Subunternehmen der staatlichen *Vietnamese Rubber Group* (*VRG*).

Bei der Zonenumnutzung werden nicht nur natürliche Ressourcen wie Regenwälder geopfert, auch die Besitztitel indigener Gruppen werden missachtet. Die wenigen Gesetze, die diese Gruppen schützen könnten, werden entweder ignoriert oder willentlich übertreten. Es geht darum, die indigenen Minderheiten, deren Lebensweise auf subsistenzwirtschaftlicher Landnutzung basiert, auszurotten oder ihnen den Lebensstil der restlichen Bevölkerung aufzuzwingen. Inzwischen lebt die Hälfte aller indigenen Gemeinschaften in ECLs und muss sich deren Regeln unterwerfen. Die eigene, über Jahrhunderte tradierte Lebensweise wird unmöglich, stattdessen breiten sich Kautschuk- und Palmölplantagen als wichtige Einnahmequelle aus – beide Produkte hat die Regierung als Schlüsselindustrien der Zukunft definiert.

Polizisten schiessen auf Farmer, die verbriefte Landrechte einfordern

In Amelang in der Provinz Kampong Speu, achtzig Kilometer nordwestlich von Phnom Penh, schlugen die Farmer zurück. Sie zündeten zwei Hütten einer Sicherheitsfirma an und gingen mit Stöcken und Steinen gegen die Bulldozer vor – vorläufiger Höhepunkt eines andauernden Landkonflikts. Ein Mann aus O'Ang Khum berichtete, dass 2007 erstmals Unternehmer im Dorf aufgetaucht waren und den Bewohnern «offizielle» Besitzdokumente vorgelegt hatten. Laut Landrechtsgesetz von 2001 haben alle Kambodschaner Anrecht auf das Land, auf dem sie länger als fünf Jahre gelebt haben. Seine Familie lebte dreissig Jahre im Dorf, für die Grossfirmen war dies kein Hindernis. Selbst wenn Entschädigungen bezahlt werden, sind die

Beträge lächerlich. Im konkreten Fall hatte das Unternehmen zweihundert US-Dollar für die Reisfelder angeboten, verbunden mit der Drohung, man werde sich das Land ohnehin nehmen, später werde der Bauer dann «nur Luft» bekommen. Zweihundert Dollar sind ein Schnäppchen, bedenkt man, dass er in einem guten Erntejahr sechs Tonnen Reis produzieren kann, der ihm das Mehrfache einbringt.

Die Brutalität des Landraubs kennt kaum Grenzen. Zwei Zuckerproduzenten, die *Phnom Penh Sugar Co. Ltd* und die *Kampong Speu Sugar Comapny*, sind in Konflikte mit Hunderten von Familien verwickelt. Im Zuge der Errichtung einer 20'000 Hektar grossen Plantage waren Häuser und Hütten, Reisfelder und Gemüsegärten verwüstet worden, in zwanzig Dörfern wurde Farmland geraubt. Von den Massnahmen betroffen waren zweitausend Hektar im Besitz von fünfzehn Familien, ausserdem endloses Grasland, Wasserressourcen und kommunale Waldflächen. Die Companys waren ohne Vorankündigung, geschweige denn gerichtliche Anordnung in die Dörfer eingedrungen, begleitet von Polizei, Militär und Verwaltungsbeamten. Mehr als 1500 Familien wurden aus ihren Hütten vertrieben, ein Dorf wurde zerstört, die Bewohner auf gerade einmal zweihundert Quadratmeter grosse Grundstücke «umgesiedelt» – hoch oben in den Bergen, auf felsigem Gelände. Dem Räumungstrupp voran gefahren war ein Feuerwehrwagen, der Benzin statt Wasser geladen hatte, damit hatten die Arbeiter die Hütten bespritzt und anschliessend angezündet.

Die Firmen in Kampong Speu gehören einem alten Bekannten der Regierung: Ly Yong Phat. In seinem Antrag auf Genehmigung der Landübernahme behauptete er, die Zuckerrohrplantage werde «die Entwicklung der ländlichen Gebiete unterstützen» und einen «Beitrag zur nationalen Armutsbekämpfung» leisten. Das Gegenteil war Fall. Ly Yong Pat und die Firmenbosse machen sich die notorisch korrupten kambodschanischen Gerichte zunutze, um Dorfbewohner zu zwingen, ihre Proteste einzustellen: Vertriebene werden zu langen Haftstrafen verurteilt, Verfahren ziehen sich hin, Urteile stehen aus. Die Weltbank unterstützt solche landwirtschaftlichen Direktinvestitionen, weil sie sich Vorteile für die Beteiligten verspricht –Arbeitsplätze, Technologietransfer in die Landwirtschaft. Der Gewinn ist aber keineswegs automatisch an positive Entwicklungen für die Bevölkerung gekoppelt, allzu oft wird deren Recht auf Nahrung verletzt und künftigen Generationen der Zugang zur Existenzgrundlage verbaut. Inzwischen schlafen viele Farmer nachts auf ihren Feldern, um sie gegen die Bulldozer zu verteidigen.

Flurbereinigung à la Kambodscha: Farmhütten werden angezündet, um die Besitzer zu vertreiben

Vom Zucker und seinem bitteren Beigeschmack profitiert nicht zuletzt Europa. So nutzt die thailändische *Khon Kaen Sugar Industry*, an der bis 2011 auch die *Deutsche Bank Group* beteiligt war, einen strategischen Vorteil Kambodschas beim Export: Die am wenigsten entwickelten Länder der Welt dürfen bestimmte Produkte zollfrei in die EU einführen. Im Juni 2011 wurden erstmals vom Ableger in Koh Kong 10'000 Tonnen Rohzucker nach Grossbritannien verschifft. Die EU-Politik, die Entwicklungsländern eigentlich helfen sollte, ist einer der Gründe für Landraub und gewaltsame Vertreibung, den Preis bezahlen die Dorffamilien. Am kambodschanischen Zucker, der grösstenteils in Kinderarbeit produziert wird, klebt kambodschanisches Blut. Immerhin hat sich die Fondsgesellschaft der Deutschen Bank-Gruppe *DWS Investments* im Jahr 2011 von ihren bittersüssen Firmenanteilen getrennt, nachdem der Skandal ruchbar geworden war. Der damalige Sprecher der Deutschen Bank, heute Fachmann für «verantwortungsvolle und nachhaltige Anlagestrategien» bei der DB-Tochter DWS, teilte mit, bei dem Rückzug handle es sich in erster Linie um eine anlegestrategische Entscheidung, gleichzeitig räumte er ein, gewisse Umwelt- und Menschenrechtsaspekte hätten auch eine Rolle gespielt: «Es gibt die finanzpolitischen und die humanitären Fakten. Die Zerstörung von Umweltressourcen, die Verletzung von Eigentumsrechten und die unternehmenspolitische Strategie eines Produzenten sind uns wichtig.»

Dass ein Tycoon wie Okhna Ly Yong Phat auch an sich selbst denken muss, liegt nahe, immerhin kostet der Titel «Okhna», ein seit dem 15. Jahrhundert vom König verliehener Ehrentitel und mit «Eure Exzellenz» vergleichbar, auf dem freien Markt hunderttausend US-Dollar. Ein Regierungserlass von 2009, unterzeichnet von Hun

Sen und Prinz Ranariddh, regelt die Vergabe. Ohne Ehrentitel geht in Kambodschas Upperclass nichts. Wer kein «Okhna» ist oder sich den Titel nicht leisten kann, kann sich immerhin noch bei der *National Political Academy* in Hanoi einen Doktortitel kaufen oder «promoviert» sich bei der *ISLES International University* mit dezenten Renommee-Einbussen – das Unternehmen mit Sitz in Malaysia musste vor kurzem den Namen *Irish International University* fallen lassen, nachdem die britische *BBC* bekannt gemacht hatte, dass die meisten der akademischen Titel käuflich sind.

Im Juli 2014 teilte die *Australia and New Zealand Banking Group* (*ANZ*) öffentlich mit, man habe die Geschäftsbeziehungen zu Ly Yong Phat und seiner *Phnom Penh Sugar Co. Ltd* gekappt. Zuvor hatten vertriebene Landbesitzer und Menschenrechtsorganisationen gegen illegale Machenschaften protestiert. Wenige Tage danach polemisierte die *Phnom Penh Sugar Co. Ltd* in mehreren kambodschanischen Zeitungen gegen die Menschenrechtsorganisation *Equitable Cambodia* und deren Direktor Eang Vuthy: er habe falsche Anschuldigungen erhoben, wonach der Senator in Landraub und Kinderarbeit verwickelt sei, dies habe zu irreparablen Schäden an seinem Image und dem des Unternehmens geführt. Eang Vuthy hatte nichts dergleichen getan, sondern angeregt, man solle über Verwicklungen des Senators in zwielichtige Geschäfte nachdenken. Inzwischen haben Untersuchungen belegt, dass Ly Yong Phat tatsächlich mit Landraub, Kinderarbeit und anderen strafrechtlichen Vorgängen in Verbindung zu bringen ist, doch als Senator geniesst er Immunität.

Ly Yong Pat und seine Kollegen zerstören aber nicht um des Zerstörens willen, sondern im eigenen Interesse und im grossen Stil. In einem Gebiet nordöstlich von Phnom Penh, zwischen den Flüssen Tonlé Sap und Mekong, soll auf der Halbinsel Chroy Changvar das von Hun Sen angekündigte neue Station für die *East Asian Games* entstehen, die 2023 in Kambodscha stattfinden sollen. Der *Morodok Techo National Sports Complex* soll Teil eines riesigen Stadtplanungsprojekts werden und mehrere Hochhäuser, Appartements für die Oberschicht, Shopping Malls, einen Golfplatz, eine Uferpromenade am Mekong, ein Konferenzzentrum und eine Chinatown umfassen. In der Mitte soll das 60'000 Zuschauer fassende Stadion entstehen. Für das Projekt sind 900'000 Quadratmeter Land, das im Distrikt Prek Tasek von Rusei Keo liegt und Ly Yong Pat gehört, gegen eine Million Quadratmeter öffentliches Land in Chroy Changvar eingetauscht worden. Das erste Finanzierungsdrittel von 38 Millionen US-Dollar hatte Hun Sen gesprochen. Wie teuer die beiden anderen Drittel würden könne man nicht sagen, das Tempo der Bauarbeiten werde durch den Fortschritt der Finanzierung bestimmt – mit anderen Worten: fliesst Geld, wird gebaut, fliesst

keines, wird es teurer. 2013 liess die Stadtverwaltung mitteilen, die *LYP Group* sei mit dem Projekt beauftragt, eine öffentliche Ausschreibung habe nicht stattgefunden, andere Unternehmen hätten sich nicht beworben. Fünf Jahre nach dem ersten Spatenstich werde das Riesenprojekt im Jahr 2018 fertig sein.

Stadion im Morodok Techo National Sports Complex (Rendering)

Zunächst geschah nichts, einige Schotterstrassen wurden planiert, eine doppelspurige Asphaltstrasse mit ein paar Bäumen angelegt. Zwei Jahre später war auf dem Gebiet immer noch kein Stein verbaut. Im November 2015 teilte die Nachrichtenagentur *Agence Kampuchea Press* (*AKP*) überraschend mit, Premierminister Hun Sen habe sich mit dem Botschafter der Volksrepublik China und chinesischen Bauingenieuren vor Ort getroffen, um das Megaprojekt vorzustellen. Die Gäste aus Bejing seien begeistert von der Vision, traditionelle Khmer-Kultur mit modernster Ingenieurskunst, lichtdurchfluteten Gebäuden, breit angelegten Wasserreservoirs und riesigen Rasenflächen zu verbinden, das Ergebnis werde 2020 eingeweiht werden. Tatsächlich galt der Besuch der Chinesen aber nicht der Präsentation kambodschanischer Ingenieurskunst, sondern war eine Werbekampagne: der kambodschanischen Regierung war das Geld ausgegangen. Plötzlich sprang bald darauf ein chinesischer Investor ein und übernahm die Federführung. Seitdem führt China das Projekt – architektonisch, finanziell, operationell. Dass China eine solch grosse Summe in Phnom Penhs Sportanlagen investiere – die Rede war von 150 Millionen US-Dollar – sei nicht weiter verwunderlich, teilte ein kambodschanischer Regierungssprecher mit, schliesslich werde die kambodschanische Architekturvision Sportgeschichte der Zukunft schreiben, ausserdem hätten auch Laos (2009) und Myanmar (2013) anlässlich der ASEAN-Spiele chinesische Unterstützung erhalten, all dies zeige die enge kulturelle Verbundenheit zwischen China und seinen Nachbarn.

Wenn man im Frühling 2017 aktuelle Fotos vom Baugelände suchte, traf man immer noch auf gähnende Leere. Zwei kleinformatige Aufnahmen vom Sommer 2016 in der *Phnom Penh Post* waren das Einzige, was aufzutreiben war, eines zeigte ein kleines Nebengebäude, das andere den Rohbau einiger Stadionmauern, deren Armierungseisen sich pittoresk von einem rötlichen Abendhimmel abhoben.

Morodok Techo National Sports Complex im Jahr 2017, ein Jahr vor der angekündigten Eröffnung

Führt man sich vor Augen, dass ein halbes Jahrhundert zuvor Van Molyvanns *National Sports Complex* in nur achtzehn Monaten Jahren fertiggestellt wurde, wobei viele Arbeiten ohne Maschineneinsatz und mit Ochsenkarren bewerkstelligt wurden, wundert man sich, wie tief die kambodschanische Ingenieurskunst gesunken ist, selbst wenn in den Sechzigerjahren nur Sportanlagen und keine Hotelkomplexe und Shoppingmalls errichtet wurden.

Vier Jahre später erst war endlich das Stadion fertig, der Rest des Megaprojekts aber in weiter Ferne

Im September 2021, mit vier Jahren Verspätung und nach vier Terminverschiebungen, war immerhin das Stadion fertig. Das 34 Meter hohe Bauwerk hat die Form eines «Segelschiffs», dessen Bugspitzen 99 Meter hoch sind, und ist von einem Was-

sergraben à la Angkor umgeben. Mit seinen 60.000 Plätzen – Van Molyvanns *National Sports Complex* fasst fast das Doppelte – war es das Herzstück der Turniere, als Kambodscha Anfang Mai 2023 zum ersten Mal die Südostasienspiele (SEA) ausrichtete. Vorangetrieben wurde das Projekt von der *China State Construction Engineering Corporation* (*CSCEC*), unterstützt von der chinesischen Regierung. Annonciert wurde das geliftete Vorhaben als eines der Kooperationsprojekte zwischen Kambodscha und China im Rahmen der Neuen Seidenstrassen-Initiative (BRI), die den Sport, den kulturellen Austausch und die Kontakte zwischen den Menschen fördern, mit anderen Worten: enge wirtschaftliche Bande zwischen Kambodscha und China knüpfen soll. Ende Dezember verkündeten *Hinhua News,* die offizielle Nachrichtenagentur der chinesischen Regierung: «The aerial photo taken on Dec. 17, 2021 shows the China-funded Morodok Techo National Stadium in Phnom Penh, Cambodia» und weiter: «Cambodia on Saturday inaugurated a China-funded national stadium in the northern suburbs of the capital Phnom Penh with a sports parade, martial arts, and traditional dances». Wie wichtig China das Engagement in Kambodscha ist, zeigt die Bildlegende, die wortgleich unter sämtlichen bis dahin veröffentlichen Fotos steht.

Auf Wasser lässt sich's prächtig bauen

Ähnliche Projekte wie der *Morodok Techo National Sports Complex* sollen nördlich des alten Olympiastadions aus dem Boden schiessen. Den dortigen Boeung Kak Lake hat man zugeschüttet, um einer einhundertfünfzig Hektar grossen Sattelitenstadt Platz zu machen. Hunderte Familien, die am See lebten und Land besassen, wurden vertrieben. Jahrzehntelang hatte der Boeung Kak Lake die Wassermassen reguliert und die miserable Kanalisation der Hauptstadt entlastet, jetzt ertrinken ganze Stadtviertel während den Monsunmonaten in den Fluten. Phnom Penh ist mittlerweile von Mai bis Oktober gegenüber Wasser extrem verletzbar, dann liegt die Stadt am südlichen Rand eines riesigen Sees, der sich vom Tonlé Sap im Westen über Gebiete nördlich der Stadt, in denen intensiver Ackerbau betrieben wird, bis zu vietnamesischen Grenze im Osten ausdehnt. Schon ein mittelgrosser Tropensturm könnte weite Teile der Hauptstadt im Kern verwüsten.

Die Ursachen für den Klimawandel sind selbstverständlich nicht allein auf das Versagen der Regierung zurückzuführen, die fehlenden Gegenmassnahmen aber sehr wohl. Die wenigen übrig gebliebenen Drainagen der Stadt müssten dringend für Flutwasser reserviert und Kapazitäten ausgebaut werden, aber das Gegenteil geschieht. Gefragt, warum fertige Konzepte nicht umgesetzt werden, antwortet Hun

Sen: «Um Land zu verkaufen.» Die wichtigste Intervention der Regierung in Sachen Hochwasserschutz nimmt sich geradezu naiv aus, im Oktober 2013 sagte der Premierminister das alljährliche Wasser-Festival unter Berufung auf aktuelle Überschwemmungen im ganzen Land ab.

Mit dem Zuschütten ihrer Seen dreht sich die Stadt, genauer gesagt: drehen sich Verwaltung und Regierung die Luft ab. Die einst als Überflutungsbecken dienenden Flächen sind mit Sand aufgefüllt, doch die meisten dieser Flächen liegen seit Jahren brach. Vergleiche von Satellitenaufnahmen zeigen, in welchem Ausmass Freiflächen versandet sind, ohne dass irgendeine Bautätigkeit zu erkennen ist. Einst von den Seen aufgefangen, sucht das Wasser sich neue Wege, und diese Wege führen mitten durch die Stadt. Die Regierung versucht verzweifelt, mit gigantischen Bauvisionen einen Platz im einundzwanzigsten Jahrhundert zu erkämpfen und bewegt sich in Riesenschritten in die Vergangenheit. Kambodschas Regierung spielt mit der Sintflut.

Dabei ist die Dynamik um die zugeschütteten Seen immer dieselbe. Gemeinden, Stadt und Regierung verkaufen Landtitel, die sie nicht besitzen, an Investoren, die versprechen, riesige Projekte zu realisieren, deren Ertrag in die Staatskasse und in private Kassen fliessen soll. Dann «entschädigen» die Investoren einige der vertriebenen Familien mit minimalen Geldbeträgen oder Flächen, die weit ausserhalb liegen und kleiner sind als die bisherigen. Die Mehrzahl der Besitzer geht leer aus. Dann wird das Gebiet aufgeschüttet, die vertriebenen Familien wehren sich, protestieren, appellieren an Behörden und Gerichte und reichen, unterstützt von Umwelt- und Menschenrechtsorganisationen, Klagen ein. Meist profiliert sich einer der Betroffenen als Sprecherin oder als Sprecher, wird verhaftet und unter fadenscheinigen Argumenten zu hohen Strafen verurteilt. Nationale und internationale Medien berichten den Skandal, Menschenrechtsgruppen und Anwälte werden aktiv, es kommt zu Revisionsverfahren, bis der Supreme Court die Strafen entweder «reduziert» oder den Fall an die unteren Instanzen zurückverweist.

Der kambodschanische Landraub treibt bisweilen absurde Blüten. Ist die Regierung allzu deutlich in die Korruption verwickelt, rollen publikumswirksam ein paar Köpfe, meist diejenigen von Unschuldigen. Ms. Chhin Sokountheary, Direktorin der *Layimex Holding Group* (die Besitzerin einer Krokodilfarm ist als «Yea Kraper», als «Grandmother Crocodile» bekannt) war 2011 angeklagt worden, 33 Hektar regierungseigenes Land gerodet und grosse Flächen des Pong Peay Lake zugeschüttet zu haben. Während sie im Ausland weilte, verurteilte sie ein Gericht im Dezember 2012 wegen Landraubes zu viereinhalb Jahren Gefängnis und dreissigtausend US-Dollar

Geldstrafe. Anwalt und Angeklagte hatten während des Verfahrens beteuert, es liege kein Rechtsbruch vor, die Landtitel seien rechtmässig erworben, *Layimex Holding Group* sei seit dreizehn Jahren Eigentümerin, seitdem warte man vergeblich auf die definitive Besitzurkunde, um mit dem Bau von Schulen, einem Markt, einem Krankenhaus und Sportanlagen beginnen zu können. Doch plötzlich habe der Gouverneur von Phnom Penh, Kep Chuktema, das Land enteignet, um es an Ly Yong Pat weiterzuverkaufen ... Einige Monate nach dem Urteilsspruch teilte der Anwalt mit, seine Mandantin werde ihrerseits Kep Chuktema wegen Dokumentenfälschung und Verleumdung verklagen und die Rückgabe des Landes sowie eine Wiedergutmachung in Höhe von 100 Millionen US-Dollar fordern. Der Fall kam erneut zur Verhandlung, im April 2014 bestätigte das Appellationsgericht das Urteil in der Sache, korrigierte aber die Haft auf zwei Jahre nach unten, reduzierte die Geldstrafe auf die Hälfte und wies weitere Erstattungsansprüche zurück. Der Gouverneur akzeptierte den Spruch umgehend, Ms. Sokounthearys Anwalt lehnte ihn ab: Seine Klientin besitze legale Landtitel und fordere eine korrekte Entscheidung: «Chhin Sokountheary hat ein Dokument, das beweist, dass sie das Land von den Dorfbewohnern gekauft hat, abgestempelt von den lokalen Behörden. Die für den Landerwerb zu entrichtenden Steuern hat sie bezahlt.»

In solchen Fällen scheuen die kambodschanischen Gerichte auch nicht vor den absurdesten Winkelzügen zurück. So hatte Chiv Keng, Präsident des Appellationsgerichts, im Vorfeld angekündigt, er hege Zweifel an der Gültigkeit der Unterschrift der Klägerin, schliesslich habe sie sich zum Zeitpunkt der Unterschriftsleistung im Ausland befunden. Juristisch ist das Argument blanker Unsinn, selbst nach kambodschanischem Recht können Unterschriften an jedem Ort der Welt geleistet werden. xfDie Wahrheit liegt woanders: Ende April 2014 – der Gerichtspräsident trat in den Ruhestand – teilte Gerichtssprecher Chan Piseth der Öffentlichkeit mit, man sei weiterhin beschäftigt, die Vorwürfe gegen den Gouverneur zu prüfen. Einige Tage später tauchte ein Schreiben auf, das mehrere Wochen zuvor zugestellt worden war und worin derselbe Sprecher der Angeklagten mitgeteilt hatte, das Gericht habe beschlossen, die Klage zurückzuweisen. Was nach Kafka klingt, ist in Kambodscha Wirklichkeit: Kaum war die Rückweisung der Klage beschlossene Sache, wurde weiter ermittelt. Auf den Widerspruch angesprochen, teilte Ou Virak, Präsident des *Cambodian Center for Human Rights*, mit, die Verfolgung von hohen Offiziellen sei selbst für ein Gericht «ein Tanz auf dem heissen Vulkan». Inzwischen wird «Grandma Crocodile» vom Vizepräsidenten der *Cambodjan Asean Engeneering and Technology Academy*,

Chea Saven, unterstützt. Der ehemalige Politiker beschuldigt den Distriktgouverneur und die Behörden, Papiere gefälscht zu haben, um Land, das er mit Wissen der Regierung gekauft und seit Jahren selbst bewohnt habe, als Staatseigentum zu deklarieren, anschliessend zu enteignen und dann gewinnbringend weiterzuverkaufen ... Kambodscha kennt zwar Gesetze, doch bei wichtigen Entscheidungen gilt die Macht des Stärkeren.

Leben in der Kloake

Landraub und Vertreibung sind die eine, Umweltzerstörung die andere Seite der Korruptionsmedaille. Phnom Penh verwandelt sich während der Monsunmonate immer öfter in eine Kloake, die Stadt hat kein funktionierendes Abwassersystem. Traditionellerweise waren Abwasser und Überflutungswasser in die dichte Vegetation der Feuchtgebiete rund um die Stadt eingeleitet worden. Dort wachsen grosse Mengen Wasserspinat (*Ipomoea aquatica*), bekannt als «Morning Glory», und Wassermimosen (*Neptunia oleracea*). Beide Pflanzen sind nicht nur zum Verzehr geeignet, sondern auch hervorragende Biofilter. Untersuchungen der *European Commission's International Scientific Cooperation* haben ergeben, dass dieses natürliche Wasseraufbereitungssystem effizient, kostengünstig und umweltschonend ist. Ob Kambodschas Regierung den Wert der Untersuchungen kennt, geschweige denn wertschätzt, darf man bezweifeln. In einer hilflosen Geste schlug die Stadtregierung vor, fünfhundert Hektar des Boeng Tompus Lake unangetastet zu lassen, um Überflutungen zu vermeiden. Dies hiesse, den Teufel mit dem Beelzebub auszutreiben, denn je mehr der übrige See mit Sand aufgefüllt wird, desto ineffizienter verläuft der Reinigungsprozess in den Restflächen. Studien zeigen, dass die Zeit, dem Verlandungsprozess Einhalt zu bieten, ausläuft und dass irreversible Umweltschäden drohen. «Es ist höchste Zeit, für Phnom Penh ein funktionierendes Abwassersystem zu entwickeln», teilte die *Japanese International Cooperation Agency* (*JICA*) mit, die nach den verheerenden Überschwemmungen 2011 in Bangkok ein internetgestütztes Flutwasser-Warnsystem am Chao Phraya River installiert hat. Phnom Penhs Stadtregierung gibt offen zu, dass eine Wasseraufbereitungsanlage dringend nötig sei, leider aber sei kein Budget dafür vorhanden: «Reiche Länder können sich so etwas leisten. Kambodscha ist ein armes Land.» Präziser müsste man wohl hinzufügen: «... ausser einigen Auserwählten, die extrem reich sind.»

Willkommen im Land der Korruption

In Siem Reap hat die unkontrollierte Bautätigkeit in Folge überhitzter Erschliessung zur Absenkung des gesamten Grundwasserspiegels geführt. Der Bayon, einer der wichtigsten und schönsten Tempel von Angkor, wenn nicht der ganzen Welt droht einzustürzen. Inzwischen werden Touristen aufgefordert, Wasser zu sparen und «nachhaltig zu reisen». Die Landpreise und die Lebenshaltungskosten in und um Siem Reap sind explodiert, die Bevölkerung, sofern sie nicht vom Boom profitiert, verarmt. Anfang 2011 lancierte man das Megaprojekt eines neuen internationalen Flughafens, auf dem auch Grossraumflugzeuge landen können – immer mehr Touristen strömen nach Angkor. Das milliardenschwere Projekt mit futuristischem Design – grosse Wasserflächen in den Wartezonen, riesige Kuppeldecken, deren Design an Palmwedel erinnert – wurde von der südkoreanischen *NSRIA Co. Ltd* betrieben, sie gehört zur Hälfte der südkoreanischen *Camco Airport Co. Ltd*, zur anderen den *A&A* von Lee Tae-Hwan, der gleichzeitig CEO der *NSRIA* ist - zumindest bis vor kurzem. Auf die Frage, warum man nicht wie üblich zunächst Investoren gesucht, dann Genehmigungen eingeholt und dann Bauland gekauft habe, statt von Anfang an der Regierung Land abzukaufen, antwortete Lee Tae-Hwan mit sorgfältig gewählten Worten: Zum einen handle es sich bei den kambodschanischen Arbeitnehmern um ausgebildete Spezialisten, von denen die meisten einen Hochschulabschluss in Russland, den USA oder Europa vorzuweisen hätten, zum anderen sei Kambodscha keine Bananenrepublik mit einem schäbigen Diktator an der Spitze, sondern ein Land, in dem Verträge eingehalten würden, was wahrscheinlich mit der langen französischen Tradition zu tun habe.

Nachdem der Bau des neuen Flughafens Jahr um Jahr verschoben werden musste, wurde die koreanische *Busan Savings Bank*, die das Projekt finanzierte, 2013 in einen umfassenden Bankenskandal verwickelt, der Südkorea erschütterte und bei dem mehrere Kreditkartenunternehmen, weitere Banken und Hunderte von Mitarbeitern wegen Veruntreuung, Betrug und Schmiergeldzahlungen zu hohen Gefängnisstrafen verurteilt wurden. Die Aktien der Flughafengesellschaft wurden an die regierungseigene *Deposit Insurance Corporation* in Seoul verkauft, der Vorstandsvorsitzende der *Busan Savings Bank*, Park Yeon Ho, und sein Stellevertreter Kim Yang zu hohen Haftstrafen Jahren verurteilt. Faule Wertpapiere wurden abgestossen, die Stakeholder begannen, die Flughafenbauer zu verklagen. Inzwischen hat ein koreanisches Gericht die Verantwortlichen zu 35 Millionen US-Dollar Schadensersatz verurteilt. Unklar ist, wer diese Summe je bezahlen soll.

Trotz dieser apokalyptischen Nachrichten liess der Vorsitzende des Flughafenkonsortiums *NSRIA* mitteilen, man liege weiterhin im Zeitplan und werde den Flughafen von Siem Reap fertig stellen. Zwar habe man von «gewissen finanziellen Problemen» gehört, doch handle es sich um ein internes Problem und man sei jederzeit frei, einen neuen Partner zu finden. Mittlerweile wurde auch der *NSIRA*-CEO Lee Tae-Hwan in Korea wegen Veruntreuung zu sieben Jahren Gefängnis verurteilt, seitdem liegt das Flughafenprojekt von Siem Reap auf Eis. Bis es weitergeht, hat man die alten Flughafengebäude erweitert, wesentlich bescheidener, im traditionellen Khmer-Stil, mit modernen, funktional-unspektakulären Abfertigungshallen, ein Flughafen von der Stange ist entstanden.

Im Herbst 2014 meldete das *State Secretariat of Civil Aviation* (*SSCA*) der kambodschanischen Regierung, es werde mindestens fünf, vielleicht aber auch sieben Jahre dauern, bis der neue Flughafen betriebsfertig sei. Ob es anderen Grossprojekten, hinter denen dieselbe Bank steht, ähnlich ergehen würde, bleibt abzuwarten, doch schon damals war klar, dass die Beteiligten sehr viel Geld verdienen würden, ohne dass je eine Leistung erbracht würde. Zwei Jahre später folgte die Bestätigung: Die Flughafenvision der Koreaner liege bis mindestens 2020 auf Eis. Von höchster Stelle wurde sogleich eine Begründung nachgeschoben: Staatssekretär Tet Rekh Samrach teilte mit, man arbeite seit vielen Jahren mit *Cambodian Airports* zusammen, einem Unternehmen, das die drei internationalen Flughäfen Siem Reap, Phnom Penh und Sihanoukville betreibt, jetzt solle die Zusammenarbeit vertieft werden. Mehrheitsaktionär des Unternehmens seien die französischen *VINCI Construction Grands Projects* (70%) mit Hauptsitz in Paris, der Rest gehöre einem malaysisch-kambodschanischen Joint Venture namens *Muhibbah Masteron Cambodia*, das wiederum zu zwei Dritteln der malaysischen *Muhibbah Engineering Berhad* gehöre, die sich auf den Bau von Hafenanlagen und Flughäfen spezialisiert habe; die restlichen Anteile seien im Besitz zweier kambodschanischer Tycoons. Die Firma, so verkündete der Staatssekretär, sei mit aller Kraft daran gegangen, den alten Flughafen von Siem Reap zu erweitern. Weil man schlicht nicht in der Lage sei, zwei Flughäfen gleichzeitig zu betreiben, habe man *Cambodja Airports* gestattet, ihre Kapazitäten bis 2020 auf dem alten Airport weiter auszudehnen – womit das Argument der Überlastung, das für den Neubau gegolten hatte, ad absurdum geführt war. Nicht nur darin folgte der Staatssekretär einem bekannten kambodschanischen Muster: Erst wird ein Projekt in gigantischen Ausmassen geplant, dann fliessen Gelder, die versickern. Schei-

tert das grosse Projekt, dann erklärt man, man habe von Anfang an die kleinere Version gewollt und es mache keinen Sinn, beide Projekte parallel weiterzuverfolgen.

Auch sonst nimmt es der Staatssekretär mit der Wahrheit nicht genau und geht lieber zum Frontalangriff über. Als 2015 oppositionelle Anwälte öffentlich die Weisung der Regierung kritisierten, wonach Parlamentarier und Staatsangestellte ohne ausdrückliche Einwilligung ihrer Vorgesetzten keinen Kontakt zu Anwälten, die Korruptionsfälle untersuchten, pflegen dürfen, drohte er unverhohlen, diese Anwälte sollten ab jetzt «sehr, sehr vorsichtig sein», und verstieg sich zur These, deren «Provokation» habe zum Ziel, die «gute Zusammenarbeit zwischen Legislative und Exekutive zu zerstören» – als ob Parlamentarier in Demokratien etwas anderem verpflichtet wären als dem eigenen Gewissen, der Verfassung und geltendem Recht. Möglicherweise handelt es sich bei Kambodscha aber nicht um eine Demokratie, sonst hätte der Mann seinen Hut nehmen müssen. Stattdessen pflegt er weiter seine Ämter und stösst immer wieder Drohungen aus, wenn er nicht gerade die Erweiterung des Flughafens von Siem Reap vorantreibt oder als Vorstandsvorsitzender der *Cambodia Angkor Air* Flugverbindungen nach Bangkok, Hanoi, Ho Chi Minh City, Shanghai und Guangzhou eröffnet – immer direkt von Siem Reap aus. Inzwischen hat die Corona-Pandemie den Markt einbrechen lassen, Siem Reap musste ein Minus von mehr als 70% hinnehmen, während die Arbeiten am neuen Flughafen stockend, aber unvermindert weitergehen. Um den Airport eines Tages zu füllen, braucht man aber offenbar gar keine Tempel, die von Erosionen und Übernutzung bedroht sind: 2020 schloss die Regierung mit *Nagaworld*, einem bei chinesischen Touristen beliebten Kasinobetreiber und skrupellosen Hotelgiganten aus Phnom Penh mit einem Bruttoumsatz von 1,72 Milliarden US-Dollar einen Pachtvertrag über 50 Jahre für ein begehrtes Grundstück im Archäologischen Park ab. Das Gelände liegt knapp fünfhundert Meter vom Angkor-Wat-Tempel entfernt. Zwar lehnte das Kultusministerium die Pläne des Unternehmens für einen Themenpark à la «Disney World» mit Verweis auf die religiöse Bedeutung des Angkor-Tempes ab, doch das Mutterunternehmen *Naga Corp* behielt sich das Recht vor, auf seinen 75 Hektar «weniger störende Vorhaben» zu realisieren.

Altlast historische Bausubstanz

Wenn im modernen Kambodscha gebaut wird, geschieht das meist ohne Rücksicht auf Natur und Menschen und ohne Rücksicht auf die eigene Geschichte. Das Land ist sich seiner Vergangenheit wenig bewusst, es sei denn, es handelt sich um Bauten

der Khmer-Dynastien oder das Wasserfest von Phnom Penh, die sich gewinnträchtig vermarkten lassen. Das Abwenden von der eigenen Vergangenheit mag auch daraus resultieren, dass «Vergangenheit» oft als eine Vergangenheit des Terrors erinnert und verdrängt wird, hat aber auch handfeste wirtschaftliche Gründe. Bewährte und nachhaltige Baukonzepte geraten in Vergessenheit, weil sie wenig Rendite abwerfen, Vorbilder für «innovative» Stadtentwicklung sind Singapur und Shanghai, ungeachtet dessen, welche Ressourcen eingesetzt und wenn nötig vernichtet werden. Chrom und Glas sind bevorzugte Baumaterialien, Klimatisierung erfolgt mittels energieintensiver Klimaanlagen, Überflutungsbecken kennt kaum jemand. «Nachhaltig planen und bauen» sind Fremdwörter, eine Beteiligung der Bevölkerung ist nicht vorgesehen. Beng Hong Socheat Khemro, Generaldirektor des Baudepartements im Ministerium für Landmanagement, Stadtplanung und Bauwesen, teilt hinter vorgehaltener Hand mit, ihm seien die Hände gebunden: «Viele historische Bauten sind in einem verheerenden Zustand. Die Besitzer haben keine Ahnung vom Wert und reissen die Gebäude lieber ein, um profitable Neubauten zu errichten. Wenn sich die allgemeine Haltung gegenüber den historisch gewachsenen Strukturen nicht ändert, verlieren wir dem Kampf um deren Rettung.» Was er nicht erwähnt, ist die Rolle der Regierung. Sie ist in die grössten Bauprojekte verwickelt und trägt dazu bei, dass historische Bausubstanz als Altlast gilt.

Satellitenstädte aus dem Musterkoffer

Kambodscha ist eines der «Least Developed Countries» (LDC) und wie kaum ein anderes von Entwicklungshilfe abhängig, die Hälfte des Staatsbudgets wird von der internationalen Gebergemeinschaft getragen. Die Regierung hütet sich, den Eindruck zu erwecken, Kambodscha könne auch ohne Unterstützung existieren, denn solange Entwicklungsgelder fliessen, kann der Profit unter der Hand verteilt werden. Anders als die Tourismusindustrie und ähnlich wie die Textilbranche hat die Baubranche in den letzten Jahren mit schlechten Nachrichten geglänzt. Viele Projekte wurden unterbrochen oder vorzeitig beendet, die Bereitschaft bei der Kreditbewilligung sinkt, Investoren sind zu erhöhtem Eigenkapital gezwungen. Das Kredit-Einlagen-Verhältnis beträgt nahezu gleichbleibend 75%, laut Weltbank investieren die Kreditabteilungen der Banken vor allem in Projekte mit geringem Risiko, insbesondere im Einzel- und Grosshandel, für gastronomische und touristische Dienstleistungen und das produzierende Gewerbe. Das Baugewerbe gerät zunehmend ins Hintertreffen.

Im Zuge des Wirtschaftswachstums seit der Jahrtausendwende hatte sich abgezeichnet, dass Phnom Penh bald ein Problem haben würde, vor dem es fünfzig Jahre zuvor schon einmal gestanden hatte: ein enormes Bevölkerungswachstum. Diesmal aber wurde keine Vision für neue Formen des Zusammenlebens formuliert, nicht einmal eine vage Idee, wie man Gesundheitswesen, Bildung, Stadtplanung, Infrastruktur, Kultur und Politik optimal miteinander verzahnen könnte. Das Credo der Stadtplaner lautete nicht, Wohnungen für mittlere und untere Einkommensschichten, also die breite Mehrheit der Bevölkerung zu bauen, sondern auf dem Reissbrett phantastische Satellitenstädte zu erfinden, die auf die Bedürfnisse einer verschwindend kleinen Oberschicht und der obersten Mittelschicht ausgerichtet sind und vielleicht ein paar ausländische Käufer interessieren, die in Kambodscha, wie zuvor schon in Thailand, ihren Lebensabend verbringen möchten. Diesmal geht es nicht um eine gesellschafts- oder entwicklungspolitische, sondern eine renditegetriebene Strategie: Kauf von Grund und Boden, Einwerben von Investoren, Akquisition von Käufern, Verteilung der Bauaufgaben, Aufteilung des Gewinns. Die Finanzkrise von 2008 beendete die hochfliegenden Träume, Bauvorhaben wurden unterbrochen, auf Eis gelegt oder gestrichen. Inzwischen wächst die Wirtschaft wieder, Satellitenstädte rücken ins Blickfeld von Bauunternehmen, Investoren, öffentlichen Bauträgern und Behörden. Träume dürfen wieder geträumt werden, auch wenn einige Alpträumen gleichen.

Träumen um jeden Preis

«Grand Phnom Penh International City» ist ein solcher Traum. Motor des Unternehmens ist ein Joint Venture aus der indonesischen Unternehmensgruppe *Ciputra Development* und dem kambodschanischen Bauunternehmen *YLP*, das von der Gattin des ehemaligen Oberbefehlshabers der königlich-kambodschanischen Streitkräfte, Ke Kimya, kontrolliert wird. Einige Häuser in eklektizistischem Kolonialstil sind fertig und tragen die Namen europäischer Traum- und Phantasieziele: «Venezia», «Château», «Tuscany», «Siena Alpha» und «Grad Avenue. Da darf auch ein US-Modell namens «Manhattan» nicht fehlen.

Blitzsaubere Strassen, so die Theorie, und ein Golfplatz kommen den Bedürfnissen der Upperclass entgegen. Einer der Bewohner, ein Bankdirektor, meinte: «I like the environment. It's clean and quiet, and I like gardening.» Er spricht aus, was hundert weitere Familien – die meisten sind Anwälte, Bankiers und Regierungsmitarbeiter – denken. Mehr haben es in die Traumstadt nicht geschafft, das Vorhaben ist vorläufig

ins Stocken geraten, das meiste bleibt Zukunftsmusik – was die Makler nicht daran hindert, angeblich fertige Einheiten zu verkaufen.

Vor dem Hintergrund der Kolonialgeschichte schwer nachzuvollziehen: Asiens Europa-Träume

Immerhin wurde im April 2014 ein kunterbunter Kinderspielplatz eröffnet, der *Grand Phnom Penh Water Park*. Auf 8000 Quadratmetern Fläche – etwas grösser als ein Fussballfeld – findet man einige Rutschbahnen und Planschbecken. Damit die Kleinen nicht unter dem ohrenbetäubenden Baulärm leiden oder im Staub versinken, hat man gegen das Baugelände hin eine hohe Mauer errichtet. Eine Werbenachricht des Unternehmens teilt mit, es gebe Umkleideräume mit verschliessbaren Kleiderschränken, ein kleines Café und einen Raum mit Kinderspielzeug. Angeblich seien die Nutzer begeistert, beispielsweise Kuong Vath (16): «Es macht riesigen Spass, hier zu schwimmen. Draussen ist es so heiss» Bei solchen Bedingungen kann Abkühlung nicht schaden. «It's like a luxury city», meint Heng Channith, Immobilienmakler in Phnom Penh. «We have the best facilities. We have villas, we have flats, we have shophouses … we have public gardens. And it's not as crowded as Phnom Penh.» Zumindest verspricht dies die Vision. Wer sich die Objekte genau anschaut erkennt, dass nicht einmal Käufer aus dem Westen angesprochen sind, sondern aus China, Japan, Taiwan und Südkorea, bestenfalls aus Russland, falls der Ölpreis wieder steigt. Zehn bis fünfzehn Jahre soll es dauern, bis die Stadt fertig ist, wenn alles gut geht, sonst länger. Immerhin steht bereits der Haupteingang zum Alptraum: ein *Ciputra*-typischer Torbogen in pseudo-klassizistischem Stil mit hüpfenden Pferden. Und der Golfclub ist auch fast fertig, der Champagner steht bereit.

Vielleicht, weil der Traum nicht überzeugend genug war, präsentierte die Website *www.grandphnompenh.com*, die das Projekt unter dem Kürzel «GPPIC» (*Grand Phnom Penh International City*) führte, den ersten Abschnitt ihrer Masterplan-Präsentation zwei Mal hintereinander: «The first and the biggest international city

is now developing. The 260 hectares new town development is just 7 kilometres North West of the city of Phnom Penh...», um im nächsten Absatz zu ergänzen: «The first and the biggest international city is now developing. The 260 hectares new town development is just 7 kilometres North West of the city ...» Bald war der Fehler bereinigt, der Link *www.grandphnompenh.com*, der auf der Homepage des *Ciputra*-Unternehmens, aber auch des Luxusmaklers *Chip Mong Land* (*CMLD*) angeboten wurde, führte auf eine chinesische Landingpage mit Angeboten von Internet-Spielcasino bis zu Pornografie, inzwischen ist er gelöscht. Wer Land, Häuser oder Wohnblöcke kaufen will, wird seit 2009 vom Makler *Realestate* bedient.

Das Planungs- und Bauunternehmen *Ciputra Development*, das den Wunsch nach der neuen Satellitenstadt verwirklichen will, präsentiert sich auch in anderen südostasiatischen Staaten und auf dem indischen Subkontinent ganz in Sachen Zukunft. Die Projekte entstehen stets nach demselben Rezept, mit internationalen und nationalen Investoren und lokalen Baufirmen. Zunächst werden, wie überall auf der Welt, Visionen formuliert und Pläne mittels Renderings visualisiert. Dann wird die Finanzierung durch Banken sichergestellt, die jeweilige Regierung gibt die nötige Rückendeckung. Dann werden unter Zusage eines fixen Bezugstermins Wohneinheiten an zukünftige Privatbesitzer verkauft, ohne dass konkrete Bauplanungen existieren. Dann wird ein wenig gebaggert und planiert, plötzlich bricht die Finanzierung zusammen, die Bauarbeiten stocken, die Firmen verklagen einander vor Gericht, die geprellten Käufer protestieren. Dann kommen die Bau- und Immobilienfirmen dem Protest «entgegen» und rüsten ein wenig nach. Und zuletzt wird nur ein Teil dessen, was geplant war und verkauft worden ist, realisiert, das übrige versinkt in irgendeiner Konkursmasse.

In Kolkata, dem ehemaligen Kalkutta, kooperiert *Ciputra Development* mit der indischen *Salim Group*, gegründet vom chinesisch-indonesischen Unternehmer Liem Sie Liong. *Salim Group* ist ein Konglomerat aus mehreren Firmen der Lebensmittelbranche, die Palmöl, Mehl, Fertignudeln, Getränke vertreiben. Dritter im Bunde ist die *Universal Success Enterprise Group* aus Singapur (Hafenanlagen, Städtebau, Tourismusprojekte und Industrieanlagen). 2006 hatten die Arbeiten an der «Kolkata West International City» begonnen, zwei Jahre später sollten die ersten achthundert von sechstausend Bungalows fertig sein. Die Finanzierung durch Privatkäufer stand zu achtzig Prozent, tatsächlich waren gerade einmal 170 Häuser fertig, obendrein nur im Rohbau. Zwei Jahre später waren es ein paar mehr, nach wie vor ohne Infrastruktur und sanitäre Anschlüsse. Ein Anwalt, der Hunderte geprellter Familien vertritt:

«Many families have invested their whole savings in the development. After five years they don't see anything but grassland». Mittlerweile sind viele Einwohner Kolkatas, darunter Akademiker, Schriftsteller, Ärzte, Intellektuelle, Richter, Schauspieler und Politiker, mit einer Petition an die Provinzregierung gelangt, man solle den Begriff «Kolkata» aus dem Projektnamen löschen, immerhin befände sich das Pleiteunternehmen nicht in der Hauptstadt des indischen Bundesstaates Westbengalen, sondern in der Nachbarstadt Howrah, weshalb «Howrah West International City» angemessener sei, zudem könnten die Negativmeldungen über das Ciputra-Projekt dann nicht mehr Kolkatas ohnehin negatives Image beschädigen.

«Those freaky horses»: Doppelbogentor als Zugang zu Ciputra Kolkata

Eine andere Ciputra-Satellitenstadt, *Ciputra Hanoi International City* in Nordvietnam, ist seit einiger Zeit fertig. Die Statements der Bewohner auf mehreren Social Media Plattformen gleichen einander: «If you want to taste Hanoi, don't live in this dead quarter.» Die Preise lassen erkennen, wer als Satellitenbewohner angesprochen ist: «There's one overpriced tiny western supermarket there, and one restaurant with inflated prices for their average tasting fare». Das in Immobilienanzeigen als «lebendig» angepriesene Leben will sich auch nach Jahren nicht wirklich einstellen: «It is a boring place. The streets are empty, except for those giant horses towering down over you. Really, it is a huge ghetto for rich people».

Zentral bei allen *Ciputra*-Bauprojekten ist die «globale Atmosphäre»: «It could be anywhere, nothing Vietnamese about it, a soul draining, lifeless mass of bricks and mortar. And those horses, whilst being anatomically correct, are really freaky, especially at night», schreibt ein Blogger. Mit «freaky horses» spielt er auf die wild umher springenden Bronzepferde auf dem Stadttor einer jeden *Ciputra*-Anlage an. Dem seriellen Konzept folgend, markieren weisse Doppelbogentore die Einfahrten zu meh-

reren *Ciputra*-Städten. Dass sie den *Gateway of India* von Mumbai assoziieren, mit dem Grossbritannien den Zugang zu seiner grössten Kolonie markierte und durch den 1848 die letzten Truppen gedemütigt abreisen mussten, ist eher unbeabsichtigt. Vor allen *Ciputra*-Städten – in Vietnam, Indien, Kambodscha oder Indonesien – steht derselbe Torbogen. Auf einer Gemengelage aus Brandenburger Tor, Römischen Säulen und Arc de Triomphe sprengen Pferde in alle Himmelsrichtungen, was Dynamik und Lebendigkeit vermitteln soll, aber für unkoordinierte Planung gelten mag.

Noch mehr Pferde: Ciputra Hanoi International City

Der Gründer und Direktor der Unternehmensgruppe, Dr. Ir. Ciputra, hat von seiner Heimat Indonesien aus weltweit diversifiziert, neben Satellitenstädten in Nordvietnam, Indien und Kambodscha runden Immobilienprojekte in Singapur, Hawaii, Vietnam und dem Mittleren Osten das Portefeuille ab. Wie oft in dieser Liga, engagiert er sich als Philanthrop im Erziehungswesen und gründet Schulen und eine Universität für den Unternehmernachwuchs. Sich selbst sieht er als Rennpferd: «I have the philosophy that I am a horse, and the Jockey is the Jakarta Governor. If I want to be used, I have to be a horse that's good. A good horse will be used by any master».

Same, same but different: CitraLake südlich Jakarta

Vorerst weitgehend in YouTube-Movies und auf Websites von Immobilienmaklern zu finden ist *CitraLake Sawangan* (Claim: «Harmonious lifestyle») südlich von Jakarta. Einige Reihenhäuser sind fertig, das Stück zwischen dreihundert und fünfhundert Millionen Rupien, was fünfzehn Jahreseinkommen der Mittelklasse entspricht. Hier kann man ähnliche Wohneinheiten kaufen wie in Phnom Penh, der Baustil ist derselbe eklektizistisch griechisch-römisch-mitteleuropäische, die Häuser überschaubar klein, die Parkplätze gross, nur heissen sie diesmal «Thalia», «Spinosa», «Aeris», «Pinnata» und «Calathea» – ein Philosoph, eine Königin, Urwaldpflanzen, Palmen und Luft. Die Produktserie «Fines Homes» listet die «Fine Homes 1», «Fine Homes 2» und «Fine Homes 3» auf, ein Reihenhaus aus der Produktgruppe «Orange Cascana» nennt sich «Livistona-AI», die Hauptstrasse mit klassizistischer Randbebauung in Tempelformat trägt den stolzen Namen «Victoria Avenue» und eine «Lake Area», eine «Shopping Area», eine «Resto Area» und ein «Children Playground» ergänzen das Angebot. Ein Hospital mit eigenem Instagram-Account bietet Gesundheit rund um die Uhr, auch hier tollen die unvermeidlichen *Ciputra*-Pferde herum, nur sind sie diesmal weiss und stehen auf dem Rasen.

Bei so hochfliegenden Stadtplanungskonzepten darf Kalimantan, der östliche Teil der Insel Borneo, nicht unbebaut bleiben. In Samarinda entsteht eine der zahlreichen *CitraCities* und bietet Wohneinheiten wie «Bliss Townhouse» und «Windsor», letztere mit fünfzig Quadratmetern Wohnraum auf handtuchgrossem Grundstück, davor der Parkplatz für den Mittelklassewagen. Wer mehr braucht, sucht sich das Modell «Ocean» aus, und die «Genova-Products» «Castello» und «Savoia» fallen noch ein wenig grösser aus. Sie alle tragen Namen, die von einer intensiv westlich ausgerichteten Sehnsuchtskraft zeugen. Die *CiputraCities* in Banjamarsin und Balikpapan, ebenfalls auf Kalimantan, bieten dasselbe Ambiente wie jene von Samarinda, die Häuser gleichen einander, ein in riesigen Lettern gefasstes «Marketing»-Gebäude begrüsst die Besucher, und die Ciputra-Pferde toben auf dem grünen Rasen. Begibt man sich nach Makassar auf Sulawesi in das *CitraLand Celebes* – der Name «Celebes» war 1512 von den Kolonialherren etabliert worden, abgeleitet von «Os Célebres» – könnte man denken, man sei auf der Hauptinsel Java, in Surabaya, wo der «Ciputra Waterpark» mit bunten Spielgeräten und Fun-Equipment lockt, die auffällig an Disney World erinnern, oder in Pakalongan, Tegal oder Cirebon, die mit Angeboten wie «Azalea», «The Azzura», «My Home» und «De Palais» aufwarten, sowie auf der

indonesischen Insel Jambi vor Singapur … lediglich *Citraland Botanical City* («The essence of green living») auf der Insel Bangka vor Sumatra tanzt ein wenig aus der Reihe, hier wird getafelt und gewürzt und wir finden Maronen («Maroon»), Salbei («Salvia») und Rosmarin («Rosemary»). *CitraLand Helvetia*, nur wenige Fahrstunden von der von der Scharî'aa geprägten Provinz Aceh entfernt, schweigt sich über Produktnamen vorläufig noch aus, die pseudo-dorischen Säulen und typisch französischen Dachgauben lassen aber erahnen, dass das Wissen um den schweizerischen Baustil eher begrenzt ist.

«A horse, a horse, my kingdom for a horse!» (William Shakespeare, Richard III., Akt V Szene 4)

Bei vielen *Ciputra*-Projekten können Kaufinteressierte den aktuellen Bauprozess auf Video verfolgen, wobei das Video meist aus Renderings besteht – ein digitaler Traum vom luxuriösen Leben. Weshalb die Bewohner all dieser Satellitenstädte auf dem Weg zur täglichen Arbeit gleich dutzendweise mit dem hippologischen Firmengründer konfrontiert werden, lässt sich vielleicht aus dem kulturellen Kontext erklären: Reichtum ist in Indonesien, wie in vielen anderen asiatischen Ländern auch, nichts Anrüchiges, man präsentiert ihn sichtbar. Statussymbole zählen unter Reichen und Superreichen zum Alltag, in Hongkong, Singapur, Bangkok, Jakarta und Shanghai werden sie zur Schau gestellt: extravagante Limousinen, Mega-Yachten mit Hubschrauberlandeplatz, Privatjets, Golf als Freizeitsport und eben Renn- und Dressurpferde. Der Zutritt zu den Ciputra-Communities verspricht dem Durchschnittsbürger zumindest symbolisch ein Leben auf gehobenem Niveau. Eine gewisse *pippasweetie*, aus Tahiti stammend und seit längerem in Hanoi lebend, twitterte unlängst einen Kommentar auf der Social Media Plattform *TNH*: «I see the frolicking stallions every day. Mostly I just go about my business. Though if I think about it I would have to admit I love them. Their powerful arched necks, their curved muscular flanks, flared nostrils and the illusion of movement, rooting, rearing, snorting, whinnying and stampeding. In night I will clamber high atop the proud steel shoulders. And I will

ride.» Vielleicht wird ihr Wunsch vom Ritt in die Freiheit erfüllt, wahrscheinlich aber bleibt es ein Wunsch, wie viele Wünsche, die mit Ciputra-Projekten verknüpft sind.

... bis zum Alptraum

Ein besonderes Projekt will in Phnom Penh Geschichte schreiben, besser: umschreiben. Glaubt man den Worten von Phoeung Sophoan, Staatssekretär im Ministerium für Landmanagement, Stadtentwicklung und Bauplanung, sind die Tage von Phnom Penh als Hauptstadt ohnehin gezählt. Die Logik der Argumente des Staatssekretärs ist bestechend, seine Geschichtskenntnis eher lückenhaft: «Wenn wir die Geschichte genau studieren, egal in welchem Land und zu welchem Zeitpunkt, sehen wir, dass nach einem Wachstumsschub, gefolgt von Phasen grosser Stabilität, immer eine neue Hauptstadt gebaut worden ist», meinte er unlängst in einem Interview. Die Behauptung ist Unsinn, Rom ist seit mehr als hundertfünfzig Jahren italienische Hauptstadt und war schon lange davor eine Stadt, London ist seit eintausend Jahren Hauptstadt und der französische Regierungssitz Paris ist sogar noch älter, und alle sind Hauptstädte geblieben, egal wie die Wirtschaft des Landes sich entwickelte. Der Staatssekretär hält auch gleich ein paar Argumente parat: «Im 12. Jahrhundert hat Suryavaraman II. Angkor Wat gebaut, Angkor Thom wurde von Jayavarman VII. erbaut, der Bakheng Temple stammt von Yasovarman I und heute leben wir in der *Samdech Hun Sen-Epoche*. Wenn wir diese neue Stadt sehen, erkennen wir, dass es sich um ein Projekt von Samdech Hun Sen handelt: *Dragon City*.» Schaut man sich die ersten Architekturmodelle genauer an, neigt man dazu, seiner Hybris Glauben zu schenken. Eines der Bauvorhaben zitiert, wenn auch plump, die Grundstruktur von Angkor Wat. In der Mitte steht der *Prasat*, der Hauptturm als Repräsentation des *Mont Meru*, auf dem die Götter wohnen. Umgeben ist er von vier kleineren Türmen, sie tragen die bekannten knospenförmigen Turmaufbauten, eine Form, die Paul Claudel 1925 einst bissig kommentierte: «Les cinq tours d'Angkor ressemblent à de vulgaires ananas.» Bezüglich Angkor Wat kann man anderer Meinung sein als der scharfzüngige Franzose, bei Fantasien wie *Dragon City* müsste man ihm Recht geben: süsslicher Kitsch in Reinform.

Die nach dem Präsidenten benannte «Samdech Techo Hun Sen Dragon City» soll ein Milliardenprojekt werden. Angeblich hat der Premierministar seinen Segen gegeben, doch mit Segnungen allein ist es nicht getan. 80 Milliarden US-Dollar soll das Ganze kosten, das jährliche Bruttosozialprodukt Kambodschas beträgt ein Sechstel davon. Wenige Kilometer nordwestlich des alten Stadtzentrums soll eine Mam-

mutstadt aus hunderten Gebäuden und Wolkenkratzern in eklektizistisch neo-angkorianischer Bauweise entstehen, gemischt mit Science-Fiction-Elementen. Strikt unterteilt in Wohn-, Gewerbe-, Kultur-, Ausbildungs- und Touristenquartiere, soll die Stadt die Form eines Drachenkopfes haben – zumindest, wenn man sie aus dem Weltraum betrachtet. In der Mitte soll sich ein sechshundert Meter hoher Wolkenkratzer erheben, zur Planungszeit der «weltweit zweithöchste Wolkenkratzer», mittlerweile nur einer von vielen, denn der *Burj Khalifa* von Dubai ist dreihundert Meter höher und das *Mecca Royal Clock Tower Hotel* oder der *Shanghai Tower* ragen ebenfalls höher in den Himmel – mit dem Unterschied, dass Dubai, Saudi-Arabien und China sich solche Hochhausträume leisten können. Auf dem höchsten Stockwerk soll die persönliche Schaltzentrale von Hun Sen eingerichtet sein, ein Alptraum aus *Metropolis* und *007*. Ein Name ist gefunden: «Samdech Akeak Moha Senabakte Techor Hun Sen's Imperial Residential». Ob der Ort einst umbenannt wird, wenn der Regierungschef nicht mehr Hun Sen heisst, bleibt offen.

Dass bei solchen Fantasiewelten Mussolinis «EUR» und Albert Speers «Welthauptstadt» Germania in den Sinn kommen, ist kein Zufall, aber man muss gar nicht Europas faschistische Vergangenheit bemühen, um Vergleichbares zu finden. Naypyidaw, die neue Hauptstadt Myanmars, liegt gleich um die Ecke, die Masslosigkeit lässt sich in Fahrspuren messen. Zwanzig Spuren misst die Yaza Htarni Road, in jeder Fahrtrichtung zehn, grössere Flugzeuge könnten problemlos durchstarten. Hin und wieder fährt ein Personenwagen vorbei, oder ein Motorrad, selten sind mehr als drei Fahrzeuge gleichzeitig unterwegs.

Genügend Platz für Militärparaden: Yaza Htarni Road in Myanmars neuer Hauptstadt Naypyidaw

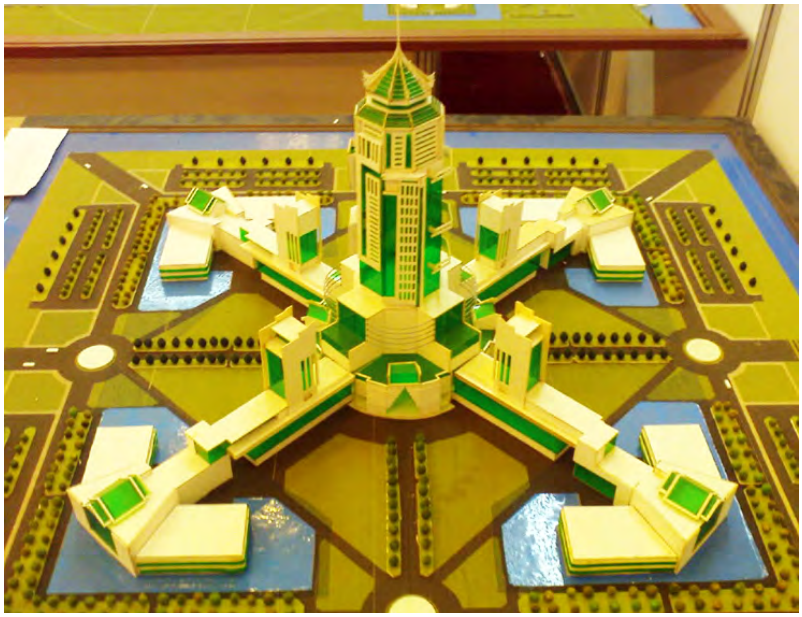
Eine goldene Pagode, Kopie der weltberühmten Shwedagon-Pagode von Yangon, darf in der neuen Hauptstadt nicht fehlen, in Yangon steht das Original seit zweieinhalbtausend Jahren, in Naypyidaw steht der Klon. Wie oft bei Retortenprojekten

haben die Planer die Stadt – «Naypyidaw» heisst übersetzt «Sitz der Könige» – in Zonen unterteilt: hier die Wohnzone, dort die Hotelzone, da die Einkaufszone, die Amüsierzone, die Bankenzone und die Regierungszone. Das Parlamentsgebäude, ein Gewaltsbau mit Hunderten Türmchen, erinnert in seinen gigantischen Dimensionen an Recep Tayyip Erdogans «Weissen Palast» mit seinen tausend Zimmern oder an den dreimal so grossen «Palast des Volkes» des rumänischen Diktators Nicolae Ceauşescu.

Myanmars neue Hauptstadt ist für eine Million Einwohner gebaut, angeblich sei alles bewohnt, de facto leben gerade einmal hunderttausend dort. Regierungsbeamte weigern sich, ihre Familien aus Yangon nachziehen zu lassen, die meisten ausländischen Diplomaten sind ebenfalls im Irawaddy-Delta geblieben. Die Baukosten im nahezu menschenleeren Umland belaufen sich auf 4 bis 5 Milliarden Dollar, von fast zweihundert nach BPI erfassten Ländern rangiert Myanmar auf Platz 72, Kambodscha auf Rang 110, knapp vor Botswana, Gabun, Simbabwe und Äquatorialguinea.

Copy Paste in Naypyidaw: Klon der weltberühmten Shwedagon-Pagode

Den Plan für die «Samdech Techo Hun Sen Dragon City» kommentierte ein Blogger in *Skyscrapercity*, einer Plattform für Architektur-Aficionados, so: «One of these investors who make cakes without flour». Das PDF der Projektbeschreibung lässt sich jederzeit per Internet bestellen, ein Einzelnutzen kostet fünfundsiebzig Dollar, wenn der Arbeitskollege mitschmökern will, kostet es das Dreifache. Nachdem mehr als ein Dutzend überdimensionierte Entwicklungsprojekte wegen fehlender Nachfrage in den Sand kambodschanischer Flusslandschaften gesetzt worden sind, wäre es kein Wunder, wenn auch der Drachentraum an der rauen Wirklichkeit zerplatzen würde.



Golden dreams: Kernstück der «Samdech Techo Hun Sen Dragon City» soll ein sechshundert Meter hoher Wolkenkratzer sein

Dass Kambodscha das Projekt nicht allein stemmen kann, ist ausgemacht, und so verkündete der Staatssekretär unlängst, ohne chinesische Hilfe werde es nicht gehen. Dies sei aber auch nicht Ziel der Gigantomanie: «When you fly into Cambodia, you will see the lights like the head of a Naga, and you will know you are in Cambodia.» Inzwischen ist das Konzept weiterhin das alte, die Lage auf dem Markt aber hat sich geändert. Das Gelände in Chroy Changvar östlich des Tonlé Sap River wird von anderen Unternehmen mit Condominiums zugebaut, während zahlreiche Familien weiterhin dort leben und ihre Kühe über die Naturstrassen treiben. «We must have the relationship form between China and Cambodia first», meint Phoeung Sophoan. «We must focus first on China, because now, the relationship with China is very strong. We can also cooperate with Japanese or European companies, it's no problem…» um nach einer Pause hinzuzufügen: «But China is better».

Diamonds are for best friends

Für kambodschanische Verhältnisse am weitesten gebracht hat es das 2005 gestartete Bauprojekt «CamKo City» nordwestlich des Stadtzentrums. Einige Häuser sind fertig, knapp zehn Prozent der Objekte bewohnt. Vor ein paar Jahren wurden die Bauarbeiten eingestellt, nach jahrelangem Streit hat nun ein Gericht den Vertrag zwischen dem kambodschanischen Bauträger *World City* und der ausführenden japanischen *Hanil Company* aufgelöst. Zuvor war die südkoreanische *Busan Savings Bank*

(sie hatte die Investition gedeckt) in einen Bankenskandal mit dramatischen Folgen verwickelt. Südkorea ist seit vielen Jahren der wichtigste Investor im Land, und so war der kambodschanische Bauherr auch zuversichtlich, bald einen neuen Partner zu finden. Dies sei schon deshalb kein Problem, weil Kambodscha 2015 als Vollmitglied in die ASEAN-Freihandelszone aufgenommen worden ist – die Hoffnung stirbt zuletzt.

Könnte überall auf der Welt sein: «CamKo City» (2021)

Die meisten Websites der Investoren und Bauunternehmer sind verräterisch. Vor kurzem meldete einer der grössten Immobilienhändler: «Engineers are now aiming to start the process of laying the foundations for a seven-storey supermarket … in the middle of 2014 or in early 2015». «To aim» heisst: «beabsichtigen», und «to aim in 2014 or 2015» bedeutet konkret: «Wir wissen nicht, wann es losgeht.» Eine andere Website meinte: «Boeung Kak Lake Projekt. Completion: Unknown», eine grundehrliche Aussage. Bei «Diamond Island» südlich des alten Stadtzentrums wurde den auch ein Argument eingeblendet: «The project was originally planned to be completed by 2016, but work was delayed because of the downturn in the economy. Completion 2016 at the earliest». Über *Grand Phnom Penh International City* weiss man: «The first and the biggest international city is now developing. Completion: 2018». Passiert ist bislang nichts. Inzwischen gibt die Immobilienfirma *VTSUST* zu, dass sie rote Zahlen schreibe. Kuy Vat, CEO und Präsident in Personalunion, bleibt zuversichtlich, «because our economy is growing». Bemerkenswert: Die Karte auf der Homepage *chipmongland.com* zeigt den nahegelegenen *Tumnup Srov Lake* noch in vollem Umfang als tiefblaue Wasserfläche, obwohl er längst den dort lebenden Farmern und Fischern vom Staat weggenommen und konfisziert wurde, um ihn zuzuschütten und weiteres Bauland zu gewinnen.

Die mit der Regierung eng verzahnte *LYP Group* kleckert nicht, sie klotzt, wobei sich ihre Informationen wie aus dem Märchenbuch für Stadtplaner lesen. Auf tausend Hektar – das entspricht einem Gebiet von mehr als 3 x 3 Kilometern – soll die neue Satellitenstadt *Garden City* nördlich des *Morodok Techo National Sports Complex* entstehen: ein Wolkenkratzer namens *Cambodia Tower*, ein modernes Kunst- und Kulturzentrum, Parkanlagen am Fluss, Hotels, Eigentumswohnungen, ein Golfclub, Logistik- und Transportunternehmen, ein Safaripark, Industrieanlagen, Truckstationen, mehrere Shoppingzentren, eine Pumpstation, ein Hafen am Tonlé Sap River, eine neue Brücke über denselben, ein zweiter Park, eine nagelneue Chinatown, weitere Einkaufszentren, ein Konferenzzentrum, ein Forschungs- und Unterrichtszentrum, ein Central Park, ein Hafen mit Uferpromenade am Mekong, ein lokaler Markt, Sportzentren mit Spa und Recreation Center ... Angekündigt vor mehr als sieben Jahren, wurden ein paar Zufahrtstrassen gebaut und viele Anwohner vertrieben, aber lange Jahre kein einziger Stein verbaut. Ly Yong Phat, Gründer und Direktor der Holding, verunsichert das nicht. Der Zuckerbaron und Sandexporteur sitzt als Senator im Oberhaus, wo die wichtigsten Bauaufträge vergeben werden, und wieder einmal dient die Architektur der Selbstdarstellung eines Drittweltlandes, nur ist es diesmal eine verschwindend kleine Ober- und Mittelschicht, die in den Genuss ihrer Segnungen kommt.

Auf *Diamond Island* – auf Kambodschanisch «Koh Pich» – werden solche Träume näher am Stadtzentrum geträumt. Das hundert Hektar grosse Gelände liegt direkt am Ufer des Bassac River, dort wo der Tonlé Sap in den Mekong einmündet und der Bassac River nach Südosten abzweigt. Anfang der 1950er-Jahre existierte hier noch keine Insel, sie entstand erst durch Geschiebe aus dem Tonlé Sap. Eine Karte von 1970 zeigt zum ersten Mal eine Insel, allerdings noch ohne Wege und Siedlungsspuren. Bis zum Ende des Jahrtausends blieb es auch so, vor fünfzehn Jahren lebten dreihundert Familien aus der Unterschicht im Feuchtgebiet, man trieb gemeinsam Reisanbau, ging auf Fischfang. Das Areal liegt östlich des *White Building*, jenes Überbleibsels aus einem anderen Stadtplanungsprojekt, das Vann Molyvann und Kollegen Anfang der 1960er-Jahre realisiert hatten. Vor zehn Jahren begann auf *Diamond Island* der Aufmarsch. Chinesische Investoren hatten Interesse an dem Filetstück am Zusammenfluss dreier Ströme gezeigt, erwarben Gelände und Bebauungsrechte und vertrieben die lokale Bevölkerung. Tausend Eigentumswohnungen sollen entstehen, Hunderte von Villen, zwei internationale Schulen, eine fast identische Kopie der zweihundert Meter hohen Hoteltürme des *Marina Bay Sands Hotel* in Singapur und

ein oder zwei Wolkenkratzer. 2006 begannen die Bauarbeiten, acht Jahre später waren einige Strassenzüge mit ein paar leerstehenden Eigentumswohnungen fertig, die Einheit zu 80’000 bis 600'000 US-Dollar, für den Durchschnittsbewohner unerschwinglich, der Jahresverdienst liegt bei sechstausend Dollar.

Glitzern und glänzen für die Nouveau Riche: Skyscraper auf «Diamond Island»

Fertig gestellt ist inzwischen auch *La Seine*, ein pseudo-französischer Einkaufspalast mit pseudo-kolonialem Glockenturm, einer Kopie der historischen Leuchtturms von Kompong Cham, nur ein wenig höher als das Original. Als Höhepunkt historischer Rückbesinnung findet sich im Inselzentrum die neo-klassizistische *City Hall* mit Säulenhallen, Lichtspielen und Wasserfontänen. Sie wird gerne als Hintergrund für Hochzeitsfotos und Veranstaltungsort für Bankette gebucht, laut Betreiber steht sie «allen Kambodschanern» offen, wobei mit «alle» diejenigen gemeint sind, die sich das leisten können: «We feel proud about the building because it is for all the Cambodians» sagt Projektingenieur Chamroeun Meng, und Kim Hoang Pheng, der PR-Manager von *Diamond Island*, fügt hinzu: «The idea of the city hall is that we provide high-end five-star service for luxury weddings, fashion shows, product launches, banquets and annual parties.» Pro Tisch fallen schon einmal 450 bis 650 US-Dollar an, je nach Art des Menüs, was einem Monatseinkommen in Phnom Penh entspricht, ein Farmer aus der Provinz muss sogar ein halbes Jahr dafür arbeiten. In Wirklichkeit ist die Klientel also begrenzt, es geht um die Nouveau Riche, die Parvenüs und hochrangige Politiker, um Wirtschaftsbosse, Bankdirektoren und Messeveranstalter, die für politische Empfänge oder im Rahmen der *Gems & Jewelry Fair*, der *Cambodia International Machinery Industry Fair* (*CIMIF*) oder der

Cambodia International Textile & Garment Industry Fair (*CTG*) auf der Phantasie-Insel zusammenkommen.

Vor zehn Jahren war die Insel in den Besitz der *Overseas Cambodia Investment Corporation* (*OCIC*) übergegangen. Deren Firmenname in Mandarin («Cambodia Overseas Chinese-Cambodian Investment Corporation») machte deutlich, dass es sich um ein chinesisch-kambodschanisches Joint Venture handelte. Obwohl die Regierung – weniger aus kulturpolitischen denn aus wirtschaftlichen Gründen – stets gehofft hatte, dass man im Handumdrehen eine neue Chinatown hochziehen könnte, dürfte das Gelände, wenn es einmal fertig ist, nur wenige chinesische Käufer anziehen – Phnom Penh wird von chinesischen Touristen selten besucht und nur wenige Chinesen leben in der Hauptstadt. Doch nicht nur diese Kundschaft ist angesprochen, auch Europäer stehen auf der Wunschliste. Die OCIC hat mehrere Gebiete an Investoren weiterverkauft, die nun Bauprojekte wie *Casa Meridian*, eine Gated Community namens *Elite Town* sowie *The Élysée* vorbereiten, ein multifunktionales Bauprojekt mit eigenem Arc de Triomphe. Zwar dürfte dieser Jubelbogen sein Pendant in Pjöngjang nicht übertreffen, das als haarkleine Kopie des Pariser Originals seit 1982 vor dem Kim-Il-Sung-Stadion steht, nur drei Meter höher als das Pariser Vorbild und damit der höchste aller Arcs des Triomphes weltweit.

Der Takt ist angegeben, Kopien europäischer Architektur sind Referenz für guten Geschmack und gehobenen Lebensstil, ähnlich wie in China, wo Stadtplaner ganze europäische Kleinstädte und Dörfer kopieren, mit dem Nachteil, dass Chinesen eine andere Kultur- und Sozialgeschichte haben und die neuen Dörfer und Städte nicht zu den chinesischen Lebensgewohnheiten passen wollen.

It's lonely on the top

Prunkstück von *Diamond Island* soll der *Diamond Tower* werden, am Nordende der Insel mit Blick auf den ehrwürdigen Royal Palace. Mit 550 Metern Höhe soll er das höchste Gebäude aller ASEAN-Staaten sein, vorausgesetzt, er wird gebaut, und vorausgesetzt, Indonesien verzichtet auf seinen *Signature Tower*, der achtzig Meter höher wäre, und die Philippinen und Singapur und Malaysia und Thailand und Vietnam bauen im globalen Skyscraper-Contest nicht doch noch einen höheren Turm. Den Ruhm des Diamant-Turms schmälern könnte ausserdem ein zweites himmelstrebendes Projekt: Im Juli 2015 präsentierten die kambodschanische *Thai Boon Roong Company* und die chinesische *Kia Nip Group* Pläne für einen 500 Meter hohen Zwillingsturm mit 111 Stockwerken. Kosten: 3 Milliarden US-Dollar.

Geplatzte Vision: Zwei bleistiftförmige Türme sollten es werden, inzwischen sind nur noch Quader geplant. Baubeginn? Man müsse zuwarten, heisst es, zuerst müsse «die Pandemie enden»

Zwei spitz zulaufende Türme, ähnlich klobigen Buntstiften, durchstechen in schwindelerregender Höhe eine riesige Plattform, die einem sechseckigen Bahlsen-Keks gleicht, was den Zwillingstürmen die Form zweier ausrangierter Raketen verleiht, die davonstreben wollen, aber nicht können, weil sie aneinander gefesselt sind. Ob das Monstrum je gebaut würde, war unklar, das höchste Bauwerk wäre es auf keinen Fall, wenn auch um einiges höher als die *Petronas Towers* in Kuala Lumpur, jene berühmten Zwillingstürme. Dann, im November 2021, schrieb die *Phnom Penh Post*: «Construction of Thai Boon Roong Group's ambitious more-than-$3-billion twin commercial skyscraper project in central Phnom Penh will begin when Covid-19 ends, according to Thai Boon Roong Architectural Co Ltd director Tous Saphoeun». Die Terminierung ist salomonisch, denn wann die Covid-19-Pandemie endet, ist unklar. Das Einzige, was zumindest vorübergehend klar ist: Die Bleistiftsilhouette und die keksförmige Plattform sollen wegfallen, stattdessen sind zwei parallel stehende Quader in Planung, die an die New Yorker *Twin Towers* erinnern und durch Brücken miteinander verbunden sind.

Der Tenor solcher Projektpräsentationen ist immer derselbe: Das Projekt werde weitere Investitionen nach Phnom Penh locken, dies sei ein Beweis für die ökonomische Kraft und Gesundheit Kambodschas und für die politische Stabilität … ein Zirkelschluss, der Risikoanleger vorerst noch nicht abgeschreckt hat.

Direkt am Ufer das Bassac River, mitten im Einzugsgebiet der Hochwasserfluten des Mekong, soll eine *Diamond Island Riviera* entstehen. Drei 33-stöckige Wohnblöcke mit Shoppingcenter, Krankenhaus, internationaler Schule und einem zweihun-

dert Meter langen Infinity Pool auf dem Dach sind geplant, unten zwei Fussgängerzonen, ausserdem zwei weitere 29-stöckige Wohnblöcke mit Blick auf den Fluss. So lauten die Pläne. Derzeit präsentiert sich das Gebiet vor allem mit breiten und leeren Strassen, teils asphaltiert, meist aber ohne Belag, halbfertigen Fussgängerwegen, Strassenbaumaschinen, Strassenschildern, Baugruben, Bauarbeitern, Baumaschinen, Baumaterial, ein paar Wohnhäusern in staubiger Umgebung und vielen junge Kambodschanern, die in Phnom Penh wohnen und nachts mit ihren Mopeds über die Insel knattern, um sich mit Gleichgesinnten zu treffen. Ab und zu trabt eine Kuh an den Foodstalls vorbei, dann ist wieder Ruhe auf der Diamanteninsel.

Zumindest für den Konsumgüterhandel dürfte die Inselrechnung ohnehin nicht aufgehen. Nur wenige hundert Meter entfernt ist dem geplanten Einkaufzentrum *La Seine* bereits ein potenter Konkurrent erwachsen. Im japanischen Einkaufsparadies *Aeon Mall*, dem landesgrössten aller Shoppingcenters, findet man Einzelhandel, Ladenketten, Restaurants, Wellness und mehrere Kinos. Obwohl das Wohnungsangebot in Phnom Penh die Nachfrage bei weitem übersteigt, sehen die Investoren von *Diamond Island* gute Chancen, ihre Objekte an den Mann zu bringen. Sie hoffen auf ein anziehendes Wirtschaftswachstum und starren auf die Ölpreise wie das Kaninchen auf die Schlange. In Hongkong, dem grossen Vorbild, ist längst eingetreten, wovor man sich in Kambodscha heimlich fürchtet: Wegen Überangebot sind die Immobilienpreise um bis zu zwanzig Prozent gefallen, irgendeiner wird die Zeche bezahlen. Der Grössenwahnsinn wurde sogar der geschäftstüchtigen kambodschanischen Regierung zu viel. 2014 pfiff sie die OCIC zurück und verlangte, der Investor müsse sich strikt an die geplanten Ausmasse der Bauprojekte und die Bebauungsflächen halten. Der Grund: Das Unternehmen hatte ohne Bewilligung zusätzliche Landgewinnung an der Bassac River Front betrieben und seine Bauflächen massiv in den Fluss hinein vergrössert.

Spuren der New Khmer Architecture im ganzen Land

Kaum fünfzig Jahre vor den schwindelerregenden Investitionsphantasien diente Architektur einem anderen Zweck: der Neuorganisation und Selbstfindung eines Landes, das gerade die Kolonialherrschaft abgeschüttelt hatte. Nicht nur in der Hauptstadt, auch in den Provinzstädten sollte nach Prämissen der *New Khmer Architecture* gebaut werden – effizient, zweckmässig, der Bevölkerung dienend, auch wenn der Stolz eines gerade unabhängig gewordenen Staates damit verbunden war.

L'Université de Battambang, 1968 durch Ung Krapum Phka geplant und erbaut

Ein Beispiel ist die 1968 von Ung Krapum Phka errichtete Universität von Kambodschas zweitgrösster Stadt Battambang. Ung Krapum Phka war neben Lu Ban Hap und Vann Molyvann einer der wichtigsten Architekten seiner Zeit, gemeinsam realisierte man mehrere Projekte. Unter der Herrschaft der Roten Khmer verschwand der geniale Architekt spurlos und tauchte nie wieder auf.

Vann Molyvanns innovative VIP-Empfangshalle am Flughafen von Siem Reap – inzwischen abgerissen

Aus Vann Molyvanns Büro wiederum stammt die V.I.P.-Empfangshalle des *Airport N°1* in Siem Reap, die inzwischen abgerissen ist. Die am besten erhaltenen Bauten des grossen Baumeisters ausserhalb Phnom Penh findet man aber in Sihanoukville, dem ehemaligen Kompong Som. Das verschlafene Fischerdorf am Golf von Thailand war Mitte der 1950er-Jahre von Vann Molyvann geplant und vermutlich sogar selbst ausgeführt worden, als es darum ging, nach Erlangen der Unabhängigkeit unabhängig zu werden von Flusstransporten über den Mekong, und damit durch

Vietnam. Die Stadt, die in den letzten Jahren im Zuge eines gigantischen chinesisches Investitionsbooms zunehmend den Charakter eine chinesischen Enklave angenommen hat, beherbergt heute noch drei Musterbeispiele der *New Khmer Architecture*: *Cambrew Brewery*, *St. Michaels* und *Banque Nationale de Cambodge*.

Eine Nationalbank nicht in der Hauptstadt, sondern im grössten Seehafen des Landes anzusiedeln, lag nahe, kambodschanische Banknoten wurden in Frankreich gedruckt und per Seetransport importiert. Die Tresore und die Baustruktur in Sihanoukville wurden nach schweizerischen Vorbildern errichtet und waren derart massiv, dass es selbst den Roten Khmer nicht gelang, sie zu sprengen. Beim Versuch, das «bourgeoise» Schandmal in die Luft zu jagen, wurden die Fundamente aber so stark beschädigt, dass umfangreiche Reparaturen nötig wurden, bevor die Bank ihren Betrieb wieder aufnehmen konnte. Das auffälligste Merkmal des Bankkomplexes ist ein riesiges skulpturales Vordach aus Stahlbeton. Von der Strasse aus betrachtet sieht es aus, als handle es sich um ein zusätzliches Stockwerk, tatsächlich aber schwebt ein in der Mitte eingeknicktes Dach über dem eigentlichen und schützt so das Gebäude vor direkter Sonneneinstrahlung. Dabei entsteht ein abgeschatteter Aussenraum, der vom obersten Stockwerk betreten werden kann und die grösste Pergola ihrer Art im Land bildet. An die Bank gliedert sich ein Wohnkomplex für Bankangestellte an, der zeigt, wie Vann Molyvann Elemente der Khmer-Architektur übernahm. Die äussere Backsteinwand ist aufgebrochen und weist Lichtschlitze auf, die Zimmer gruppieren sich um einen Innenhof, die Dächer neigen sich vom äusseren Rand nach innen und bilden eine zentrale Ablaufrinne.

Der zweite Bau in Sihanoukville, die staatlich geführte *Societé des Khmeres Distilleries* (*SKD*), wurde 1966 als erste Brauerei des Landes in Betrieb genommen und umfasste neben Kessel-, Maschinen- und Sudhäusern, Gärräumem, Lagerhallen und Abfüllanlagen auch 76 Mitarbeiterwohnungen. Die *SKD* produzierte *Angkor Beer*, *Bayon Beer* und weitere Flaschengetränke. Das Verwaltungsgebäude wies die typischen Elemente der Architektur Van Molyvanns auf: Stelzen, gefaltete Dächer, komplexe Aufhängevorrichtungen. Das Hauptgebäude, inspiriert von den Tragjochen der kambodschanischen Bauern *Dong Raik*, scheint zu schweben.

Das erste Obergeschoss aus Backstein und Beton wird durch ein komplexes Gewebe aus versteckten Balken getragen und kragt mehrere Meter über dem Erdgeschoss aus, zusätzlich verstrebt und gestützt durch Dreieckstäger. Der Grund, Sihanoukville für den Bau einer Brauerei zu wählen, war das lokale Wasser mit seiner für Bier geradezu optimalen Mineralienzusammensetzung, auch wenn die Fabrik für

die Produktion der Flaschen zweihundert Kilometer in Richtung Phnom Penh lag. Beim dem Einzug der Roten Khmer wurde der Brauereibetrieb eingestellt und erst 1991 wieder aufgenommen, heute produziert man dort *Angkor Beer* und *Bayon Beer*, ausserdem *Black Panther* und *Klang Beer* sowie verschiedene Pepsi-Produkte.

Banque Nationale du Cambodge, von den Roten Khmer 1975 beschädigt und in den 1980er-Jahren restauriert und das Hauptgebäude der Cambrew Brewery (unten)

Das dritte Gebäude der *New Khmer Architecture* ist die *Eglise St Michael*, deren Konzept Vann Molyvann 1960 zusammen mit dem baskischen Priester Ahadobery entwickelte. Dem Schutzpatron der Seefahrer geweiht und 1962 eröffnet, wurde die Kirche von Mitgliedern der vietnamesischen Gemeinde besucht, Katholiken in Kambodscha waren vor allem Vietnamesen. Bis 1975 wurde St. Michaels als Gotteshaus genutzt, dann von den Roten Khmer in ein Gefängnis umfunktioniert, danach war es jahrelang geschlossen. 1993 wurde die Kirche wieder eröffnet, etwa fünfzig Familien nehmen heute an den Gottesdiensten teil.

Die Eglise Saint Michel in Sihanoukville ist dem Schutzpatron der Seefahrer gewidmet

Dass der Nationalarchitekt eines sozialistischen Landes eine christliche Kirche errichtete, war nicht selbstverständlich. Trotz Jahrhunderte langer Missionierungsbemühungen war die christliche Anhängerschaft in Kambodscha stets klein geblieben, seit Eintreffen der ersten Portugiesen im 16. Jahrhundert war es katholischen und protestantischen Missionaren nie gelungen, mehr als ein Prozent der Bevölkerung zur Konvertierung zu bewegen. Sie fristeten eine Randexistenz, viele verbrachten einsame Tage auf Missionen in abgelegenen Dörfern, wo man sie bestenfalls belächelte oder ignorierte, aber nie sonderlich ernst nahm.

Die Geschichte der evangelischen Mission in Kambodscha war stets marginal geblieben. Anfang der 1920er-Jahre waren Mitarbeiter der *Christian and Missonary Alliance* aus den USA eingetroffen und hatten in Phnom Penh, später auch in anderen Landesteilen evangelisiert. Sie wandten sich den Khmer zu, fanden aber vor allem unter Vietnamesen und Chinesen Zuspruch. Wenige Jahre später verbot König Monivong I. die Evangelisierungstätigkeit und liess die Bibelstudenten einsperren. Während des *Khmar Issarak*-Aufstandes, einer anti-französischen und antikolonialen Bewegung zwischen 1942 und 1952, wurden zahlreiche Christen ermordet. 1965 führte die Regierung mit ihrer anti-amerikanischen Politik die Repressionen fort und verwies alle amerikanischen Mitarbeiter der *Christian and Missonary Alliance* des Landes. Sämtliche protestantischen Kirchen, ausser in zwei Provinzen, wurden geschlossen, die kirchliche Tätigkeit verlagerte sich nun in den Bereich der Laienpre-

diger. Dies verstärkte die Integration in der Bevölkerung und führte dazu, dass unter der Regierung Lon Nol die Tätigkeit der Protestanten zunächst weitgehend unberührt blieb. Gleichwohl hat die protestantische Kirche auch in den darauffolgenden Jahren in Kambodscha nie eine grössere Bedeutung erlangt.

Die Terrornacht von Chroy Changvar

Katholiken hingegen waren aktiver als Protestanten und daher in grösserer Gefahr. Nicht selten wurden sie von der Bevölkerung und der Regierung verfolgt. Zwar wurden nicht wie allgemein behauptet alle Kirchen unter Lon Nol und den Roten Khmer zerstört, ausser in Sihanoukville finden sich Gotteshäuser in Phnom Penh, Battambang und auf dem flachen Land. Verglichen mit den Buddhisten aber war die Zahl katholischer Gläubiger stets verschwindend gering, von den sieben Millionen Kambodschanern, die vor 1975 im Land lebten, waren knapp 120'000 khmer- und vietnamesisch-stämmige Katholiken, fast die Hälfte lebte in Phnom Penh. Ihre Geschichte ist von Brutalität und Unterdrückung geprägt und ein Beispiel für rassistisch-religiös motivierten Völkermord.

1912 hatte Kambodschas Generalvikar Bischof Jean-Claude Bouchut den Karmel von Saigon besucht und den Wunsch geäussert, in Phnom Penh ein ähnliches Kloster aufzubauen. Sieben Jahre später trafen die ersten Karmeliterinnen ein und in Chroy Changvar, einem Dorf nordöstlich von Phnom Penh am Ufer des Tonlé Sap, wurde das erste Kloster eröffnet: *Notre-Dame de l'Esperance*. Mehrere Jahrzehnte taten die Nonnen ihre Arbeit, wobei sie von den Kambodschanern weder belästigt noch unterstützt wurden.

In den sechziger Jahren begann die sich Lage langsam, dann immer rascher zu verschlechtern. Bereits Sihanouk hatte aus Furcht, die Rasse der Khmer könne «aussterben», anti-vietnamesische Ressentiments geschürt und damit auch Katholiken getroffen. Markige Sätze wie «kein Vietnamese wird ruhig schlafen können, bevor er nicht Kambodscha in die Sklaverei überführt und anschliessend ausradiert hat» zierten seine Reden. Derart drastische Formulierungen mögen teilweise dem Kulturraum Südostasien geschuldet sein, sie zeigen aber auch, dass Xenophobie nicht erst seit Lon Nol und den Roten Khmer in Kambodscha salonfähig war. Der eigentliche Terror setzte ein, als sich Lon Nol 1970 mit Unterstützung der CIA an die Macht putschte, um Kambodscha in eine Operationsbasis für den US-Krieg gegen Nordvietnam zu verwandeln. Geschickt vermischte er realpolitische mit rassistischen und religionsfeindlichen Argumenten. Aus Furcht, Nordvietnam könnte Kambodscha besetzen,

falls es den Krieg gegen Südvietnam gewinnen sollte, bezeichnete er die Vertreibung der Vietnamesen als unverzichtbare Voraussetzung für das Überleben der Kambodschaner, ja der gesamten Khmer-Kultur. Sein Gegenrezept lautete: Man muss gefangene Vietnamesen als Geiseln und Spione gegen die Aktivitäten der Nordvietnamesen einsetzen. Lon Nols öffentlicher Aufruf, alle Vietnamesen zu verjagen, ebnete den Weg für ein Pogrom, das in einem Blutrausch endete. Vietnamesische, also mehrheitlich katholische Mitbürger, die seit vielen Jahren Wand an Wand mit buddhistischen Nachbarn gelebt hatten, wurden auf offener Strasse überfallen und in Gefangenenlager deportiert, Christen wurden niedergemetzelt, Kirchen verwüstet. Alle christlichen Glaubensgemeinschaften wurden verboten. Die Täter wussten die Regierung stets im Rücken, denn man ging davon aus, dass die katholischen Kirchen vietnamesische Spione versteckten: «Die Vietnamesen zerstören systematisch unsere sozioökonomischen Grundlagen, unsere Zivilisation ... sie wollen das Volk der Khmer nicht nur unterjochen, sondern die Art, wie wir leben, wie wir denken und unseren Glauben ausüben, beseitigen.» Kein Journalist, kein Parlamentsabgeordneter, nicht einmal die Buddhisten verurteilten das Morden. Viele Jahre später liess Lon Nol gegenüber Südvietnams Regierung erklären, es sei damals unmöglich gewesen, zwischen Vietnamesen, die den Vietcong angehörten, und «normalen» Vietnamesen zu unterscheiden, insofern sei die Brutalität seiner Soldaten entschuldbar.

In der Nacht vom 12. auf den 13. April 1970 geschah das Unfassbare. Soldaten umstellten Chroy Changvar, wo sich auch das Karmeliterkloster befand. Im Dorf lebten fast ausschliesslich katholische Vietnamesen. Alle männlichen Bewohner über fünfzehn Jahren wurden verhaftet, gefesselt und auf Booten stromabwärts gebracht, fast achthundert Personen. Frauen und Mädchen wurden vergewaltigt, wenigen gelang die Flucht. Seit Tagen hatte die Regierung eine Ausgangssperre über die vietnamesische Bevölkerung verhängt, nun waren alle Dorfbewohner in ihren Hütten, als die Soldaten einfielen. Später verleugnete die Regierung, dass etwas geschehen sei, und Lon Nol behauptete sogar, die Presse verbreite Lügenmärchen. In Wirklichkeit hätten die Vietcong das Ganze inszeniert, indem sie gefallene Spione in Zivilkleidung gesteckt und in den Fluss geworfen hätten. Bis heute ist Chroy Changvar ein Brandmal des Rassismus, die Behauptung der Hun-Sen-Regierung, es hätten nie Massaker stattgefunden, ist Propaganda und eine glatte Lüge.

Aus den Berichten der wenigen, die sich heute in Chroy Changvar trauen, über die damaligen Ereignisse zu sprechen, wird deutlich, wie sehr das Ausmass an Grausamkeit alle Vorstellungen überstieg. Auf einer kleinen Insel im Mekong, dreissig Kilome-

ter unterhalb von Phnom Penh, fanden in drei aufeinander folgenden Nächten die Massenerschiessungen statt. Fast eine Woche lang treiben durchsiebte Leichen in Höhe der Neak Loeung-Fähre an die Ufer. Soldaten hatten Jugendliche und alte Männer zusammengetrieben und unter dem Vorwand, man werde sie in ein Lager bringen, auf die Insel verschleppt, dort fielen die Schüsse. Einige wenige entkamen, und es dauerte eine Woche, bis die ersten nach Chroy Changvar zurückkehrten. Ähnliche Gemetzel fanden in Battambang, in den Provinzen Ratanakiri, Mondulkiri und in anderen Landesregionen statt, manchmal trieben Tausende ermordeter Vietnamesen auf den Flüssen. Wenige Monate später waren von den 400'000 Vietnamesen knapp zehntausend im Land geblieben, die meisten fristeten ein erbärmliches Dasein in Flüchtlingslagern und warteten auf die Abschiebung, was die vietnamesische Regierung vor die schier unlösbare Aufgabe stellte, für Tausende neuer Bürger Unterkünfte und Arbeit zu finden. In einer zynischen Ansprache liess Lon Nol verlautbaren, dass «jetzt, wo unsere vietnamesischen Brüder unser Land verlassen haben, niemand Sorge um leer stehende Häuser» haben müsse, sie würden von kambodschanischen Nachbarn in Besitz genommen. Fast alle Katholiken verliessen Kambodscha, wurden getötet oder zogen sich aus dem öffentlichen Leben zurück.

Katholiken auf der Flucht

Einen Monat nach Lon Nols Putsch fielen amerikanische und südvietnamesische Streitkräfte in Kambodscha ein, um Stützpunkte der Nordvietnamesen zu zerstören. Zwei Monate später zogen sich die Amerikaner zurück, während die Vietnamesen im Land blieben und die Zeit ausgiebig nutzten, die Massaker an ihren Landsleuten zu rächen. Lon Nols Feldzug hatte nicht nur keine Verbesserungen geschaffen, sondern dazu geführt, dass die Nordvietnamesen nun ihre geheimen Stellungen im Grenzgebiet verliessen und nach Kambodscha eindrangen. Sie lancierten eine breit angelegte Kampagne gegen den neuen Premierminister und spielten Ansprachen des vertriebenen Staatsoberhaupts Sihanouk ab, in denen er zum Widerstand gegen die Regierung aufrief. Fast überall wurden die Vietnamesen als Befreier gefeiert, einige Provinzverwaltungen liefen zu ihnen über und innerhalb weniger Wochen brachten die Vietcong und die Roten Khmer halb Kambodscha unter ihre Gewalt. Lon Nols Versuch, die kommunistischen Bewegungen zu unterbinden und die Vietnamesen aus dem Land zu jagen, war auf ganzer Linie gescheitert. Der Bürgerkrieg, der nun begann und an dem sich die USA mit Flächenbombardements im Osten Kambodschas beteiligten, ebnete einem Terrorregime den Weg an die Macht.

Als die Roten Khmer im April 1975 in Richtung Hauptstadt marschierten, endete auch die Tätigkeit der Karmeliterinnen von Chroy Changvar. Angesichts der wachsenden Bedrohung hatte die Leitung alle kambodschanischen Mitarbeiter aufgefordert, das Kloster zu verlassen. Die ausländischen Nonnen begaben sich auf Anweisung des Apostolischen Vikars von Phnom Penh, Bischof Yves Ramousse, zum Flughafen und wurden, während die Maschine noch auf dem Strip stand, von den Roten Khmer beschossen. Nach einer aufreibenden Reise über Bangkok trafen sie in Belgien ein, wo man sie in ein Karmeliterkloster aufnahm. Wenige Tage später trat Yves Ramousse von seinem Amt zurück. Die neuen Machthaber Kambodschas aber verwandelten den Karmel von Chroy Changvar in eine Militärbaracke, montierten eine Antenne für ihren Propagandasender auf dem Dach und sprengten ein Jahr später die meisten Gebäude in die Luft.

Danach gab es in Chroy Changvar fast keine Männer mehr. Was vom Dorf übrig geblieben war, war freundlich und sauber, die meisten Häuser standen auf Stelzen am Flussufer, landeinwärts fand man weitere Holzbauten, einige von Gärten umgeben, und in der Mitte der Ansiedlung stand die kleine stuckverzierte Kirche.
Das dort eröffnete Waisenhaus Kean Khlaing beherbergte einhundertfünfzig Kinder zwischen fünf und zwanzig Jahren, man bezog staatliche Unterstützung von monatlich 4,000–5,000 Riels pro Kind und bot ihnen ein besseres Zuhause als das Leben auf der Strasse. Die Waisen erhielten Zuwendung, Erziehung und eine Zukunftsperspektive. Zwar waren spätere Konflikte vorprogrammiert, denn oft verlassen Kinder die Waisenhäuser mit allzu grossen Erwartungen und werden von der Wirklichkeit Kambodschas bitter enttäuscht. Doch sie hatten immerhin ein sicheres Zuhause.

Chroy Changvar wird ein zweites Mal zerstört

Eine zweite, fast noch brutalere Wirklichkeit überrollt Chroy Changvar seit einigen Jahren. Vierzig Jahre nach dem Pogrom ist das gesamte Dorf in seiner Existenz bedroht, und wieder einmal ist es die eigene Regierung, die an den Hebeln zieht. Anfang 2014 hatten Baggerschiffe begonnen, Tausende von Kubikmetern Sand aus dem Mekong auszubaggern, den Tonlé Sap hinauf zu verfrachten und in ein vierhundert Hektar grosses Gebiet zu pumpen – nicht, um die Lebensbedingungen der Bewohner von Chroy Changvar zu verbessern, die am Rande eines Feuchtgebietes wohnen, sondern um für andere, finanzstärkere Interessenten neuen Lebensraum zu schaffen. Die Regierung hatte das Gebiet von Chroy Changvar für 99 Jahre an die *Overseas Cambodian Investment Corporation* (*OCIC*) verpachtet, der Preis wurde

geheim gehalten. Der Investor plant, für 3 Milliarden US-Dollar ein riesiges Immobilienprojekt namens *Chroy Changvar: Citiy of the Future* hochziehen. Als Folge davon sind nicht nur die Bodenpreise explodiert, sondern das alltägliche Leben der ortsansässigen Bevölkerung wird auch zunehmend teurer. «Welcome to the land of golden opportunities in the prime area at the Tonlé Sap River. A brighter future awaits you here at ‹Chroy Changvar – City of the Future›. ... Chroy Changvar will be the crown jewel of Phnom Penh and Cambodia» verkündet die Website. Dass mit dem Begriff «Crown Juwel» eine teilweise gnadenlose britische Kolonialideologie zitiert wird, mag Zufall sein, und ob die Zukunft des immer wieder von Katastrophen durchgeschüttelten Orts wirklich eine «brighter future» sein wird, ist unsicher. Die Investmentbüros und Immobilienmakler werben mit erstklassigen Verkehrsverbindungen zwischen Phnom Penh und der Halbinsel, parallel zur 1969 eröffneten *Chroy Changvar-Bridge*, die wegen ihres Finanzierungsmodells als *Cambodian-Japanese-Friendship-Bridge* bekannt ist, wurde eine zweite Brücke errichtet, diesmal mit chinesischer Unterstützung. Was verschwiegen wird: Die alte Brücke ist so morsch, dass sie für Untersuchungen geschlossen werden musste, ob sie überhaupt zu retten sein wird, steht in den Sternen.

In dieser Stadt der goldenen Möglichkeiten plant die OCIC einen sechzig Hektar grossen Park, ein vierzig Hektar grosses Sportzentrum, Shops und Wohnkomplexe auf insgesamt zweihundert Hektar Fläche. Derweil die Erdarbeiten begannen, konnten die Bewohner zusehen, wie ihre Häuser und ihr Land in den Fluss absackten. Mehr als ein Dutzend Pumpen von der Grösse eines Mittelklassewagens waren am Ufer installiert worden und pumpten den Sand durch das Dorf auf das Gelände der OCIC. «Unser Haus sank tiefer und tiefer, das Gelände gab immer mehr nach, dann fiel es in sich zusammen», berichtete der stellvertretende Bürgermeister Un Loeun, während er über die Schlammebene blickte, auf der einmal das Heim seiner Familie gestanden hatte. Die endlosen Vibrationen und das ausgepumpte Wasser weichten das Erdreich auf und lösten Erdrutsche aus, in nur wenigen Monaten hatte sich die Uferlinie des Tonlé Sap um mehr als fünf Meter zurückgezogen. Touch Samnang, ein Projektmanager der OCIC, die ohne Erlaubnis mit den Erdarbeiten begonnen hatte, liess wissen, für Schadensersatzansprüche sei das Bürgermeisteramt zuständig.

Nachdem dort zahlreiche Klagen eingegangen und ein Bericht in der Lokalzeitung *Kampuchea Thmey* erschienen war, besuchte der Vizegouverneur von Phnom Penh, Chreang Sophan, das Areal, um in kambodschanischer Logik festzustellen, dass die vom Schaden betroffenen Gebiete *ausserhalb* der Erschliessungsareals lägen, womit

es keinen Klärungsbedarf gebe. «Wenn Land ins Wasser rutscht ist das nicht unsere Verantwortung. Erosion ist ein natürliches Phänomen.»

Wie so oft wurde der schwarze Peter eine Weile hin und her geschoben. Chea Sam On, Dorfbürgermeisterin der ebenfalls betroffenen Gemeinde Doeumkor, behauptete, von Klagen habe sie nichts gehört. Als man ihr die Zeitungsmeldung mit dem Bericht der Zerstörungen zeigte, erinnerte sie sich: Ja, es habe wohl ein paar Beschwerden gegeben, von zwanzig Familien, das Ganze sei leicht zu erklären, alle Arbeiter seien Vietnamesen, und als man sie gefragt hätte, auf welcher Rechtsgrundlage sie arbeiteten, hätten sie auf Vietnamesisch geantwortet. Sophea Nit, ein kambodschanischer Arbeiter, der keine fünfhundert Meter vom Haus der Bürgermeisterin entfernt arbeitet und fliessend Khmer spricht, stellte fest: «Bevor wir unsere Pumpen überhaupt installieren durften, mussten wir die Genehmigung der lokalen Behörden einholen». Und diese lokale Behörde war keine andere als die Bürgermeisterin selbst.

Der *World Wildlife Fund* hat festgestellt, dass die Landerosion eine direkte Folge unkontrollierter Ausbaggerungen ist, die weite Teile von Infrastrukturen zu zerstören drohen. Ein Sprecher der Stadtverwaltung liess daraufhin mitteilen, im Stadtgebiet von Phnom Penh würden gar keine Baggerarbeiten durchgeführt, falls andernorts Baggerarbeiten stattfänden, sei dies keine Sache der Stadtverwaltung. Der Gouverneur der benachbarten Provinz Kandal, Phay Bunchhoeun, räumte ein, möglicherweise hätten Baggerarbeiten stattgefunden, doch es gebe Baufirmen, die Verträge hätten und sich einfach um diese Angelegenheiten kümmern würden. Ob er Namen nennen könne? Nein, spontan könne er sich an keine Namen erinnern …

Anwohnerprotest in Chroy Changvar gegen illegale Baumassnahmen

Im Januar 2016 begannen die Proteste. Bewohner der Gemeinden Kean Klang und Prek Leap auf der Ostseite der Halbinsel hinderten die Strassenbauer an der Weiterarbeit, nachdem Bulldozer begonnen hatten, ihre Ländereien für den Strassenbau niederzuwalzen, ohne dass zuvor eine Einigung erzielt worden war. Die Besitzer be-

teuerten öffentlich, dass sie ihr Land dem Entwicklungsprojekt zur Verfügung stellen würden, verlangten aber eine angemessene Kompensation. Das bisherige Angebot der OCIC war marginal gewesen, niedergerissene Häuser sollten durch Wohnungen ersetzt werden, die nur halb so gross waren wie die bisherigen. Distriktgouverneur Klang Hout wies das Ansinnen zurück, mit dem Argument, man habe kein Budget für den Verlust von unbebautem Land, auf den Parzellen müsse mindestens ein Haus gestanden haben. Diese Interpretation widerspricht diametral der kambodschanischen Verfassung, denn per Gesetz steht Landbesitzern bei Enteignung eine angemessene Kompensation zu, egal ob das Gelände nun bebaut ist oder nicht.

Unterstützt von nationalen und internationalen Medien und von Internetcommunities, die auch ein Hun Sen auf Dauer nicht ignorieren kann, will er an der Macht bleiben, wächst das Selbstbewusstsein der kambodschanischen Bevölkerung. Die betroffenen zweihundertfünfzig Familien, in deren Besitz das Land seit 1979 ist, werden inzwischen von sechs Kommunalverwaltungen unterstützt und sind mit neuen Forderungen an die Regierung und die OCIC herangetreten: Man verlange mindestens vierhundert US-Dollar pro Quadratmeter, zudem werde man höchstens die Hälfte des geforderten Landes abgeben. Was aber am wichtigsten sei: Mit jedem Tag, der tatenlos verstreiche, werde der Quadratmeterpreis steigen und die angebotene Fläche reduziert werden. Der Ball liege nun bei der Regierung.

Aus den «high-end modern apartments and sky-high mansions», die laut führender Website *Realestate* «excellent and panoramic riverside views» bieten werden, wird zumindest vorläufig nichts werden, denn im März 2022 geschah, was Verfechter nachhaltiger Entwicklung seit langem befürchtet hatten: Die Küstenstrasse von Chroy Changvar versank in den Fluten des Tonlé Sap, vorausgegangen waren massive Ausbaggerungen. Ouer Siphon, Gemeindevorsteher von Prek Tasek, liess gegenüber den Medien verlautbaren, man werde Sand und Felsrocken heranbringen, vorläufig werde man eine provisorische Strasse errichten, nach dem Monsun wolle man nach einer dauerhafteren Lösung suchen. Weshalb das Flussufer abgesackt sei, könne er sich nicht erklären, vermutlich habe man vor Jahren einen Bach zugeschüttet, dessen Wasser habe den Untergrund erodieren lassen.

Die Fall ist nicht einmalig, er gehört inzwischen zum kambodschanischen Alltag. Im Mai desselben Jahres stürzte in Ta Khmau, wenige Kilometer südlich von Phnom Penh in der Provinz Kandal, ein Teil des Flussufers ein und zerstörte Teile eines buddhistischen Tempels und eine massive Betonböschung mit Treppen, die zum Fluss hinunter führten. Wie üblich machten die Behörden starke Regenfälle fluss-

aufwärts verantwortlich. Zwar ist Erosion ein seit Jahrhunderten bekanntes Phänomen, auch der Klimawandel trägt zu Erosion bei, vor allem aber wird an den Flüssen Tonlé Sap, Mekong und Bassac vermehrt Sand ausgebaggert, regelmässig berichten die Medien über Ufereinbrüche. Dieses Phänomen ist kein spezifisch kambodschanisches: In ganz Südostasien, aber auch in China und im Nahen Osten rutschen Küstenstreifen ins Meer, weil grosse Mengen Sand ausgebaggert werden, um Bauflächen aufzuschütten und die Asphalt- und Betonproduktion am Laufen zu halten.

2018 wäre *Notre-Dame d'Esperance* und die neugotische Kirche einhundert Jahre alt geworden – gemessen an europäischen Kirchenbauten ein jugendliches Alter. Bulldozer sorgten dafür, dass das Jubiläum ausfiel. Um Platz für Luxuswohnungen zu schaffen, riss man Kloster und Kirche ab, nur den weissen Kirchturm liess man stehen, jetzt ragt er wie ein verlassener Leuchtturm aus dem Baugelände. Fotos auf Google Street View zeigen immer noch die spätgotische kleine Kirche, auf Satellitenfotos aber ist sie ausradiert, das Baugelände ist deutlich sichtbar.

Überbleibsel einer mutigen Religionsgeschichte: Turm der ehemaligen Klosterkirche auf Chroy Changvar

Geisterstädte als Geldanlage

OCIC ist der grösste Immobilienkonzern Kambodschas, zu seinen Projekten zählen Satellitenstädte wie *Diamond Island City*, der Hochhaus-Cluster *Rose Condominium* mit sieben 150 Meter hohen Wolkenkratzern, das 32-stöckige Bank- und Geschäftshochhaus *Canadia Tower*, das 8-stöckige *Sorya Shopping Center* (Claim: «western-style») und weitere Ikonen südostasiatischer Hochhausfantasien. Chroy Changvar sollte der vorläufige Höhepunkt werden, aktuell ist der Verkauf von Immobilien aber landesweit ins Stocken geraten. Schon das *Rose Condominium* war ein Jahr nach seiner Eröffnung weitgehend unbewohnt – es gibt nicht genügend Nachfrage für Wohnungen der High-End-Klasse. Kambodschas Nouveau Riche macht einen

verschwindend kleinen Prozentsatz der Gesamtbevölkerung aus und die erst langsam wachsende Mittelschicht ist nicht in der Lage oder nicht bereit, solche Immobilien zu kaufen. Auf der Basis von Spekulation, Korruption, Vetternwirtschaft und Geldwäsche entstehen Geisterstädte, die kein Mensch bewohnt, ganz nach chinesischem Muster, wo derzeit sechzig Millionen Wohnungen in Retortenstädten leer stehen.

Der *Gold Tower 42* war mit 200 Metern Höhe und 250 Millionen US-Dollar Investitionssumme das Prachtstück aller Hochhausträume und wurde nach kurzer Bauzeit stillgelegt. Dann wurden die Arbeiten erneut aufgenommen, dann wieder gestoppt. Dieser Rhythmus zog sich über mehrere Jahre hin. Während die beteiligten kambodschanischen und südkoreanischen Unternehmen sich gegenseitig verklagten, hatte man als Symbol für den Baustopp zumindest den Kran vom Dach entfernt. 2015 liess die Besitzerin, die *Yon Woo Cambodia Co. Ltd.*, erklären, die Bauarbeiten würden in Kürze wieder aufgenommen, die Eröffnung des Komplexes sei für 2018 geplant. Die Nachricht war insofern seltsam, als zum Zeitpunkt ihrer Veröffentlichung niemand von den Käufern und Investoren von einer angeblichen Wiederaufnahme der Arbeiten wusste.

Die zunehmenden Proteste der Bevölkerungsteile, die bei den Stadtplanungen übergangen werden, haben inzwischen für Unruhe bei internationalen Investoren gesorgt. Wegen langwieriger Gerichtsprozesse beim Landverkauf und wegen der Umsiedlungen halten sie sich bedeckt oder ziehen sich sogar zurück. Jetzt sollen einheimische Anleger das Ruder herumreissen. Auch beim Projekt *Boeung Kak Lake* stehen die Räder still. Das einst so wichtige Überflutungsgebiet ist inzwischen mit Sand aufgefüllt – weitergearbeitet wird erst einmal nicht. Inzwischen sind die vertriebenen Bewohner an die Weltbank gelangt, die ihre Zahlungen an das Bauunternehmen sistiert hat, bis die Geschädigten angemessene Entschädigung erhalten.

Gefängnisse zu Luxushotels

Ein ausschliesslich kambodschanisches Unternehmen kennt solche Unsicherheiten nicht, vor allem dann nicht, wenn es mit der Regierung verzahnt ist. Das riesige *Sokha Hotel* an der Spitze der Halbinsel Chroy Changvar direkt gegenüber der Altstadtpromenade ist ein Musterbeispiel für misslungene Stadtplanung, Vetternwirtschaft und den Einfallsreichtum, wenn es darum geht zu erklären, warum Bauprojekte sich endlos hinziehen. Zu Baubeginn im Jahr 2007 waren 800 Hotelzimmer geplant gewesen, dann sollten es nur noch 450 Einheiten sein. Sieben Jahre später war das Hotel immer noch nicht fertig. Im Sommer 2015 wurde es eingeweiht, mit

540 Zimmern und 190 Eigentumswohnungen. Bauherr ist die Firma *Sokimex* des Tycooons Neak Oknha Sok Kong, des grössten Unternehmers im Land, mit Kerngeschäft Mineralölindustrie. Das mit der Regierung eng verflochtene Unternehmen profitiert von Steuerbefreiungen, die anderen Konzernen versperrt sind. Gasimporte, Hafenanlagen, Pipelines, die an Konkurrenten vermietet werden, und Textilindustrie – unter anderem die gesamte Militär- und Polizeiausrüstung, die zum dreifachen Marktpreis an die Regierung verkauft wird – bilden die Haupteinnahmequellen, die millionenschweren Ticketeinnahmen in Angkor Wat, mehrere Kautschukplantagen und Luxushotels in Siem Reap und Sihanoukville ergänzen das Portefeuille.

Besonders einfallsreich ist *Sokimex*, wenn es darum geht, Immobilien-Filetstücke aus der Kolonialzeit umzunutzen. So erwarb man das heruntergekommene *Zentralgefängnis T3* in Phnom Penh, um ein Luxushotel hochzuziehen. Einzige Bedingung: Man müsse ein neues Gefängnis bauen. Es liegt weit ausserhalb der Stadt, ist nach Auskunft unabhängiger Menschenrechtsgruppen schlampig geplant und mit schlechtem Wasser, dürftiger Belüftung und unzureichenden sanitären Anlagen ausgestattet.

Ein Jahr nach der Eröffnung platzt das neue Prey Sar Prison, geplant für zweitausend Insassen, aus allen Nähten: dreimal so viele Gefangene sind hier inhaftiert

Dasselbe Kooperationsmodell hatte *Sokimex* bereits in Siem Reap angewendet. Dort hatte man das ehemalige Gefängnis durch ein Luxushotel ersetzt und der Regierung ein neues gebaut, fünfzig Kilometer ausserhalb von Siem Reap – mit dem Ergebnis, dass Verwandte nicht mehr ohne weiteres ihre Angehörigen besuchen können. «Das neue Gefängnis ist dreimal so gross wie das alte», wimmelte Vizedirektor Sorn Sokna kritische Journalistenfragen ab: «Es ist sehr schön, sehr komfortabel.» Allerdings hatte man bei der Planung auch die Unterkünfte für die Gefängniswärter vergessen, sie müssen stundenlange Anfahrten in Kauf nehmen.

Beim *Sokha Hotel* in Phnom Penh taten sich ganz andere Abgründe auf. Warum man die Zahl der Hotelzimmer halbiert habe, beantwortete ein Unternehmenssprecher kreativ: Plötzlich hätten sich unerwartet viele Interessenten für Eigentumswoh-

nungen gemeldet, also habe man rasch umdisponiert. Gerüchte, wonach das Bauvolumen reduziert werden musste, damit der Riesenklotz nicht im feuchten Mekong-Ufer einsinkt, seien ihm nicht bekannt.

Auf die Frage, warum die Fertigstellung so lange auf sich warten liess, verwies er auf Bauverzögerungen beim Bau der neuen *Chroy Changvar Brücke*: Man habe den Bauprozess absichtlich «verlangsamt», um den Gästen keinen Verkehrsstau zuzumuten. Ob man nicht an eine Bootsverbindung gedacht habe, der Tonlé Sap sei knapp zweihundert Meter breit? Auch dies habe man erwogen, schliesslich gebe es in Kambodscha erfahrene Unternehmen, all dies sei in Abklärung … Im Frühling 2015 eröffnet, erfreut sich das *Sokha Hotel* eher dezenter Zustimmung, schuld sind nicht nur die Preise. Zwar ist alles vorhanden – Bars, Spa, Gym, ein riesiger Pool, mehrere Restaurants und Dachterrassen – doch der Bauriegel liegt abgeschieden in einer mit Rasenbepflanzung geschönten Brache, in Sichtweite der Altstadt und doch eine habe Sunde von ihr entfernt. Zwar verkündet die Website stolz «Royal Palace: 800m» – aber das ist in Luftlinie gerechnet, dazwischen liegt der Fluss. Die kürzeste Verbindung ins Stadtzentrum bietet eine Fähre weiter südlich, dann geht es zu Fuss oder per Taxi am Unabhängigkeitsdenkmal vorbei den Preah Sisowath Quay hinauf, und nach vier Kilometern hat man die versprochenen «achthundert Meter zum Royal Palace» geschafft. Entsprechend reagiert der General Manager und dessen Assistent auf jedes einzelne Posting, das Gäste auf *Tripadvisor* hinterlassen, derart atemlos kommunizieren wenige Fünf-Sterne-Hotels auf der Welt. Rückmeldungen, wonach das Hotel zu weit abgelegen sei und eine Shuttle-Verbindung zum Standard dieser Preisklasse gehöre, werden abgebürstet: Zum einen seien fünfzehn bis zwanzig Minuten Fahrzeit doch keine Entfernung, zudem der Weg am Mekongufer sehr schön, auch arbeite man längst an dem Problem und freue sich im Übrigen auf den nächsten

Besuch. In diesem Umfeld muten die Prognosen des Staatspräsidenten anlässlich der Hoteleinweihung geradezu rührend an: «Soon some diplomatic people may come to stay here. Some diplomatic people are likely to come to live, as it has a fresh atmosphere with no air pollution». «May come ...» – dass Diplomaten vor allem wegen der guten Luft ihren Wohnsitz nach Phnom Penh verlegen möchten, hat international noch viel zu wenig Beachtung gefunden.

Als nächstes präsentierte *Sokimex* ein zumindest für internationale Käufer absurdes Modell. Auf einem gigantischen Schiffskörper, ähnlich einer Badewanne, sollen am Ufer des Tonlé Sap und in Sichtweite des bestehenden *Sokha*-Hotelklotzes drei 62-stöckige Zwillingstürme mit «Sky-Bridge» entstehen, ein misslungener Abklatsch der beiden *Petronas Towers* in Kuala Lumpur. Geplanter Baubeginn war 2015, der Stand der Arbeiten im Jahr 2022: Vorerst weiter «in Planung».

Ein Schiff wird kommen – möglicherweise: Das neueste Sokimex-Projekt an der Spitze der Halbinsel Chroy Changvar

Ghost buildings and abandoned skyscrapers

Abwimmeln, Schönreden und Luftschlösser verkaufen gehört zum kambodschanischen Baugeschäft, der Kreativität sind keine Grenzen gesetzt. Der Direktor des unabhängigen und unparteiischen *Cambodia Institute für Cooperation and Peace* bewertet die Lage kritisch: «Es geht um das Vertrauen zwischen Investoren und Regierung. Und dieses Vertrauen ist nicht vorhanden. Transparenz und adäquate Kompensationen wären nötig, um Investoren zu ermutigen, wieder in Kambodscha einzusteigen.» Es scheint, dass das Konzept der Regierung, die Rechnung ohne den Wirt, sprich: ohne die Bevölkerung zu machen, nicht ganz aufgehen will.

Ein zusätzliches Problem dürfte die Lage der meisten geplanten Satellitenstädte sein. Sowohl *Diamond Island City* als auch *Boeung Kak Lake* liegen mitten in der Stadt, sind also gar keine Satelliten im eigentlichen Sinn. Auch *Chroy Changwar/ City of Future* liegt nur wenige Kilometer ausserhalb. Zentrumsnah gebaute Satelliten aber neigen dazu, in punkto Verkehrsbelastung, Luftverschmutzung, Überbevölkerung und Überschwemmungen den Stadtzentren die Luft abzudrehen, vor allem dann, wenn nicht von vornherein vernetzt geplant wird. Und so sind es beileibe nicht nur die Stadtplaner und Architekten der 1960er-Jahre, also die, denen man Nostalgie nachsagen könnte, die zu einem vernichtenden Urteil über die Planungskompetenz der Regierung kommen. Pung Chhiv Kek, Präsident der Menschenrechtsorganisation *Licadho*, diagnostiziert im Wall Street Journal exakt dieselben Gründe wie Vann Molyvann: «Seit 1993 existiert kein Gesamtkonzept für die Stadtplanung, keine zuverlässigen Studien, wie die neuen Bauzonen hinsichtlich Verkehrsführung, Abwasser, Infrastruktur und Transport zu planen wären.» Und Ching Chhom Mony, Dekan für Architektur und Stadtplanung an der *Royal University of Fine Arts* von Phnom Penh, ergänzt: «Unsere Stadtplaner tun, wozu sie Lust und Laune haben. Stadtentwicklung in Phnom Penh ist eine Katastrophe.» Was allen Grossprojekten gemeinsam ist: Sie werden abseits der Bevölkerungsmehrheit geplant, orientieren sich an futuristischen Reissbrettideen, versprechen irreale Renditeerwartungen, sind undurchsichtig finanziert und neigen dazu, wenn nicht zu kollabieren, so doch auf halbem Wege stecken zu bleiben. In Kambodscha wächst ein riesiges Arsenal an Ghost Buildings und Abandoned Skyscrapers heran.

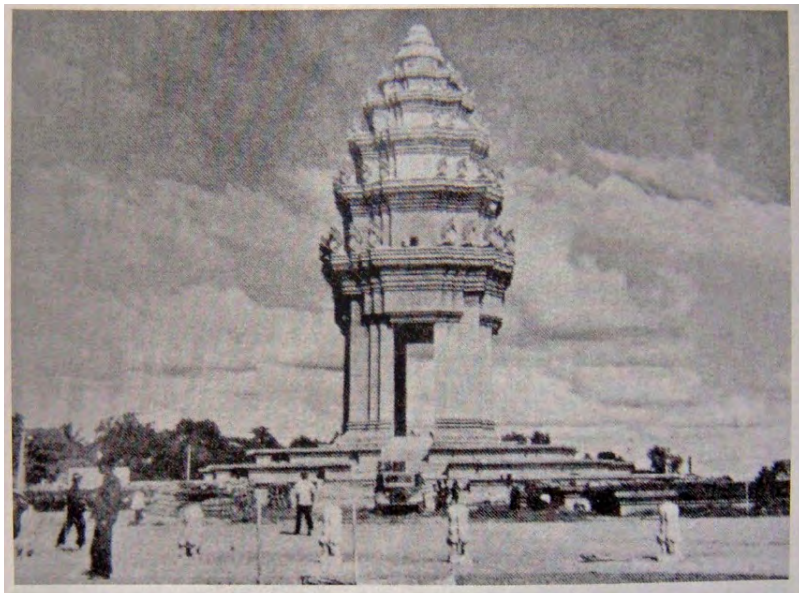
Ein Denkmal für die Freiheit

«Der Freiheit ein Denkmal» hätte man ausrufen mögen, als am 9. November 1962 nach vierjähriger Bauzeit Vann Molyvanns *Monument de l'Indépendance* («Vimean Ekareach») eingeweiht wurde. Geformt im Stil einer Lotus-Stupa und stilistisch an die Türme von Angkor Wat angelehnt, ist das Monument eines der herausragenden Sehenswürdigkeiten in Phnom Penh. Als Vorbild diente der hinduistische Tempel von Banteay Srei, jenes Khmer-Juwel nordöstlich von Angkor Wat, das Shiva, dem Gott der Zerstörung, der Schöpfung und des Neubeginns geweiht ist.

Die Neuinterpretation originärer Khmer-Architektur an der Kreuzung von Norodom Boulevard und Sihanouk Boulevard ist aus Beton gearbeitet, dekorative Elemente aus dem traditionellen Baurepertoire sind in eine zeitgemässe Sprache übersetzt. Nagas, die Schlangen und Schutzgottheiten aus der Hindu-Mythologie,

sind aus rotem Marmorgranulat gefertigt, anstatt wie bei Banteay Srei aus Sandstein. Der Vorplatz und die Stufen, die zum Monument hinaufführen, sind aus grauem chinesischem Marmor, die Flamme der Unabhängigkeit stammt aus der Hand eines französischen Goldschmieds.

In seiner Einweihungsrede betonte Sihanouk die Bedeutung der Einheit für das Land, erwähnte aber weder den Architekten noch die Ingenieure und verlor auch kein Wort darüber, warum das Unabhängigkeitsdenkmal erst zehn Jahre nach der Unabhängigkeit fertiggestellt war. Kong Sam Ol, Minister des Königspalastes und einst Vizepremier, vermutet hinter der Verzögerung technische Probleme: Das Gelände war einst ein Feuchtgebiet gewesen, früher floss hier ein Nebenarm des Bassac River durch, im Erdreich fand man Reste einer historischen Brücke. Nach Erlangen der Unabhängigkeit hatte man die Feuchtgebiete in und um das Stadtzentrum mit Drainagen ausgestattet. Jetzt erwiesen sich die ersten Konstruktionspläne des Ingenieurs Ing Kieth als untauglich. Darauf entwickelte Tan Veut, Bildhauer und Maurer aus Battambang, ein Netzwerk aus verschränkten Pfählen, auf denen eine Plattform ruhen würde, die das Monument tragen. 1959 war das Fundament gegossen, doch es dauerte drei weitere Jahre, bis der Entwurf für das eigentliche Denkmal fertig war. Das *Monument de l'Indépendance* ist einzigartig in Vann Molyvanns Werk, es ist das einzige, dessen Ästhetik direkt von der Khmer Architektur inspiriert ist. Obwohl es grossen symbolischen Charakter hat, zählt es nicht zu den Bauten, die der Architekt selbst der *New Khmer Architecture* zurechnen würde.



Le "Monument de l'Indépendance" peu de temps avant l'achèvement des terrasses qui l'entourent

Sihanouk selbst kam erst im Herbst 2013 zu Ehren. Unweit des Denkmals wurde eine 5 Meter hohe Bronzestatue, überwölbt von einem 27 Meter hohen Schrein, feierlich eingeweiht. Anlässlich der Eröffnungszeremonie betonte Hun Sen, er werde in seinem eigenen Bemühen um Aussöhnung und Einigkeit in die Fussstapfen des früheren Königs treten und Kambodscha zu einer grossen Nation machen, die mit anderen Nationen auf Augenhöhe verkehren werde. Wie wörtlich er dies meinte, wurde zwei Jahre später deutlich. Auf einem 15 Hektar grossen Areal auf Chroy Changvar, das Ly Yong Phat gestiftet hat, soll ein fast 60 Meter hohes Monument entstehen. Der angkorianischen Tradition entsprechend sollen die Grundmauern mit Bas-Reliefs verziert sein, auf denen die Entwicklungsgeschichte der letzten dreissig Jahre erzählt wird. In mehreren Gebäuden um das Monument sollen historische Dokumente, Fotografien, Dioramen, Video und Filme präsentiert werden, ergänzt um Lesesäle und ein Restaurant. «Wir werden zeigen, wie viele Menschen ihr Leben geopfert haben in dem Bemühen, den grausamen Bürgerkrieg zu beenden und den Weg hin zu Frieden, Stabilität und Entwicklung der Gegenwart zu ebnen.» Dass dabei auch der Hunderttausende Opfer der Landkonflikte gedacht wird, ist kaum zu erwarten, und Hinweise auf die Zeiten, in denen grosse Flächen Kambodschas noch bewaldet waren, dürften ebenfalls fehlen, ebenso wie Abbildungen von Opfern politischer Morde, wie zum Beispiel der ermordeten Chea Vichea, Om Rdasay und Ho Sok, deren Fälle bis heute unaufgeklärt sind. Wahrscheinlich wird das Relief einfach voll des Lobes über Hun Sens glorreiche Amtszeit sein. «L'enfer, c'est les autres» hat Sartre in *Geschlossene Gesellschaft* einst geschrieben: «Die Hölle, das sind die anderen.»

The most beautiful bay of the world

Kep liegt am Golf von Thailand, das Dörfchen nahe der vietnamesischen Grenze lebt vom Krabbenfischfang und ist reich an Monumenten: auf einem Baumstumpf sitzt eine Affenfamilie zum Five o'Clock Tea zusammen, an anderer Stelle tanzt eine Hindu-Gottheit vor glühendem Abendhimmel. König Sdach Korn, bekannt als *Srey Chetha Thireach Rama Thepday*, trotzt bewaffnet den Intrigen des 16. Jahrhunderts und eine Apsara-ähnliche Buddha-Statue spielt auf einer Harfe. Eine riesige Nackte, ihr linkes Bein lässig untergeschlagen, blickt aufs Meer, manchmal verdecken Einwohner ihre Blösse mit einem Bikini. Das wichtigste Denkmal aber ist ein mehrarmiger Riesenkrebs. Früher stand er auf dem Land in einer Art versenkter Suppenschüssel, heute sitzt er im Wasser und reckt die blauen Scheren in die Luft – «Welcome to Kep» steht auf seinem Sockel. Einige Jahre lang wurde er mit einer aufmunternden

Banderole verziert: «KKC Keep Kep Clean 2014», dann «KKC Keep Kep Clean 2015» und schliesslich «KKC Keep Kep Clean 2016», doch bald war die Banderole der Reinlichkeit wieder verschwunden.

In den 1960er-Jahren hatte Prinz Sihanouk die verstreute Siedlung zum «Saint-Tropez du Cambodje» umgebaut, an der Uferpromenade liess er seine königliche Villa bauen, für Kep schreib er eigens einen Song «Beauté de Kep», den er selbst bis ins hohe Alter auf der Bühne vortrug.

Nach der Machtübernahme durch die Roten Khmer wurde das Symbol bourgeoiser Lebensweise so gründlich niedergewalzt, dass von den von Le Corbusier inspirierten Villen nur noch Betongerippe übrig blieben. Die Farmflächen mit dem weltberühmten, sündhaft teuren Kampot-Pfeffer wurden gerodet und mit Reis bepflanzt, Luxus war tabu, der Kapitalismus musste ausgerottet, Reis als Zeichen für Bodenständigkeit und Heimatverbundenheit angepflanzt werden, egal ob der Boden dazu taugte oder nicht. Der Fanatismus Borniertheit der Fundamentalkommunisten löste enorme wirtschaftliche Verluste aus, bis hin zu Hungersnöten, ganz zu schweigen von anhaltenden Landkonflikten wegen nicht dokumentierter Besitztitel.

Derart gründlich hatten die Roten Khmer mit Erinnerungen aufgeräumt, dass so gut wie keine Fotos oder Filmdokumente aus Keps Blütezeit erhalten geblieben sind. Einzige Zeugnisse sind die Villen, übersät von Einschusslöchern, von Pflanzen überwuchert, und ihrem berühmten Geschwister im Norden, dem von Würgefeigen umschlungenen Tempel von Angkor Thom, ein wenig ähnlich. Die Villenbesitzer warten auf steigende Immobilienpreise, ihre Rechnung könnte aufgehen, oder auch nicht, wie so viele Rechnungen in Kambodscha.

Inzwischen berichten Expats, dass mehr als die Hälfte der Einwohner in Kep Polizisten und Beamte seien. Für einen solch kleinen Ort besitzt Kep eine übergrosse Polizeistation, ausserdem alle erdenklichen Amtsgebäude und Ministerien. Selbst viele der kleinen Geschäfte werden von Polizisten betrieben, da kann es schon mal vorkommen, dass die freundliche Dame an der Kasse eine Polizeiuniform trägt.

Im Jahr 2011 kürte der 9. Kongress des Club *Most beautiful bays in the world* die Bucht zwischen Kampot und Kep zu einer der schönsten der Welt. Plötzlich rangierte die *Chhak Kep Bay* neben der Halong Bay, San Francisco und Mont St. Michel auf höchstem internationalem Niveau. Betrachtet man es genauer, war der Preis wohl ein Gefälligkeitslob und ein grosser Teil der Ehre dürfte politischer Hilfestellung um

die Etablierung als drittes Touristenzentrum Kambodschas geschuldet sein. Strände gibt es fast keine, der einzige Sandstreifen misst zweihundert Meter und muss regelmässig aufgeschüttet werden. Die nahegelegene Insel *Koh Tonsay*, in Tourismuskreisen als «Rabbit Island» verspottet, ist eher ein Musterkoffer in Sachen lokaler Inselwelt als ein Inselparadies, auch wenn der Umbau zum internationalen Badeparadies in Planung ist.

Einen halben Kilometer von der berühmten Krabbe entfernt steht eine Kopie des Unabhängigkeitsdenkmals von Vann Molyvann, verloren am Rande des Wohngebiets, in einem vom Verkehr eher gemiedenen Gebiet. Bisweilen rattert ein Moped vorbei, dann überqueren ein paar Kühe die Piste, dann ist es wieder still. Doch nicht überall im Land wird die Erinnerung an Kambodschas Unabhängigkeit so stiefmütterlich behandelt wie in Kep. Im Herbst 2022 kündigte Innenminister Sar Kheng in Battambang ein neues Projekt an: eine Replika von Van Molyvanns Unabhängigkeitsdenkmal. Das Monument werde ein Herzstück der Stadt sein und deren Schönheit unterstreichen. «Obwohl Battambang keine antiken Tempel, kein Meer und keine dichten Wälder hat, ist es ein beliebtes Touristenziel.» Und der Gouverneur von Battambang, Pheng Sithy, fügte zuversichtlich hinzu, dies sei nur ein erster Schritt in Richtung einer neuen Politik, die den Tourismus fördern werde. Das Bauprojekt in Battambang kam freilich wenig überraschend, fast gleichzeitig wurde in Kampong Chhnang eine weitere Replika vollendet, wie schon zuvor in anderen Städten des Landes – Takeo, Kampong Speu, Pailin und Kampong Thom besitzen alle ihr eigenes Unabhängigkeitsdenkmal.

Dass sein Monument einst zum Basissymbol einer völlig anders verstandenen Politik werden würde, hätte sich Vann Molyvann kaum träumen lassen, als er 1962 Kambodschas Kampf um Freiheit und Selbstbestimmung in Stein meisseln liess.

Ein paar Schritte von Keps Unabhängigkeitsdenkmal entfernt finden sich zwei prächtige Gebäude der Provinzverwaltung, davor ein Rasen, eine Promenade und eine grosse goldene Gans. Wenn gerade keine offizielle Veranstaltung stattfindet, ist dort niemand zu sehen, und unwillkürlich muss man an Naypyidaw denken, die überdimensionierte Hauptstadt von Myanmar, nur ein paar Nummern kleiner. Es wird wohl noch eine Weile dauern, bis Kambodscha in Sachen Nachhaltigkeit und Demokratie Tritt gefasst hat – die Kraft dazu ist vorhanden.

Kleiner Bruder: Kopie des Monuments de l'Indépendance in Kep sur Mer

Ein herzlicher Dank geht an Yam Sokly, Architekt und Historiker, der im Sommer 2020 viel zu jung gestorben ist, sowie an Ester van der Laan von Khmer Architecture Tours. Ausserdem danke ich Rory Byrne, Freelance Video Journalist und damals tätig für Voice Of Asia VOA, der uns auf unserer ausführlichen Tour durch Phnom Penh begleitet und dokumentiert hat, sowie dem damaligen deutschen Botschafter in Phnom Penh, Joachim Marschall von Bieberstein, der uns auf die Khmer Architecture Tours aufmerksam gemacht hatte. Die Architektur-Exkursion durch Phnom Penh wurde von Rory Byrne dokumentiert und ist auf Internet abrufbar: Voice of Asia (Khmer) und AP Newsroom (Englisch).

Many thanks to Yam Sokly, architect and historian, who died much too young in the summer of 2020, and to Ester van der Laan of Khmer Architecture Tours. I would also like to thank Rory Byrne, freelance video journalist and then working for Voice Of Asia VOA, who accompanied us and documented our extensive joint tour of Phnom Penh, as well as German Ambassador in Phnom Penh, Joachim Marschall von Bieberstein, who brought Khmer Architecture Tours to our attention. The architecture excursion through Phnom Penh was documented by Rory Byrne and is available on the internet: Voice of Asia (Khmer) and AP Newsroom (English).

Anm.: Die Entwicklung von Architektur- und Stadtplanungsprojekten, Ideen und Konzepten ist in Kambodscha, wie fast überall in Asien, extrem dynamisch, bisweilen widersprüchlich und unberechenbar. Einige der beschriebenen Planungen dürften inzwischen überholt, erweitert oder erledigt sein, Stand der Berichte ist Sommer 2023 / Note: The development of architectural and urban planning projects, ideas and concepts in Cambodia, as almost everywhere in Asia, is extremely dynamic, sometimes contradictory and unpredictable. Some of the described planning projects are likely to be outdated, expanded or completed by now; the status of the reports is summer 2023.

© 2023 Claus Donau (Zitate unter Hinweis auf Autor und Titel der Dokumentation: «Zukunft bauen. Kambodschas Architekturmoderne» / Quotes with reference to the author and title of the documentation: "Building the Future. Cambodia's Architectural Modernism".